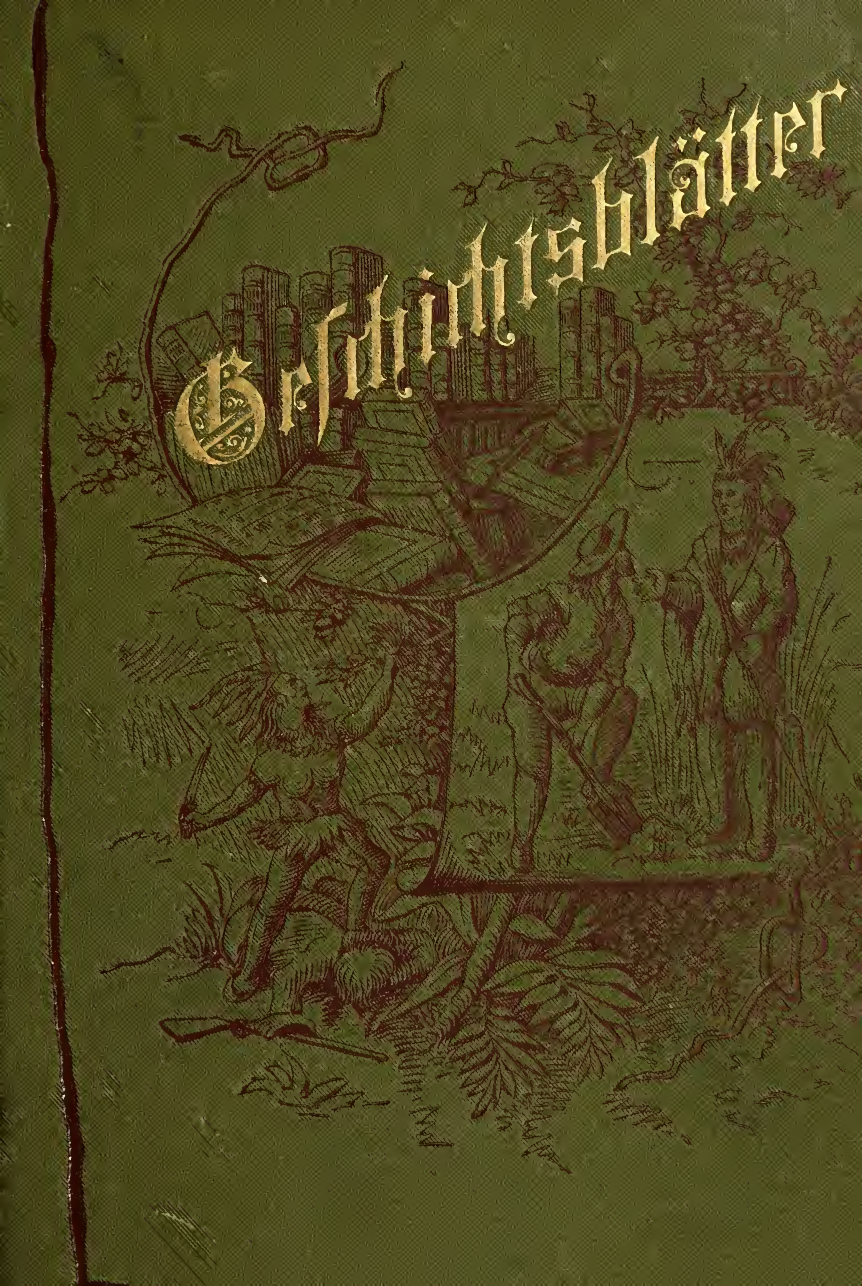
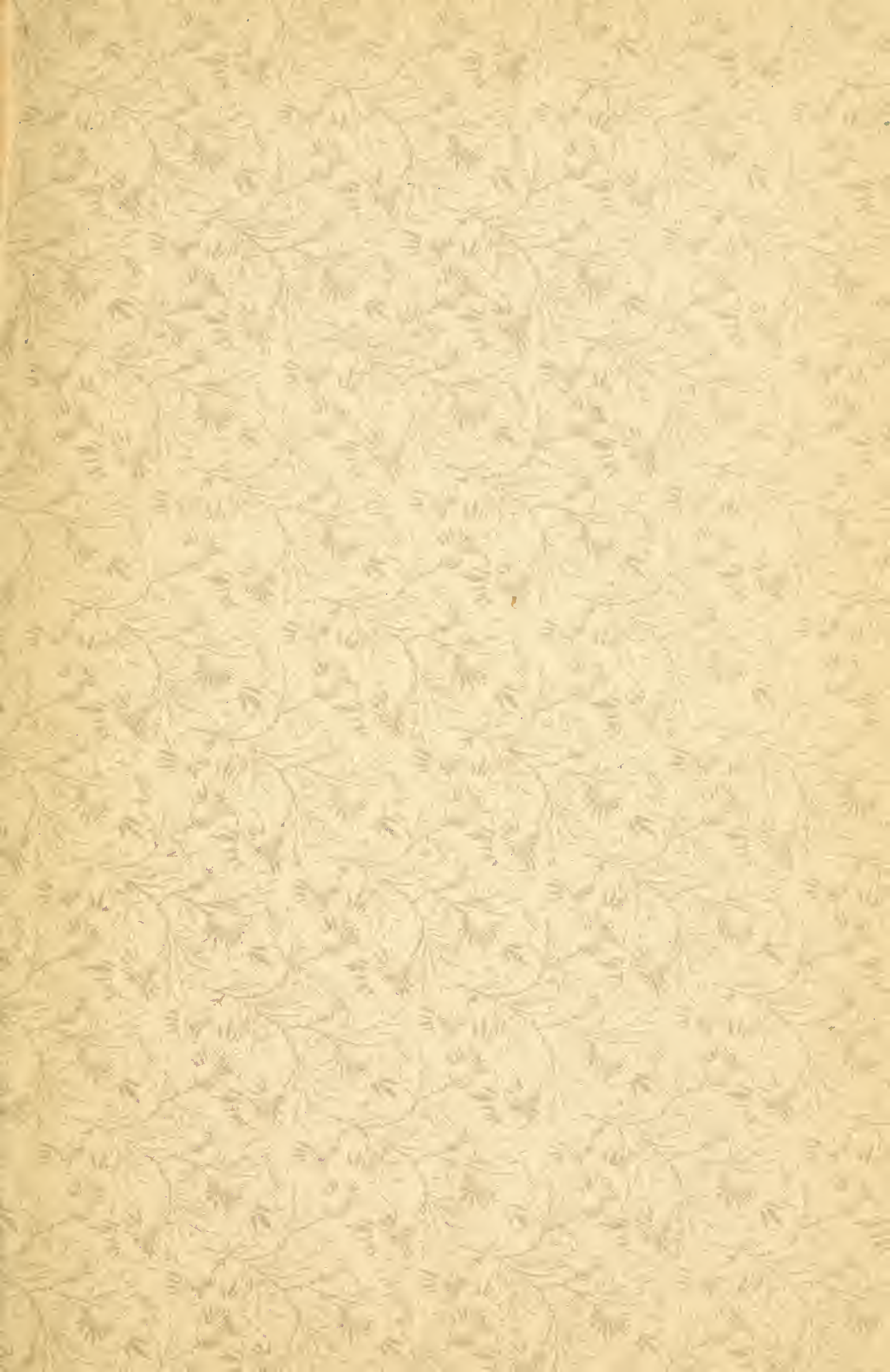

Geschichtsblätter









Geschichtsblätter

Bilder und Mittheilungen

aus dem Leben der Deutschen in Amerika

Herausgegeben

von

Carl Schurz

Erster Band

New York
E. Steiger & Co.
1884

Die

Deutschen im Staate New York

während

des achtzehnten Jahrhunderts

Von

Friedrich Kapp

New York
E. Steiger & Co.
1884

Gleichzeitig mit dem amerikanischen Originale erscheint eine für die außer-amerikanischen Länder autorisirte Ausgabe dieses Buches bei **Quandt & Händel** in Leipzig.

Friedrich Kapp. E. Steiger.

New York, Oktober 1867.

Druck von
E. Steiger & Co.
New York.

Zur Einführung

der

Geschichtsblätter.

Friedrich Kapp sagt in der Einleitung zu seiner Geschichte der Deutschen im Staate New York: „In den für die Eroberung des neuen Welttheils geführten Kämpfen stellten die Romanen die Offiziere ohne Heer, von den Germanen dagegen die Engländer ein Heer mit Offizieren, die Deutschen endlich ein Heer ohne Offiziere." Dies ist, besonders was die Deutschen angeht, durchaus zutreffend. Sie wanderten nach Amerika und ließen sich hier nieder als bloße Ansiedler, ohne hohe obrigkeitliche Führung. Sie wurden Bestandtheile bereits bestehender Gemeinwesen, in welchen eine überwiegende Bevölkerung anderer Nationalität in politischer und gesellschaftlicher Beziehung die Führer-Rolle spielte. Sie hatten nicht, wie die „Heere mit Offizieren", ihre amtlichen Geschichtschreiber, welche über ihr Thun und Treiben regelmäßigen Bericht erstatteten. Mit dem alten Vaterlande hatten sie den politischen Zusammenhang verloren, und das dort für sie gehegte Interesse an ihren Schicksalen war daher ein persönliches oder Familien-Interesse, aber kein nationales. Ueberdies wurden sie durch den Unterschied der Sprache, der sie in den neuen Gemeinwesen von der tonangebenden Nationalität trennte, vielfach isolirt und nicht selten in die ungünstige Stellung eines fremdartigen Elementes gedrängt. All diese Umstände wirkten zusammen, um die deutsche Bevölkerung in der von der leitenden Nationalität geschriebenen Geschichte des amerikanischen Volkes einer etwas nebensächlichen, stiefmütterlichen Behandlung verfallen zu lassen. Auch währte es lange, bis von deutscher Seite geeignete Anstrengungen gemacht wurden, um diese Lücke auszufüllen. Bis zum zweiten Drittel dieses Jahrhunderts

hatte die deutsche Einwanderung nur eine verhältnißmäßig sehr geringe Anzahl gebildeter Männer aufzuweisen, welche zur ordentlichen Verarbeitung geschichtlichen Stoffes Neigung oder Fähigkeit besaßen. Erst in jüngerer Zeit haben sich deutsche Schriftsteller von bedeutender Begabung gefunden, welche sich mit warmem Eifer und großem Erfolge der Aufgabe unterzogen, dem deutschen Elemente in Amerika seinen rechtmäßigen Platz in der Entwickelungsgeschichte dieses Landes zu sichern.

Die zweihundertjährige Gedächtnißfeier der ersten deutschen Ansiedlung in Pennsylvanien hat neuerdings unter der deutsch redenden Bevölkerung der Vereinigten Staaten ein frisches Interesse an der Geschichte der deutschen Einwanderung in Amerika erweckt. Sie hat sowol die Veröffentlichung neuer und sehr verdienstvoller Arbeiten auf diesem Felde veranlaßt, als auch ältere, die dem größern Leserkreise mehr oder minder unzugänglich geworden waren, wieder in Erinnerung gebracht. Es finden sich derartige Leistungen von bedeutendem Werthe nicht allein in Büchern, die vor Jahren erschienen und jetzt nicht mehr im Handel sind, sondern auch in Pamphleten, Tagesblättern und Zeitschriften verschiedener Art, wo sie nur eine schnell vorübergehende Aufmerksamkeit auf sich ziehen konnten. So liegt eine Menge von höchst interessantem geschichtlichem Material zerstreut und vernachlässigt, das in hohem Grade verdient, der Vergessenheit entrissen, in Buchform zusammen gestellt und zur Belehrung und Unterhaltung deutscher Leser in Amerika neu belebt zu werden. Dies ist der Zweck der „Geschichtsblätter, Bilder und Mittheilungen aus dem Leben der Deutschen in Amerika", deren Herausgabe, im Sinne der Auswahl, Sichtung und Anordnung des Lesestoffs, der Unterzeichnete übernommen hat.

Dem Plane gemäß sollen die „Geschichtsblätter" keineswegs ein bloßes Archiv für die Veröffentlichung historischer Documente oder für sonstigen gelehrten Apparat geschichtlicher Forschung sein. Sie sollen vielmehr eine Reihenfolge geschichtlicher Lebensbilder in möglichst großer Mannigfaltigkeit und in entsprechender Form bieten: Geschichten einzelner Ansiedlungen, Darstellungen merkwürdiger Begebenheiten, Erzählungen aus der Laufbahn hervorragender Menschen u. s. w. Sie sollen in dieser Weise der jetzigen Generation der Deutsch-Amerikaner den Antheil an der gewaltigen Entwicklung dieser neuen Welt vorführen, den ihre Stammesgenossen sich in älterer und jüngerer

Vergangenheit erwarben, — die harten Entbehrungen und Kämpfe, unter denen sie sich Bahn brachen; die heroische Ausdauer, mit der sie entmuthigende Schwierigkeiten überwanden und das gewonnene Feld behaupteten; die Gedanken, Anschauungen und Bestrebungen, die sie als Civilisations-Element in das neue Leben hineintrugen; die patriotische Thatkraft und Opferwilligkeit, mit der sie, wenn es noth that, Leib und Leben für die neue Heimath und für die Freiheit und das Wohl des Volkes einsetzten. Es ist zu hoffen, daß ein im großen Leserkreise neu gewecktes Interesse an diesem Gegenstande auch den Eifer Derjenigen anspornen wird, welche zu weiteren geschichtlichen Forschungen Beruf und Muße haben. Dies ist um so mehr zu wünschen, da es jetzt noch eine Menge von ergiebigen Quellen und von unschätzbaren Hülfsmitteln für die Bearbeitung interessanter Perioden und Ereignisse gibt, von denen viele schon in naher Zukunft fehlen werden, z. B. alte Leute, welche Zeitgenossen merkwürdiger Begebenheiten und vielleicht gar Bekannte der daran betheiligten Personen waren; örtliche Ueberlieferungen, die sich bis jetzt erhalten haben, aber bald von dem Eindringen neuer Interessen, Verhältnisse und Menschen überfluthet werden mögen; alte Briefwechsel und Familienpapiere, sowie alte Jahrgänge von Zeitungen, deren Werth von künftigen Besitzern nicht gekannt und geschätzt werden mag, und die deshalb in Gefahr sind, verlegt oder vernichtet zu werden, u. s. w. Es ist für die Culturgeschichte des amerikanischen Volkes im Allgemeinen und für die Deutschen besonders im höchsten Grade wünschenswerth, daß das Material, welches zum großen Theile nur noch eine kurze Zeit erreichbar sein wird, recht bald für die Zukunft gesichert werde. Dies ist eine Aufgabe, welche nur dann befriedigend erfüllt werden kann, wenn möglichst viele Personen der Sache ihre Aufmerksamkeit schenken und sich veranlaßt finden, die interessanten Dinge, die ihnen aufstoßen mögen, zur öffentlichen Kenntniß zu bringen.

Die ersten Plätze in dieser Sammlung gebühren natürlich denjenigen Schriftstellern, die sich durch ihre Arbeiten auf diesem Felde besonders ausgezeichnet und verdient gemacht haben. Der vorliegende erste Band enthält den interessantesten Theil von Friedrich Kapp's „Geschichte der Deutschen im Staate New York", die, zuerst vor sechzehn Jahren erschienen, jetzt im Buchhandel nahezu vergriffen ist, und wovon

der Verfasser selbst die für den gegenwärtigen Zweck passende Umarbeitung besorgt hat. Der zweite Band wird „Bilder aus der deutsch-pennsylvanischen Geschichte" von Oswald Seidensticker enthalten.

Obgleich zuvörderst die Wiederveröffentlichung werthvoller älterer Sachen in Aussicht genommen ist, so soll damit die Aufnahme neuer Arbeiten gewiß nicht ausgeschlossen sein. Die „Geschichtsblätter" sollen im Gegentheil dazu frische Anregung geben. Es ist viel Versäumtes nachzuholen, nicht allein was die deutsche Einwanderung in den früheren Perioden, sondern auch was ihre Geschichte in neuerer Zeit betrifft. So hat der Antheil, welchen unsere Stammesgenossen an den großen Ereignissen des Rebellionskrieges hatten, noch nicht eine entsprechende Würdigung und Darstellung gefunden. Die „Geschichtsblätter" werden dafür ein passendes Organ bieten. Wir hoffen schon in kurzer Zeit aus der Feder des Generals Franz Sigel einen Band bisher noch nicht veröffentlichter Erinnerungen und Denkwürdigkeiten liefern zu können, betreffend die Ereignisse, an welchen der Verfasser während der ersten zwei Jahre des Krieges selbst thätigen Antheil genommen, oder die er persönlich beobachtet hat. Dieser Arbeit sollen sich ähnliche anreihen, so daß womöglich ein dem deutschen Elemente gerecht werdendes Bild dieser großen Zeit aus deutscher Feder der Nachwelt erhalten bleibe.

New York, im Januar 1884. Carl Schurz.



Die
Deutschen im Staate New York



Seinem Freunde

Gustav Schwab in New York

der Verfasser.



—

Vorbemerkung.

Auf den Wunsch des mir befreundeten Verlegers habe ich aus meiner 1867 zuerst erschienenen „Geschichte der deutschen Einwanderung im Staate New York" hier diejenigen Kapitel zusammengestellt, welche ein in sich abgerundetes Bild von der Masseneinwanderung unserer Landsleute in diesen Staat geben. Nur hie und da wurden einige unbedeutende Zusätze und Verbesserungen gemacht oder ein paar Stellen gestrichen. Der Raumersparniß wegen sind die Quellennachweise und Dokumente nicht mit aufgenommen. Derjenige Leser, welcher sie nachzusehen wünscht, kann sie leicht im Anhang der großen Ausgabe finden.

Berlin, den 1. Dezember 1883. Friedrich Kapp.

Inhaltsverzeichniß.



Erstes Kapitel.

Einleitung. Charakter der deutschen Einwanderung.

Die bedeutendsten europäischen Völker sind bei der Entdeckung und Ansiedelung Nord-Amerika's betheiligt, indessen haben höchstens Spanier und Franzosen, Engländer und Deutsche mehr oder minder bleibende Spuren ihrer Kolonisationsversuche zurückgelassen und auf die Entwicklung des amerikanischen Volkscharakters einen heute noch fortwirkenden Einfluß ausgeübt.

In den für die Eroberung des neuen Welttheils geführten Kämpfen stellen die Romanen die Offiziere ohne Heer, von den Germanen dagegen die Engländer ein Heer mit Offizieren, die Deutschen endlich ein Heer ohne Offiziere.

Spanier und Franzosen unternahmen kühne Eroberungszüge, wie die fahrenden Ritter, suchten in den Sümpfen Florida's den Quell der ewigen Jugend, durchstreiften den halben Kontinent nach Gold, bekehrten die Indianer mit dem Feuereifer der ersten Apostel und zwängten den Geist ihrer Begleiter und Nachfolger in die engen Stiefel ihrer religiösen und politischen Vorurtheile. Nachzügler des spanischen Konquistadorenthums und Plänkler der französischen Weltmacht, wetteiferten sie in der amerikanischen Wildniß mit einander in ihrer Hingabe an die Interessen der Kirche und der Krone. Mit kühnem politischen Blick gründeten sie ein großes Reich, welches, den Lorenzstrom mit den Seen und dem Mississippi verbindend und diesen entlang bis zum merikanischen Golfe fortlaufend, die englischen Niederlassungen auf den schmalen atlantischen Küstensaum beschränken sollte. Für die Spitzen dieses neuen Reiches war wohl gesorgt, aber es fehlte an der gesunden Grundlage, an der nothwendigen Voraussetzung eines Staates, am Volke; die Ziele waren zu weit gegriffen, die Pläne zu maßlos, die ganze Schöpfung schwebte in der Luft. Diese tapferen Eroberer wähnten in ihrer Verblendung, daß sie die in der Heimath bewährten Netze

weltlicher und geistlicher Polizei mit demselben Erfolge über die neue Welt spannen könnten, um auch in Amerika die Triumphe des damals in Europa aufstrebenden Absolutismus zu feiern; sie hatten keine Ahnung davon, daß zur Gründung eines mächtigen Kolonialstaates vor Allem ein selbst thätiges, selbst denkendes und sich selbst bestimmendes Volk gehört. So mußten ihre Schöpfungen zerfallen, und auch der Ruhm ihrer glänzenden Thaten, die äußeren Spuren ihres Daseins sind vom Boden Amerika's so gut wie verwischt. Der kastilianische Löwe und die weißen Lilien sanken mit den Bäumen, in welche sie zum Zeichen der erfolgten Besitznahme eingehauen waren, und nur ausnahmsweise erinnert uns ein glücklich angelegtes Fort, der verständig gewählte Platz einer Niederlassung oder der Name eines Flusses an den politischen und soldatischen Scharfblick ihrer ersten Gründer und Erforscher.

Hinter Champlain, Marquette und Lasalle, den Entdeckern, und hinter Frontenac, Galisonnière und Montcalm, den Soldaten, rückte eine unscheinbare, aber mächtige Armee her. Es waren die untersten Schichten der bürgerlichen Gesellschaft, kleine und arme Leute, die sich keiner stolzen Führer rühmen konnten, aber jeder für sich dachten und handelten und bewußt oder unbewußt die Träger der großen Ideen waren, welche auf politischem Gebiete die Reformation vollendeten und in der Heimath das Königthum durch das „Gemeinwohl" verdrängten. Nüchtern und fleißig, richten diese englischen Ansiedler ihren Blick auf das nächste Ziel und unterwerfen zuerst den Boden ihrer Herrschaft. Jeder Axtschlag, den sie führen, jeder Wald, den sie ausroden, jede Furche, die sie ziehen, befestigt ihren Besitz. Nicht im Sturmschritt fliegen sie durch das Land, wie die Franzosen, sondern langsam und sicher kriechen ihre Niederlassungen gleichsam vor. Keinen Fußbreit gewonnenen Bodens geben sie wieder auf, und stets rückt in die Stelle des Vordringenden ein Hintermann ein. Der Farmer, welcher nur mühsam sein Leben fristet, vertritt, wenn der Ruf an ihn ergeht, seine Mitbürger eben so gut im Kirchen- oder Gemeinde-Rathe oder als Gesetzgeber. Er liebt den Krieg nicht, denn er hat Besseres zu thun; allein wenn's sein muß, kämpft er tapfer und zähe für Haus und Hof. Der Geist dieser Männer ist durch Denken und Selbstzucht gereift, und wenn die Schranken, innerhalb deren sie sich bewegen, auch eng sind, so gewinnt ihr

Thun gerade durch diese Beschränktheit desto mehr an Kraft und Sicherheit.

Während Neu-Frankreich von der Gewalt großgezogen und mit künstlichen Reizmitteln gehoben wird, legen die ausgestoßenen und vernachlässigten Söhne Englands unter Schwierigkeiten aller Art, unscheinbar und bescheiden, aber in selbstvertrauendem Muthe den Grund zu Neu-England. Hier die Demokratie, der Protestantismus und die Pflugschaar, dort der Feudalismus, das Papstthum und das Schwert. Der Puritaner liebt die Freiheit, nennt Niemanden seinen Herrn, aber er beugt sich gehorsam dem Gesetze, das er selbst gemacht hat, und vermehrt durch energischen Fleiß seinen Wohlstand; der Neu-Franzose kennt nur blinden Gehorsam gegen die Gebote des Mutterlandes und der Kirche, ja ist stolz in seiner Abhängigkeit von ihnen. Priester und Soldat denken und handeln für ihn, sie bewachen und beschützen ihn von der Wiege bis zum Grabe. Neu-England ist das Kind der Reformation und Revolution, eine durchaus moderne Kolonie, in welcher Alle mit bienenartiger Geschäftigkeit Hand mit anlegen und sich durch möglichst ausgedehnte Verwerthung ihrer geistigen Fähigkeiten ein menschenwürdiges Dasein erkämpfen. Neu-Frankreich gleicht einem mittelalterlichen Lager, in dessen ausgedehnten Zelten eine stets schlachtbereite Armee ausruht, um auf den ersten Ruf des Führers zu neuem Krieg und neuen Abenteuern auszuziehen.

Aehnlich ist es in Pennsylvanien, wo sich die Quäker eine Freistätte gründen, ähnlich im Süden, wo zum Theil die vertriebenen englischen Aristokraten die neuen Kolonien ins Leben rufen. Auch diese Männer sind, trotzdem daß sie mit den ihr Vaterland revolutionirenden Ideen einen unglücklichen Kampf geführt hatten, doch so gut Engländer wie die Uebrigen; sie tragen ihre Gemeindeeinrichtungen und nationalen Anschauungen, die alle in der Selbstregierung wurzeln, übers Meer und prägen, oft ohne es selbst zu wissen, den sittlichen und politischen Geist der Heimath in ihren Schöpfungen aus. So dringen die englischen Ansiedler in etwas mehr als einem Jahrhundert allmälig von der Küste aus bis an die Alleghanies vor und stoßen im Ohio-Thal zu derselben Zeit mit den Franzosen zusammen, als mit dem Fall von Quebeck deren Herrschaft auf amerikanischem Boden für immer gebrochen wurde. Neu-Frankreich sank dahin, aber Neu-England blühte mit jedem Tage

mächtiger und stärker empor. Wie es heute noch der Kopf und das Gewissen der Vereinigten Staaten ist, so war es auch damals schon der Ausdruck des Geistes, der die englische Einwanderung über diejenige aller übrigen Völker stellt.

Der Zeit und Bedeutung nach folgen hinter Spaniern, Franzosen und Engländern die Deutschen. Der Charakter dieser Einwanderung ist Demuth, Verzagtheit und duldende Ergebung. Sie rettet kaum das nackte Leben über den Ozean und ist sogar dafür dem Himmel noch dankbar. Bis an die Gränze der fürstlichen Domainen verfolgt ziehen sie, Psalmen und „Exulantenlieder" singend (eine neue Art geistlicher Dichtung), aus der Heimath, wie die evangelischen Salzburger, die Herrnhuter oder die verfolgten Lutheraner. Zum Abschied zünden ihnen die Franzosen die Felder und Dörfer an, wie den armen Pfälzern und Schwaben; aber sie haben kaum mehr die Kraft zu einem Fluche gegen ihre Dränger, zum Hasse gegen ihre einheimischen Peiniger. Vertrieben aus ihrer Heimath, schutzlos den Mißhandlungen des Auslandes preisgegeben, eine Beute der Seelenverkäufer in Holland und England, eilen diese Unglücklichen von dannen, um nur den rohesten Bedrückungen daheim zu entgehen. In Amerika angekommen treten sie meistens in eine neue Knechtschaft, die sogar nahe an Sklaverei gränzt. Sie wollen nur nicht bis aufs Blut ausgesogen sein; ein paar Hufen Landes sind das höchste Ziel ihres Ehrgeizes. Dem entsprechend kann sich die deutsche Einwanderung auch nur in die bereits bestehenden Verhältnisse einschieben und keine selbstständige Stellung einnehmen. Im Gefolge der Engländer oder als deren Vorposten ausgesandt, füllt sie die täglich weiter vordringenden Reihen der Ansiedler auf und bildet durch ihre Ausdauer sowohl als ihre Unverwüstlichkeit, ihre Zahl und ihre Arbeitskraft ein unentbehrliches, äußerst schätzenswerthes Element der neuen Bevölkerung; allein sie bezeichnet keinen qualitativen Fortschritt in der kolonialen Entwickelung des Kontinents. Deutschland — so hart es heut zu Tage auch dem nationalen Stolze klingen mag — liefert im vorigen Jahrhundert den englischen Kolonien bloß Hände zur Arbeit. Die deutschen Auswanderer sind die Kulis des achtzehnten Jahrhunderts, sie spiegeln das Elend, den Jammer und Verfall der einst so mächtigen Heimath wieder.

Nicht daß es ihnen ganz an hervorragenden Männern gefehlt hätte, die, wenn auch geringer an Zahl, doch an Geist den Engländern ebenbürtig waren; allein die Leistungen der bedeutenderen Deutschen, wie z. B. Minnewit und Leisler, kamen selten ihren eingewanderten Landsleuten und noch weniger dem alten Vaterlande zu Gute. Sie waren im Dienste und Interesse der fremden Nation verrichtet und standen weder in räumlichem noch geistigem Zusammenhange mit der Heimath. Diese kannte überhaupt anderthalb Jahrhunderte nach dem westfälischen Frieden kaum jene kraftbewußte, rücksichtslose Selbstsucht, welche den Kern jeder nationalen Politik bildet. Es war darum auch nicht etwa die geringere persönliche Tüchtigkeit des Einzelnen, sondern die Verkümmerung unsers politischen und wirthschaftlichen Lebens, welche auch den Erfolg des bedeutendsten Deutschen in der Heimath lähmte, wenn nicht ganz verhinderte. In England dagegen traf der Schwung und die Blüthe des bürgerlichen Lebens mit der Ausströmung der Massen zusammen, welche als die treuen Kinder eines mächtigen Gemeinwesens den Ruhm und die Ehre des Mutterlandes in der Fremde noch erhöhten. England schwang sich in Folge seiner geglückten Revolutionen täglich mehr zur Weltmacht empor und verpflanzte auf amerikanischen Boden den reichen Segen germanischer Thatkraft und germanischen Geistes, als deren Bannerträger sich Deutschland während des Mittelalters im Osten und Norden Europa's so glänzend bethätigt hatte.

Vom elften Jahrhundert an waren seine Söhne als Bezwinger, Lehrer und Zuchtmeister der Nachbarn in die Fremde gedrungen, und hatten deutschem Handel und Gewerbfleiß, deutscher Sitte und deutschem Recht in den Gebieten jenseits der Elbe, Oder und Weichsel, ja über das deutsche und baltische Meer hinaus eine heimische Stätte geschaffen. Alle nordischen Meere, Buchten und Eilande wurden von ihnen durchspäht, bei den Wenden und Preußen, Finnen und Russen, in Schweden und Norwegen, in Dänemark und England waren diese tapferen Ritter und muthigen Bürger zu Hause. Nicht als dienstbare Knechte, kummervoll und duldend, wie die Auswanderer des achtzehnten Jahrhunderts, sondern als stolze und gebietende Herren zogen sie aus und wußten überall verlassene Landstriche zu kolonisiren oder unterlegene Volksstämme der eigenen Bildung zu gewinnen. Das waren keine bloßen Abenteurerfahrten, gleich den Kreuzzügen, in welchen Kraft, Leben und Vermögen

der Einzelnen ziemlich nutzlos vergeudet wurden, sondern Unternehmungen voll idealen Schwunges und doch mit einem nüchternen politischen Ziele, welches — ein in der Geschichte des Mittelalters einzig dastehendes Beispiel! — durch die vereinigten Anstrengungen, durch die gemeinschaftliche Arbeit des Adels, des Bürgerthums und des Bauernstandes erkämpft wurde. Noch heute sind die deutsche Provinz Preußen, die Städte an der Weichsel und Ostsee, die deutschen Kolonien in Siebenbürgen und Ungarn, in Kurland und Liefland beredte Zeugen dafür, mit welchem staatsmännischen Scharfblick deutsche Männer volle drei Jahrhunderte hindurch mit dem Schwert, dem Pflug und der Handelsfaktorei gleichzeitig vorrückend eroberten und kolonisirten; wie sie lediglich auf ihre eigene Kraft angewiesen, oft selbst gegen das Gebot des Reichs, als tonangebende Land- und Seemacht im Norden Europa's herrschten.

Während aber die Nachbarvölker sich konsolidiren und aus dem zerfahrenen und zerfallenden Feudalismus zur modernen Absolutie emporstreben, verblutet Deutschland fast an der Reformation; es ist nicht mehr stark genug, die Befreiung des Geistes von der Autorität auch zugleich zum Prinzip seines staatlichen und gesellschaftlichen Lebens zu machen. Der letzte Rest seiner frühern Weltstellung wird durch den dreißigjährigen Krieg vernichtet, welcher den deutschen Mittelstand und mit ihm die Kraft und Energie der Nation zerstört.

Mit dieser Vernichtung des äußern Wohlstandes, mit der methodischen Untergrabung der nationalen Arbeit, den zahlreichen Verkehrshemmungen und Plackereien jeder Art erschlaffte und verdarb der früher unternehmende und kräftige deutsche Bürgerstand immer mehr, und aus dem freien Manne ward ein ängstlicher, in sein Schicksal ergebener Spießbürger. Der blinde Gehorsam gegen „die von Gott eingesetzte Obrigkeit" wurde fortan von den aufstrebenden Territorialherren zum religiösen und politischen Dogma ausgebildet. Der Staat war das persönliche Eigenthum des Fürsten von Gottesgnaden. Die zahme Bevölkerung, welche sich schüchtern und verkrüppelt aus dem Schutt und den Ruinen ehemaligen Wohlstandes erhob, fühlte kaum das Entwürdigende dieses Unterthanenverhältnisses, dieser schnöden Knechtung; die vereinzelt vorkommenden besseren Naturen aber waren zu schwach, dagegen anzukämpfen.

Es gab nur e i n e n Weg, sich diesem Zustande zu entziehen, und dieser Weg war die Auswanderung. Sie begann gerade ein Menschenalter nach dem großen Kriege, zu einer Zeit, wo die Entfremdung der Nation von ihrem eigenen Wesen den höchsten Gipfel erreicht hatte. Bis dahin hatten der gedrückte Bauer und Bürger sich kaum nothdürftig von den härtesten Schlägen erholt; erst gegen Ende des Jahrhunderts fingen sie an, sich aus der sittlichen und physischen Herabstimmung scheuen Blicks zu allgemeineren Gedanken zu erheben. Nicht daß sie gewagt hätten, gegen ihre heimischen Dränger aufzustehen und mit einem kräftigen Faustschlag der geistlosen Komödie ein blutiges Ende zu machen. Dazu waren sie zu schwach und abgemattet, anderer Seits aber fühlte sich der freche, von Frankreich genährte Despotismus des Landesfürstenthums desto stärker.

Nein, der gedrückte Unterthan entging dem heimischen Elend nur durch die Flucht. Verzagt, der eigenen Kraft nicht trauend, fremder Anregung folgend und alles Fremde als etwas Höheres unbedingt bewundernd, gab er, wo er nur konnte, das Vaterland ohne Bedauern, ohne Schmerz auf. So nahm allmälig die Auswanderung immer größere Verhältnisse an, wandte sich nach Norden und Süden, vor allem aber nach Amerika und wuchs im Laufe der Zeit derartig, daß selbst die strengsten Regierungsverbote wenig gegen das täglich zunehmende Uebel halfen. Das ohnehin schwer verarmte Deutschland gab fortan einen guten Theil seiner besten Produktivkraft, seines Kapitals an Menschen und Geld an das Ausland ab, und empfing dagegen französische Sitte und Unsitte, fremde Luxuswaaren und Abenteurer. Je nach den Verhältnissen der einzelnen Landschaften überwog in der einen dieser, in der andern jener Grund der Auswanderung; oft kamen auch mehrere zusammen. Entweder waren es politische oder religiöse Unterdrückung, wie Krieg oder Verfolgung um des Glaubens willen, oder soziale Uebelstände, wie Hungersnoth, Theuerung, Pestilenz, relative Uebervölkerung und Erwerbsunfähigkeit, endlich aber der unbestimmte Drang nach Verbesserung der Lage oder das verlockende Beispiel des Gedeihens früher Ausgewanderter. Unsere Schriftgelehrten pflegen zwar vielfach den angeblichen germanischen Wandertrieb als Hauptgrund der Auswanderung aufzustellen, indessen ist doch solcher willkürlichen Annahme gegenüber wohl die Frage am Orte, ob denn ein Mensch, der zu Hause

glücklich ist, so leicht zum Wanderstabe greift? Selbst die spärlichen Ausnahmen bestätigen die Regel. Die ersten in Pennsylvanien gelandeten deutschen Einwanderer hatte konfessionelle Unduldsamkeit aus der Heimath vertrieben; ihre nächsten Nachfolger, die sich in New York niederließen, flohen vor der Hungersnoth und den Bedrückungen der Franzosen. Wir haben es hier natürlich nur mit New York zu thun Wenden wir uns also dahin!



Zweites Kapitel.

Die erste pfälzer Niederlassung in Neuburg am Hudson. Massenauswanderung der Pfälzer im Jahre 1709.

Der Verkehr zwischen England und der Pfalz war im ganzen siebenzehnten Jahrhundert auf Grund der Verwandtschaft der fürstlichen Familien beider Länder bedeutend und lebhaft. Jakob I. gab bekanntlich seine Tochter Elisabeth dem Kurfürsten Friedrich V., spätern König von Böhmen, zur Gemahlin. Elisabeth war die Schwester König Karls I. und die Tante Karls II. und Jakobs II., ihr Sohn, der Kurfürst Karl Ludwig, somit der Vetter dieser beiden Könige. Als 1685 mit Karl, dem Vetter der Königin Anna, die simmern'sche Linie der Kurfürsten ausstarb, hörten zwar die verwandtschaftlichen Beziehungen zwischen den Regenten auf; indessen trat bald ein mächtigeres Interesse, das religiöse, in den Vordergrund. England selbst war durch den Katholizismus der Stuarts bedroht. Die denselben von Frankreich gewordene Unterstützung, die Vertreibung der Hugenotten und Ludwigs XIV. Kriege gegen Holland und Deutschland verfolgten namentlich gegen Ende des Jahrhunderts, außer ihren offen ausgesprochenen politischen Zielen, zugleich die Schädigung, wenn nicht Vernichtung des Protestantismus. England verhielt sich deßhalb den Bedrückungen der pfälzer Protestanten gegenüber nicht wie sonst in spröder Abgeschlossenheit, sondern nahm, weil es hier ausnahmsweise eine Solidarität seiner Interessen mit denen des Kontinents erkannte, lebhaften Antheil an dem Schicksal der deutschen Glaubensbrüder und trat bei verschiedenen Gelegenheiten energisch zu deren Gunsten ein. So vermittelte es hauptsächlich die sogenannte Religions-Deklaration von 1705, durch welche bekanntlich die protestantischen Mächte wenigstens den gröbsten Bedrückungen der pfälzer Reformirten ein Ende machten.

Der gleichzeitig wüthende, gegen den verhaßten gemeinschaftlichen Feind gerichtete spanische Erbfolgekrieg knüpfte die bereits bestehenden Bande noch enger. Im Jahre 1707 erstreckte sich der Krieg auch auf den linksrheinischen Theil der Pfalz und nahm Landau und dessen nächste Umgebung besonders hart mit. Hunderte von Pfälzern griffen einmal wieder zum Wanderstabe, um anderwärts ihr Glück zu versuchen, und trugen ihr Elend zunächst in die großen protestantischen Städte.

Unter diesen von den Franzosen um ihre letzte Habe gebrachten und auswandernden Bewohnern von Landau befand sich auch der Pfarrer Josua von Kocherthal, der für sich und mehrere Familien von ursprünglich 61 Personen im Januar 1708 den englischen Residenten Davenant in Frankfurt a. M. um Pässe und Gelder zur Reise nach England bat. Davenant fragte bei seiner Regierung um Verhaltungsmaßregeln an; diese erwiderte, es könne offen nichts für die Pfälzer geschehen, so lange nicht der Kurfürst seine Zustimmung zu ihrer Auswanderung gebe. Als sie nun aber trotz der abschlägigen Antwort im März 1708 über Holland nach London kamen, waren sie zu arm, als daß sie ohne Unterstützung hätten leben können, weßhalb die Königin einen Shilling per Tag für den Unterhalt jedes Pfälzers bewilligte. Das von Oben gegebene Beispiel wirkte; es kam den armen Leuten die allseitigste Theilnahme von Hoch und Niedrig entgegen. Kocherthal beantragte bald darauf für sich und die ihm noch übrig gebliebenen 52 Begleiter Beförderung nach und Ansiedlung in einer der amerikanischen Kolonien. Die Regierung ging bereitwillig auf sein Gesuch ein. Anfangs beabsichtigte sie, die Gäste nach Jamaika oder Antigua zu schaffen. Das Handelsamt aber, dem die Sache zur Begutachtung vorgelegt war, entschied sich am 28. April 1708 wegen des den Deutschen besser zusagenden Klimas für New York, wo man sie an der Indianergränze vortheilhaft ansiedeln oder zur Gewinnung von Schiffsbedürfnissen (naval stores) verwenden könne. Zugleich wurde vorgeschlagen, sie noch vor ihrer Abreise zu naturalisiren und auf einem königlichen Transportschiffe mit Lord Lovelace, dem neu ernannten Gouverneur von New York, nach Amerika zu schicken, dort angekommen aber mit Werkzeugen und für das erste Jahr ihres Aufenthalts mit Lebensmitteln zu versehen. Die Königin genehmigte unterm 22. Juni 1708 diesen Antrag

und bewilligte außerdem noch für den Pfarrer Kocherthal zwanzig Pfund Sterling und 500 Acker Landes zur Dotirung der zu gründenden deutsch-protestantischen Kirche, von welcher Schenkung ein Theil zur Bestreitung der ersten Unterhaltskosten des Pastors verkauft werden durfte.

Die kostenfreie Naturalisation der Pfälzer fand am 25. August 1780 statt. Außer Kocherthal und seiner Familie waren es die Familien Lorenz Schwisser, Heinrich Rennau, Andreas Volk, Michael Weigandt, Jakob Weber, Jakob Plettel, Johannes Fischer, Melchior Gülch, Isaak Türk, Peter Rose, Maria Weimar (Wittwe), Isaak Faber, Daniel Fiere und Hermann Schünemann. Die Mehrzahl der im besten Alter stehenden Männer — nur einer war 52 Jahre alt, die anderen zwischen 25 und 40 — waren Weinbauern, sodann befanden sich Weber, Schmiede, Schreiner, Zimmerleute und Strumpfwirker unter ihnen.

Lord Lovelace fuhr Mitte October 1708 von England ab und landete in den letzten Tagen des Jahres in New York. Er wies den Pfälzern mit dem ersten Eintritt des Frühlings die ihnen versprochenen Ländereien am rechten Ufer des Hudson an. Der eigentliche Besitztitel wurde zwar erst zehn Jahre später ausgefertigt; indessen ließen sich die Ansiedler, im ganzen noch 43, sofort dort nieder. Das Land lag zwei deutsche Meilen nördlich von den Hochlanden des Hudson und etwa zwölf deutsche Meilen von der Stadt New York, zog sich, von der Mündung des Quassaick Baches in den Fluß ausgehend, 219 Ketten (@ 66 Fuß) längs desselben nach Norden hin, dehnte sich dann 100 Ketten nach Westen aus und enthielt im ganzen 2190 Acker. Davon wurden jedem Ansiedler, Kinder eingeschlossen, 50 Acker zugetheilt, und zwar erhielten, vom Quassaick Bach an von Süden nach Norden fortschreitend, Georg Lockstädt, dessen Name unter den nach England eingewanderten Deutschen nicht vorkommt, für sich, seine Frau und drei Kinder 250 Acker, Michael Weigandt ebensoviel, Hermann Schünemann und Frau 100, Christian Hennicke 100, Josua Kocherthal 250 Acker, die zu gründende Kirche 500 Acker, Peter Rose 100 Acker, Jacob Weber 300, Johann Fischer 100 und Andreas Volk 300 Acker. Die übrig bleibenden 40 Acker wurden zu Wegen und Straßen verwandt. Die Ansiedler nannten die Niederlassung Neuburg nach der gleichnamigen Stadt in der Oberpfalz; es ist das jetzige gewerbreiche und blühende Newburgh, die Hauptstadt von Orange County im Staate New York, ein Punkt, der

an landschaftlicher Schönheit mit den schönsten Orten am Rhein und an der Donau den Vergleich aushalten kann. Die heutige Stadt steht fast ganz auf dem ehemaligen Kirchenland, von welchem gleich die Rede sein wird.

Lord Lovelace starb schon Ende Mai 1709. Er hatte die Kosten für den Unterhalt der Pfälzer aus seinen eigenen Mitteln bezahlt; erst nach Jahren erhielt seine Wittwe seine Vorlagen (zwischen 400 und 500 Pfund) aus der königlichen Privatkasse zurück. Die Verlegenheit, in welche die Ansiedler durch diesen plötzlichen Todesfall geriethen, wurde noch vermehrt durch die geringe Ertragsfähigkeit des ihnen angewiesenen Bodens. Es galt zunächst, den dichten Wald auszuroden, dann war das meiste Land steinig und felsig, hatte wenig Wiesengrund und brachte jeden Falls für die nächsten Jahre keine oder nur eine geringe Ernte. Bereits am 20. Mai 1709 baten die Pfälzer den Verwaltungsrath der Kolonie um Gewährung der ihnen versprochenen Unterstützung, da sie sich ohne dieselbe auf ihrem Lande nicht zu halten vermochten; zugleich berichteten sie, daß neunzehn von ihnen sich von der lutherischen Gemeinde zurückgezogen und dem Pietismus zugewandt hätten, weßhalb dieselben auf die in Aussicht gestellten Vergünstigungen keinen Anspruch mehr machen konnten. Die Unterstützung wurde sofort, und zwar bis zum Ablauf der ursprünglich festgesetzten zwölf Monate bewilligt. Die Klage ob des Pietismus der Neunzehn machte der Verwaltungsbehörde mehr Last; sie hatte offenbar das Wort noch nie gehört und hielt Pietisten für gleichbedeutend mit Heiden oder Atheisten. Sie ließ deßhalb, um jeden Schaden vom Protestantismus abzuwenden, den Hauptpastor der new yorker Trinity Kirche, Vesey, und den Prediger der deutsch-reformirten Gemeinde, Dubois, an der Spitze eines Ausschusses von Dreien, van Dam, Barberie und Provost, die Anklage wegen Pietismus genau untersuchen, und erst auf deren günstigen Bericht hin auch den Pietisten die den übrigen deutschen Ansiedlern bewilligten Unterstützungen zukommen.

Bei der Ungewißheit der Verhältnisse in der Kolonie entschloß sich Kocherthal, nach London zu reisen und von der Königin selbst die weiteren Mittel zum Unterhalt zu erbitten. Es scheint, daß sein vom 29. Juni 1709 datirtes Gesuch um freie Reise bewilligt wurde, denn in der nächsten Petition der „deutschen Kompagnie am „Quaseck" Creek

und Thanskamir" vom 23. September 1709 erscheint Kocherthals Name nicht. Am 10. Oktober 1709 unterschreibt Konrad Kodweis im Namen der deutschen Kompagnie und bittet für den herannahenden Winter wiederholt um Verabfolgung der bewilligten Hülfe, da die Kolonisten ohne dieselbe Hungers sterben würden. Der Kolonialrath bewilligte noch an demselben Tage das Gesuch.

Kocherthal kehrte im Frühjahr 1710 von England zurück. Seine Reise hatte den gewünschten Erfolg gehabt. Die Ansiedler erhielten die Materialien zum Häuserbau, sowie die erforderlichen Werkzeuge und begaben sich nunmehr rüstig an die Arbeit. Gleichwohl wollte die Niederlassung nicht so recht gedeihen. Die Leute waren arm und hatten nirgends Freunde oder Verwandte, noch sonst einen Rückhalt; die ihnen für das erste Jahr bewilligte Unterstützung war bald erschöpft. Ihr Land lag auf steiniger Höhe, es fehlte an Wiesengrund, so daß ihnen das Futter für ihr Vieh im Winter mangelte. Erst 1714 wurde ihnen einiges Weideland bewilligt. Die Ansiedlung siechte dahin und gedieh so schlecht, daß erst 1715 ihre regelmäßige Vermessung vorgenommen und Ende 1718 der Besitztitel für die an der königlichen Schenkung betheiligten Familien ausgefertigt wurde. Wäre dieselbe in den Augen der Ansiedler werthvoller gewesen, so würden sie schneller auf persönliche Verleihung und Abtheilung des Landes gedrungen haben. Diese erfolgte ganz im Geiste und nach dem Buchstaben des englischen Rechts; für je 100 Acker mußte eine jährliche Erbpacht (quitrent) von 2 Shilling und 6 Pence gezahlt werden. Die 500 Acker Kirchenland wurden gegen Entrichtung von einem Pfefferkorn (falls es verlangt wurde) dem Andreas Volk und Jakob Weber und ihren Nachfolgern in Pflege und Verwahrung gegeben, um aus deren Einkünften den Unterhalt des für die Schenkung bestimmten lutherischen Pfarrers zu bestreiten.

Kocherthal hielt sich wegen der in Neuburg herrschenden Noth, 1711—1718, meistens bei den auf dem linken Flußufer angesiedelten Landsleuten auf und kam nur ab und zu zur Predigt herüber. Er starb 1718 oder 1719; sein Nachfolger war bis 1723 Justus Falkener. Das Kirchenvermögen brachte noch nichts ein; auch der neue Pastor konnte deßhalb nicht unter seiner Gemeinde wohnen, sondern besuchte dieselbe gelegentlich von New York aus. Auf Falkener folgte Wilhelm Christoph Berkenmeyer, der 1725 nach New York gekommen war und sich

verpflichtete, auf seinem Wege von New York nach Albany, zwei Mal im Jahr, die Ansiedlung am Quassaick zu besuchen, wofür er den Ertrag der 500 Acker Kirchenländerei erhielt. Dieses Uebereinkommen wurde 1727 von Zacharias Hofmann und Tobias Weygand abgeschlossen, welche auf die ursprünglichen Treuhänder Volk und Weber gefolgt waren, da diese inzwischen ihr Land verkauft und sich nach Pennsylvanien gewandt hatten. Die Mittel für den Bau einer Kirche waren noch nicht vorhanden, so daß die der Gemeinde von England geschenkte Glocke der lutherischen Kirche in New York geliehen werden konnte. Berkenmeyer diente bis 1731; sein Nachfolger Michael Christian Knoll kam drei Mal im Jahre nach Neuburg und erhielt dreißig Scheffel Weizen für seine Mühe; außerdem war er der Pfarrer für die Gemeinden am Hackensack und am wappinger Creek. Während seiner bis 1749 fortgesetzten Amtsführung wurde eine kleine Kirche erbaut, ein rohes Blockhaus, das erst gegen 1840 niedergerissen wurde und auf dem alten Friedhof in Liberty Street im jetzigen Newburgh stand.

Inzwischen hatten sich neue Ansiedler, Engländer, Holländer und Schotten in der Nähe von Neuburg niedergelassen. Von den Deutschen zogen viele im Laufe der Jahre westwärts vom Hudson nach Pennsylvanien, wo ihre Landsleute dichter beisammen wohnten und besser gediehen. Neuer deutscher Ankömmlinge gab es nur wenige, da sie, wenn sie nach New York kamen, meistens nach Schoharie und ins Mohawk Thal gingen, wo ihnen größere und fruchtbarere Landstriche winkten. So verkauften zuerst Lockstedt an die Engländer Nathan Smith und William Brown, dann Christian Hennicke an William Burnet, ferner die Erben Kocherthal an James Smith und Alexander Colden, der bald einer der einflußreichsten Männer der ganzen Umgegend wurde. Je mehr sich aber die Zahl und das Ansehen der Engländer hob, desto mehr ward das deutsche Element verdrängt oder zog sich freiwillig zurück. Nicht daß es ganz ausgestorben wäre, allein es beschränkte sich in der Folge auf höchstens dreißig Familien und erhielt keinen neuen Zuwachs. Von den ursprünglichen Ansiedlern blieben Melchior Gülch (amerikanisirt in Gillis) und Michael Weygand in Neuburg und standen in hohen Ehren; ihre Kinder heiratheten in verschiedene englische Familien, deren Nachkommen noch heute an Ort und Stelle leben. Allein die Deutschen hatten keine politische und soziale Bedeutung mehr und

spielten fortan in der Kolonie eine nur untergeordnete Rolle. Ihren letzten Halt und jedes Gefühl der Zusammengehörigkeit verloren sie aber, als sie von ihren englischen Mitbürgern um ihre Kirche und das dazu gehörige Land gebracht wurden.

Die Mitglieder der englischen Episkopalkirche scheinen gegen Mitte des 18. Jahrhunderts, wenn auch nicht die Mehrheit, doch einen bedeutenden Theil der Bevölkerung von Neuburg gebildet zu haben. Die Deutschen waren jedenfalls an Zahl schwächer und in kirchlichen Dingen gleichgültiger; auch schadete es ihnen, daß ihr Pfarrer nicht an Ort und Stelle, sondern in New York wohnte, und daß sie überhaupt keine Führer hatten. Der leitende Geist unter den Engländern war Alexander Colden, Sohn des in der Geschichte der Kolonie hervorragenden schottischen Gelehrten und spätern Gouverneurs Cadwallader Colden. Er wohnte schon seit Jahren als Handelsmann in Neuburg und hatte bereits 1743 eine regelmäßige Fähre nach dem gegenüberliegenden Fishkill errichtet. In einer jungen Kolonie ist aber der "storekeeper", selbst wenn er persönlich nicht bedeutend sein sollte, der wichtigste Mann, denn er allein kann alle Bedürfnisse befriedigen und durch Gewährung oder Verweigerung des Kredits Regen oder Sonnenschein machen. Colden beutete die Vortheile seiner Stellung mit kluger schottischer Berechnung aus und war nicht allein den Deutschen, sondern auch allen englisch Sprechenden bedeutend überlegen. Er hatte den Ehrgeiz der Erste werden zu wollen und ward es auch.

Als nun der letzte deutsche Kirchenpfleger, Meynders, sein Eigenthum in Neuburg verkauft und sich nach Pennsylvanien gewandt hatte, und als in Folge dessen die Wahl von zwei neuen Treuhändern nöthig wurde, ließ sich Colden, nebst einem andern Episkopalen, Richard Albertson, zum Verwalter des deutsch-protestantischen Kirchenvermögens wählen. Dies geschah Ende Juni 1747. Knoll predigte noch am Sonntag, 12. Juli, in der Kirche, ohne nur die neuen Treuhänder eines Wortes zu würdigen. Als er aber am 19. Juli wiederkam, fand er das Haus voller Bewaffneter, die von beiden Ufern des Flusses herbeigeeilt waren, um den englischen Pastor Watkins zu schützen. Die deutschen Protestanten suchten die Episkopalen gewaltsam zu vertreiben, hatten indessen keinen Erfolg. So blieb dem deutschen Pfarrer nichts übrig, als an der Kirchenthür gegen das gewaltsame Verfahren zu pro-

testiren und in einem Privathause zu predigen. Friedliche Versuche, sich wieder in den Besitz zu setzen, schlugen ebenfalls fehl; nur die Glocke wurde gerettet und in einem Sumpfe verborgen. Auch eine Beschwerde, welche Knoll und die deutsch-lutherische new yorker Gemeinde am 12. Mai und 5. October 1749 an den Gouverneur Clinton um Wiedereinsetzung in ihre Rechte richteten, blieb unberücksichtigt, trotz des Nachweises, daß noch dreißig lutherische Familien auf der ursprünglichen Ansiedlung und ebenso viel in deren nächster Nähe wohnten, daß also die Angabe Coldens und seiner Freunde, wonach sich kein deutscher Protestant mehr auf dem Gebiet der Schenkung Quassaick befinden sollte, unbegründet sei. Colden dagegen, energischer und gewandter als die Deutschen, setzte es bei seinen einflußreichen Verbindungen mit der Aristokratie und den höheren Beamten der Kolonie endlich durch, daß die 500 Acker Kirchenland am 3. März 1752 ihm und Albertson als Treuhändern für die englische Kirche überwiesen wurden. Zwölf Tage später übertrug er mit Genehmigung sämmtlicher Eigenthümer der ursprünglichen Landschenkung das fragliche Kirchenland wieder an die Krone zurück, worauf diese am 26. März 1752 durch den Gouverneur Georg Clinton der neu gegründeten englischen Pfarre von Neuburg dasselbe Land von neuem verlieh und bestimmte, daß nur 200 Acker davon für den Unterhalt des der Kirche von England angehörigen Pfarrers und des Lehrers vorbehalten bleiben, während die übrigen 300 Acker in Parzellen von je einem Acker gegen eine jährliche Grundrente von fünf Shilling an Ansiedler gegeben werden sollten.

So geschah es. In dem Augenblicke, als das Land etwas werth wurde, fiel es, ganz im Widerspruch gegen die königliche Absicht und in offener Verletzung des geschriebenen Buchstabens, den mächtigeren und einflußreicheren englischen Ansiedlern zu. Die fraglichen 500 Acker waren ausdrücklich nach dem Wortlaut des Freibriefes zum „Unterhalt eines deutsch-lutherischen Pfarrers" bestimmt, der sich „des Seelenheils der auf der Schenkung angesiedelten Lutheraner anzunehmen hatte." So lange dort also noch Lutheraner wohnten, und wären es ihrer nur zwei gewesen, einerlei, ob sie sich dort ursprünglich angesiedelt oder erst später niedergelassen hatten, so lange war die Anstellung eines nicht lutherischen Pastors eine schnöde Rechtsverletzung, und die Verwendung der Einkünfte des Kirchenguts zu anderen Zwecken als zum Unterhalt

eines lutherischen Pastors eine Anmaßung. Aber gleichwohl entschied sich der Gouverneur zu Gunsten Coldens, und der Widerspruch der armen Deutschen verhallte ungehört. Es war für sie natürlich kein Trost, aber es verdient als Sühne für den an ihnen begangenen Frevel immerhin erwähnt zu werden, daß etwa fünfzig Jahre später (1806) auch die Episkopalen von Presbyterianern und anderen Sekten aus ihrem angemaßten Besitz vertrieben wurden, und daß in Folge dieses mit großer Erbitterung geführten Prozesses die Einkünfte des Kirchenlandes noch heute zu Schulzwecken verwandt werden. Für die Engländer gab es wenigstens Gerichte; die armen Deutschen mußten sich der Willkür des Gouverneurs fügen.

Uebrigens sind unsere Landsleute durchaus nicht von aller Schuld freizusprechen. Politische Zerfahrenheit und Trägheit, vielleicht auch das blinde Vertrauen „auf ihr gutes Recht" ließen sie bei dieser, wie so mancher spätern Gelegenheit nicht zum vereinigten Handeln kommen. Hätten sie sich bei Zeiten energisch gerührt und die richtigen Bundesgenossen gesichert, so würden sie vielleicht nicht den Kürzern gezogen haben; jetzt aber war ihre Niederlage mehr noch die Folge eigenen Unterlassens, als ungünstiger äußerer Verhältnisse. Nach vierzig Jahren harter Arbeit wurden sie durch Machtspruch des Gouverneurs der Kolonie eines werthvollen Besitzes, und was noch schlimmer, des einzigen geistigen Bindemittels beraubt. Denn ein solches war die Kirche für die Ansiedler. Mit der Kirche verloren sie ihre Sprache und heimischen Sitten; fortan gingen sie unterschiedlos in den zahlreichen englischen Nachbarn auf. Deßhalb ist von der ersten pfälzischen Kolonie in New York auch nichts mehr als ihr Name vorhanden.

Doch kehren wir zu ihren Anfängen zurück, zum Jahre 1708, wo die ersten Pfälzer in London ankamen. Die Nachricht von ihrer guten Aufnahme in England, von der ihnen sogar Seitens der Königin erwiesenen Aufmerksamkeit und reichlich gewährten Hülfe gelangte natürlich noch übertrieben und vergrößert in die Heimath, wo Freunde und Verwandte gerade in Folge des furchtbar kalten Winters von 1708—1709 ganz außerordentlich litten. Bekanntlich gefror damals der Wein in den Fässern und der Vogel in der Luft; fast keine Rebe blieb erhalten, und der Weinbau, der Haupterwerbszweig der pfälzer

Bauern, war auf Jahre hinaus zu Grunde gerichtet. Was war nun natürlicher, als daß auch die Zurückgebliebenen sich dem Elend und der Noth durch die Flucht zu entziehen suchten, daß sie in England und Amerika, von wo inzwischen auch die Kunde von der glücklichen Ankunft und Ansiedlung der vorigjährigen Auswanderer nach Hause gedrungen sein mußte, das gelobte Land erblickten, wo alle ihre heimischen Leiden ein Ende finden würden?

Zu diesen, in den deutschen Verhältnissen begründeten inneren Ursachen zur Auswanderung kam jetzt noch ein unmittelbarer Anstoß von Außen. Die Quäker hatten bereits in Pennsylvanien den Werth und die Vortheile deutscher Ansiedler kennen gelernt und ermuthigten deßhalb aus allen Kräften deren Herüberkunft. Der englische Gesandte in Holland berichtet ausdrücklich auf eine Anfrage des Ministers, daß damals ein vornehmer Quäker besonders thätig gewesen sei, deutsche Auswanderer anzuziehen, und daß derselbe sogar noch in Rotterdam Geld und Fahrbillets unter sie vertheilt habe. Zu den Quäkern gesellten sich englische Spekulanten, welche jenen Zeitpunkt als den günstigsten erkannten, um die Pfälzer und Schwaben nach Amerika zu locken und mit ihnen die wüsten Landstrecken von Nordcarolina zu bevölkern, welche unangebaut ein todtes Kapital, ja eine Last für ihre Eigenthümer waren. So wurden denn überall in der Pfalz, Schwaben und den angränzenden Ländern Flugschriften und Bücher vertheilt, welche die anziehendsten Schilderungen von dem natürlichen Reichthum und der Schönheit jener Kolonie enthielten. Besonders machte ein Werkchen, „das g o l d e n e Buch" genannt, weil sein mit dem Bild der Königin gezierter Titel in Gold gedruckt war, einen gewaltigen Eindruck auf die armen Bauern; es drang in fast alle Hütten und erweckte in Tausenden den Wunsch, all der versprochenen Herrlichkeiten in Nordcarolina theilhaftig zu werden. In der erhitzten Phantasie der Massen wurde dieser geschickt erzeugte Hoffnungsstrahl sofort zum Grundstein für eine bessere Zukunft; aber selbst in den Augen der ruhiger Urtheilenden war, wenn auch nur der zwanzigste Theil des verheißenen Glücks wahr sein mochte, dieses Zwanzigstel doch immer mehr, als das, was die Heimath bot, wo das Elend und die Noth dem ausgesogenen, täglich vom Feinde bedrohten Bauern auf Schritt und Tritt ins Gesicht starrten.

Die damalige englische Politik war zudem gegen fremde Protestanten äußerst liberal. Am 4. Februar 1709 brachte Montague die Bill für ihre Naturalisirung ins Parlament und setzte sie ohne erheblichen Widerspruch durch. Die Maßregel war allerdings zunächst durch die Rücksicht gegen die reichen Hugenotten und durch die Vortheile hervorgerufen, welche der König von Preußen durch die Aufnahme der französischen Reformirten seinem Lande zugewandt hatte; allein die Pfälzer erkannten darin zugleich, nicht ohne Grund, auch einen ihnen gebotenen Willkomm und zweifelten jetzt um so weniger an einer günstigen Aufnahme in England.

Genug, im Frühjahr 1709 begann eine massenhafte Auswanderung aus der Pfalz, zum Theil auch aus Schwaben, und wälzte sich den Rhein entlang nach Rotterdam, wo ihrer im Mai Tausende warteten, um nach England befördert zu werden. Aber es waren keine Schiffe da. Der englische Gesandte Dayrolle erhielt dies Mal von seiner Regierung die Weisung, alle Deutschen, welche nach England wollten, auf königliche Kosten zu verpflegen und zu befördern. Dieser Bescheid war vor allem der Verwendung des damals im Zenith seines Ruhmes stehenden Herzogs von Marlborough zu verdanken, der am 21. Mai 1709 bei den Ministern für die Pfälzer ein gutes Wort eingelegt hatte. Die zahlreichen ungebetenen Gäste waren einige Zeit von den Bürgern Rotterdams bewirthet; diesen wurden sie aber bald zu viel, und jetzt übernahm die Königin von England die Sorge für ihren Unterhalt. Bis gegen Ende Juni dauerte das Zuströmen der Auswanderer; es waren ihrer mehr als 10,000 in London angekommen. Die Regierung gerieth in Verlegenheit ob der zu großen Zahl; am 24. Juni 1709 ließ sie durch ihren Gesandten in Holland öffentlich bekannt machen, daß keine neuen Auswanderer mehr auf ihre Kosten befördert werden sollten; die unter ihnen befindlichen Katholiken wurden mit einem Zehrpfennig von zehn englischen Shillingen wieder in ihre Heimath befördert. Trotzdem sandte Dayrolle nach dieser Zeit noch 3000 Personen über den Kanal; andere fanden, von den Bürgern Rotterdams unterstützt, ebenfalls den Weg nach England, ja bis Mitte October 1709 langten die Pfälzer, vereinzelt und in Haufen, in London an.

Hören wir jetzt, was die spärlichen zeitgenössischen Quellen über diesen Exodus sagen.

„Einige es wohlmeynende, aber vielleicht nach anderer Meinung nicht genugsam überlegende vornehme Personen in Engellandt," sagt das "Theatrum Europaeum," „hatten sich die Armuth vieler durch lange Kriege und schwere Abgaben ruinirten Pfälzer zu Herzen gehen und anderer Orte hinweisen lassen, daß sie in Engellandt besser versorgt werden können, wo sie sich dahin und von dannen weiter an anzuweisende Orte begeben wollten. Dieses machte einen großen Auffstand in der Pfalz und anderen angränzenden Gegenden, daß die Leute mit Hauffen Engellandt zueileten, in der Meinung, daselbst erwünschte Tage zu finden bei guter Nahrung, und fanden sich derer binnen kurzer Zeit viell Tausend auff Englischem Boden ein, daß man derselbigen im May biß in die 6520 Personen zehlte. Man hatte das Absehen gehabt, sie alle zusammen in der Provinz Kent unterzubringen und zu dem Ende den großen Wald und Thiergarten zu Coloham erhandeln wollen, der dazumahl dem Ritter Joseph Williamson zugehörte und doch zu verkaufen war, aber er wollte ihn nicht überlassen, ob ihm gleich geboten worden, was man ihn nach Landesart werth zu sein schätzte. Indessen lagen die armen Leute da und kamen ihrer mehr als ein Tausend noch hernach, biß man in Teutschland ernstlich wissen ließ, daß keine mehr angenommen werden sollten, wie denn auch etliche hundert Katholische wieder zurück mit einem Almosen gesandt wurden, weil man sie nach den Landesgesetzen nicht annehmen konnte. Denen Vorhandenen richtete man Hütten auff, so wurden auch etlichen Wohnplätze in Hampshire angewiesen. Es wurden zu ihrer Unterbringung und Versorgung 100 Commissaire ernennet aus allen Ständen und Würden, daß sich in ihrer Zahl Herzoge, Marggrafen, Grafen, Bischöffe, Ritter u. s. w. befanden und eine Collecte vor sie durch's ganze Königreich erlaubet, die eine große Summe ausgeworffen haben muß, weil einige Personen waren, die 500 auch wohl 1000 Thlr. dazu steuerten, und ließ mittler weile die Königinn täglich in die 800 Thlr. auch in die 1000 hochdeutsche Bibeln unter sie austheilen."

„Zu Anfang May 1709," erzählt Tindal in seiner Geschichte Englands, „trug sich ein außerordentliches Ereigniß zu, welches viel Hin- und Herreden in England hervorrief. Es kam hier nämlich eine bedeutende Anzahl Pfälzer, Schwaben und anderer Deutschen an, meistens Protestanten, die entweder durch den Druck der Franzosen, das

Unglück des Krieges oder durch die Verwüstung ihrer Heimath aus dieser vertrieben waren, so daß ihre Zahl sich Mitte Juni auf 6520 belief. Man konnte zwar nicht sicher ermitteln, aus welchen Gründen und in welcher Absicht diese Leute ins Land gebracht worden waren; aber es steht fest, daß sie auf die Aufforderung einzelner Landsleute, die in den englischen Pflanzungen in Amerika lebten, und sich dort sehr wohl befanden, nach Holland gekommen waren, um von dort nach Amerika zu gehen, und daß der englische Gesandte im Haag, Herr d'Ayrolles, von seiner Regierung dazu angewiesen, ihnen die Schiffe zur Ueberfahrt nach England lieferte."

Nach Franks Frankfurter Meß-Kalender von Ostern bis Herbst 1709 sind die bis Mitte Juli in London angekommenen deutschen Protestanten 6520 Personen stark gewesen. Es befanden sich darunter 1278 Männer mit Familien, 1238 verheirathete Frauen, 89 Wittwen, 384 junge Bursche, 106 mannbare Töchter, 379 Burschen über vierzehn Jahren, 374 Mädchen über vierzehn Jahren, 1365 Knaben und 1309 Mädchen je unter vierzehn Jahren. Natürlich waren sie fast alle Handwerker. So finden wir unter ihnen 1083 Ackerleute und Weingärtner, 90 Zimmerleute, 34 Bäcker, 48 Maurer, 20 Schreiner, 40 Schuster, 58 Schneider, 15 Metzger, 27 Müller, 7 Gerber, 4 Strumpfwirker, 6 Barbiere, 3 Schlosser, 13 Schmiede, 46 Leinen- und Wollenweber, 48 Faßbinder, 13 Radmacher, 5 Jäger, 7 Sattler, 2 Glaser, 2 Hutmacher, 8 Kalk- und Ziegelbrenner, 1 Koch, und auch die freieren Künste waren durch 10 Schulmeister, 1 Studenten und 2 Kupferstecher vertreten.

Tindal unterschätzt die Gesammtzahl der Auswanderer; die beiden anderen angeführten Quellen geben sie auch nicht vollständig an. Denn nach einem andern Bericht, welchen der zur Untersuchung der pfälzer Einwanderung eingesetzte Ausschuß am 14. April 1711 im englischen Parlament erstattete, belief sich, wie schon oben erwähnt, bereits im Juni 1709 die Zahl der in London angekommenen Pfälzer auf mehr als 10,000. Diese Angabe ist um so zuverlässiger, als sie sich ausdrücklich auf die Listen des mit der täglichen Austheilung der Rationen beauftragten Beamten Dupré stützt. Rechnet man dazu noch die später von Dayrolle beförderten 3000 Pfälzer und die verhältnißmäßig geringere Zahl derjenigen, welche auf eigne Faust nach England kamen, so erhält man eine Gesammtsumme von 13,000—14,000 Seelen.

Aber selbst in dem reichen London war es schwer, für diese so plötzlich angekommenen Massen ein Unterkommen zu finden. Die Königin nahm sich in erster Linie ihrer an: sie gab aus eigenen Mitteln täglich £160 zu ihrem Unterhalt, ließ ihnen Zelte aus dem Tower anweisen und bei Black Heath bei Greenwich ein Lager aufschlagen, welches Monate lang ein Gegenstand der Neugierde und des öffentlichen Interesses der Londoner war. Man sah sich dasselbe als eine große Merkwürdigkeit an, beschenkte oder verhöhnte die schmutzig und verwildert aussehenden Fremden und begriff nicht, warum sie so massenweise ihre Heimath verlassen hatten.

Unter den allgemeine Aufmerksamkeit erregenden Fremden, welche zu jener Zeit London besuchten, befanden sich auch vier zu den sechs Nationen gehörende Mohawk-Häuptlinge oder sogenannte Indianerkönige, welche der Gouverneur von New York nach England gesandt hatte, um ihnen einen hohen Begriff von der Größe und dem Reichthum Englands zu geben. Die damaligen londoner Wochenblätter, z. B. "Spectator" und "Tatler," berichten an verschiedenen Stellen über diese „wilden Könige" und haben auf diese Weise nicht allein manche heiteren Züge, sondern auch das ungewöhnliche Aufsehen geschildert, welches die Indianer unter der hauptstädtischen Bevölkerung erregten. Ein Brief im "Spectator" beschreibt die komische Verwunderung der Indianer über die großen Himmelbetten, als ihnen solche zum ersten Mal angewiesen wurden, ein anderer spricht von einem nach den braunen Gästen benannten „Mohawk Klub," den die Wüstlinge und Bummler Londons zum edlen Zweck der Durchprügelung der Nachtwächter gebildet hatten. Kurz die Mohawks waren die Helden des Tages und selbstredend interessanter, als die armen hungernden und frierenden Deutschen auf der Haide. Natürlich wurden auch die Indianer nicht lange vor der Abfahrt unserer Landsleute in deren Lager geführt; sie lachten laut auf, als man ihnen sagte, daß diese armen Leute aus Mangel an Land ihr Vaterland verlassen hätten, und daß sie jetzt jenseits des Ozeans in Amerika auf königlichen Ländereien angesiedelt werden sollten. Fruchtbare Aecker und schöne Wiesen wollten sie den Deutschen — sollen bei dieser Gelegenheit die Mohawks geäußert haben — von ihren Jagdgründen so viel geben, als sie nur haben wollten; ja es wird sogar hinzugefügt, daß sie ausdrücklich einen Schoharie genannten Distrikt der Königin Anna für die dort anzusiedelnden Deutschen geschenkt hätten.

Es ist übrigens nicht wahrscheinlich, daß damals ein rechtlich bindender Uebertrag stattgefunden hat, denn dazu hätte es bestimmter Förmlichkeiten und vor allem der Zustimmung des ganzen Stammes an Ort und Stelle bedurft; höchstens werden einige allgemeine Versprechungen gegeben und lose angenommen worden sein. Allein die Pfälzer glaubten fest an das ihnen gemachte Geschenk und kamen später wiederholt darauf zurück; fortan schwebte vor ihrer Phantasie als Fata Morgana das ihnen als reich, schön und üppig geschilderte Land am Schoharie. Dieser Glaube begleitete sie übers Meer und ließ ihnen nicht eher Ruhe, als bis sie sich in den Besitz von Schoharie gesetzt hatten.

Um jedoch ins Lager bei Greenwich zurückzukehren, so gestattete die Königin zum Besten der armen Pfälzer mildthätige Sammlungen im ganzen Königreich und ernannte zu deren Erhebung einen aus den Großwürdenträgern des Reichs bestehenden Ausschuß. Die Herzöge von Devonshire, New Castle, Somerset, Ormond, Bedford, Buckingham, der Erzbischof von Canterbury waren u. A. Mitglieder dieses Ausschusses, welcher die bedeutende Summe von £19,838.11,1 zusammenbrachte. Zuerst fünfhundert Familien, darunter alle Leineweber, und dann noch einmal 800 Personen, im ganzen 3800 Seelen wurden nach Irland geschickt, um dort die Webereien und zugleich das protestantische Element zu heben, und erhielten für die ersten drei Jahre ihrer Niederlassung je achttausend Pfund Unterstützung; Einzelne, namentlich junge Mädchen, fanden Unterkommen in Familien, viele junge Bursche ließen sich als Matrosen anwerben oder traten in die Armee und wurden den nach Portugal bestimmten Truppen zugetheilt. Sechshundert waren nach den Scilly Inseln bestimmt und warteten vom Oktober bis Ende Dezember 1709 in einem dahin bestimmten Schiffe auf ihre Abfahrt, traten aber schließlich doch die Reise nicht an und wanderten ins Lager bei Black Heath zurück. Diejenigen Katholiken, welche nicht freiwillig zum Protestantismus übertraten, wurden auf Kosten der Königin nach Holland zurückgeschickt und sogar noch mit den nothwendigen Reisemitteln in die Heimath versehen. An Tausend starben im Lager; es waren aber immer noch mehrere Tausende übrig. Diesen gegenüber gerieth man endlich auf das einfachste Auskunftsmittel, welches für beide Theile von Anfang an das nächste und vortheilhafteste gewesen wäre; man bestimmte sie zur Besiedelung der amerikanischen Kolonien. So

wurden etwa sechshundert nach Nordcarolina eingeschifft und mehr als dreitausend im April 1710 nach New York geschickt.

Aber selbst mit dieser Maßregel waren die Angelegenheiten der Regierung noch nicht erschöpft. Der gemeine Mann war ob der den Pfälzern gewährten Hülfe höchlichst entrüstet. Warum, so hieß es, schafft man soviel Tausend fremde Arme herbei, da es deren im Lande genug gibt, warum vernachlässigt man die eignen Armen zu Gunsten der Fremden, welche nur die Zahl der Dissenters vermehren und dem Protestantismus gefährlich sind? Die Stimmung wurde endlich so drohend und unangenehm, daß das Parlament durch eine Beschwerde der Bewohner der londoner Gemeinde St. Olave, wo die Pfälzer hauptsächlich untergebracht waren, gezwungen wurde, die Sache näher zu prüfen und im April 1711 folgenden Beschluß zu fassen: „daß die Einladung und Herüberschaffung der armen Pfälzer auf öffentliche Kosten eine extravagante und unvernünftige Last für das Königreich und eine schmähliche Vergeudung der öffentlichen Gelder sei, die darauf ziele, die Armen des Königreichs zu vermehren und zu unterdrücken, und daß sie von den gefährlichsten Folgen für die Verfassung in Kirche und Staat begleitet werde; daß ferner, wer immer den Rath gegeben habe, die armen Pfälzer ins Land zu bringen, ein Feind der Königin und des Reiches sei."

Der letzte Theil dieses Beschlusses enthielt die ausweichende Beantwortung der dem Ausschuß vorgelegten Frage, auf wessen Einladung und Ermuthigung die Pfälzer ins Land gekommen seien? Dayrolle, der Gesandte in Holland, hatte nämlich geschrieben, daß er sich das Herzuströmen der großen Massen nicht anders erklären könne, als daß sie von England aus zur Reise dahin ermuntert würden. Beweise vermochte er für seine Behauptung nicht beizubringen; allein der auch von anderen Seiten genährte Verdacht reichte hin, das Volk in England aufzureizen und in dem ganz natürlichen Ereigniß einen tief angelegten Plan, ein auf das Verderben des armen Mannes, ja die Untergrabung des Protestantismus berechnetes Komplot zu argwöhnen. Glücklicher Weise waren die Pfälzer schon vertheilt und abgereist, als das Parlament sich über die Anklage aussprach. Es scheint sogar absichtlich die Sache vier Monate lang verschleppt und auch durch Vertagung von einer Sitzung zur andern den Versuch einzelner Mitglieder vereitelt zu haben,

dem Earl von Sunderland die Verantwortlichkeit für das Uebel aufzubürden, weil dieser im Namen der Königin das Handelsamt aufgefordert hatte, die besten Mittel für die Vertheilung und Verwendung der Pfälzer anzugeben. Die einzige praktische Folge dieser gegen die Aufnahme fremder Armen gerichteten Aufregung war die Aufhebung des Gesetzes, welches die Naturalisation der fremden Protestanten anordnete. Sein Widerruf erfolgte am 1. Februar 1712, gerade drei Jahre nach seiner Einbringung ins Parlament. Obgleich die Pfälzer sich die Bestimmung dieses Gesetzes nicht zu Nutze gemacht hatten, so schrieb man offiziell doch ihm deren Herüberkunft zu, ja es würde, wie aus den Motiven deutlich hervorgeht, gar nicht zurückgenommen worden sein, wenn jene nicht so massenhaft nach England gezogen wären. Erlassen wurde dieses Gesetz, um die Kapitalien der französischen Protestanten im Lande zu behalten — die Hugenotten hatten damals allein eine halbe Million Pfund in der Bank von England! — widerrufen wurde es dagegen, um in Zukunft die armen deutschen Protestanten dem Lande fern zu halten.

Uebrigens waren die Lasten, welche England aus dieser Massenauswanderung erwuchsen, keineswegs gering. Es wurden nämlich die Kosten für den Unterhalt und die Beförderung der unbequemen Gäste vom Parlamentsausschuß auf nicht weniger als £135,775.18 berechnet, und von dieser Summe etwa £100,000 wirklich bezahlt. Es befinden sich darunter folgende Posten: £346 für Kocherthal und seine Begleiter, erst £256.1,5 und dann noch einmal £5943.1,9 Transportkosten von Holland nach England, sowie Beköstigung in Rotterdam; der Ertrag der milden Gaben £19,838.11,1 und £45,904.11,10 für die Verpflegung der Pfälzer in London und ihre Beförderung nach Irland und New York, £1487.18,11½ für die nach den Scilly Inseln bestimmten, aber nicht abgegangenen Schiffe und Verpflegung, £24,000 königliche Bewilligung für die Ansiedler in Irland und £38,000 für die nach New York gesandten Pfälzer. Von letzterer Summe wurden indessen dem Gouverneur Hunter bei seiner Abreise nur £8000 baar gegeben und später £4300.17,11 zurückbezahlt, während man die Ansiedler ihrem Schicksale überließ. Ob die £24,000 ganz nach Irland verabfolgt wurden, ließ sich nicht ermitteln, ist für unsern Zweck auch gleichgültig.

Doch selbst die wirklich gezahlten Summen sind bedeutend, namentlich wenn man bedenkt, daß England gerade zu jener Zeit selbst einen kostspieligen Krieg führte. Kein Staat des Kontinents, mit vielleicht einziger Ausnahme Preußens, wäre damals im Stande gewesen, den Segen der Einwanderung zu begreifen und solche Opfer dafür zu bringen. Diese großmüthige Unterstützung ist deßhalb der Königin und dem englischen Volke doppelt hoch anzurechnen, zumal es zu Anfang des vorigen Jahrhunderts noch keinen Adam Smith gab, der seine Mitbürger und die ganze zivilisirte Welt über den Werth der freien Arbeit belehrte; sie ist den jämmerlichen deutschen Zuständen gegenüber doppelt rühmenswerth, weil die produktiven Kräfte des Volkes so gut wie noch nicht entwickelt waren, und weil darum nur ausnahmsweise der große Reichthum gewürdigt wurde, den ein Land durch den freiwilligen Zuwachs einiger Tausend rüstiger Arme gewinnt. Natürlich entledigte man sich der täglich lästiger werdenden Gäste wie einer schweren Bürde, packte sie, wie die Sklaven, in ein paar Schiffe und überließ sie dann ihrem Schicksale. Aber so roh und verletzend für den Einzelnen auch die Formen gewesen sein mögen, unter welchen er übers Meer geschafft wurde, die That selbst war eine humane und den Geber ehrende. Wenn aber je ein gutes Werk sich glänzend lohnte, so war es hier der Fall, denn ohne diese Pfälzer und ihre Nachkommen wäre, wie wir später sehen werden, der Triumph der englischen Kolonialpolitik über die von Frankreich angestrebte Hegemonie in Amerika wohl nicht so schnell möglich geworden.

Wir haben es hier zunächst mit den 3000 nach New York bestimmten Pfälzern und Schwaben zu thun. Die Verhandlungen über die vortheilhafteste Art ihrer Verwendung reichten bis in den August 1709 zurück und zogen sich bis zum 7. Januar 1710 hin, wo die Königin den endgültigen Vorschlag des Handelsamts vom 5. Dezember 1709 genehmigte. Statt der anfangs als Ort der Ansiedelung ins Auge gefaßten Insel Jamaika wurde schließlich der Staat New York und hier vor allem das im Besitz der Krone befindliche Land am Hudson und Mohawk bestimmt. Zwei Gesichtspunkte waren für diese Entscheidung vor allem maßgebend, einmal die Gewinnung von Hanf und Schiffs-Vorräthen, wie Theer, Pech und Terpentin, für deren Zufuhr die englische Marine bisher fast ausschließlich auf Norwegen und die Ost-

seeländer angewiesen war, dann aber die Sicherung der Gränze gegen die Einfälle der Franzosen und der mit ihnen verbündeten Indianer. Nebenbei hoffte man noch, daß die deutschen Ansiedler sich nach Art der französischen Kanadier mit den benachbarten Indianern verheirathen und durch die Verbindung mit denselben den englischen Pelzhandel auf Kosten des französischen weiter nach Norden hin ausdehnen würden; eine Hoffnung, die gründlich enttäuscht wurde, da der Deutsche sich in der Folge fast nie mit dem Indianer vermischt hat, und da er überhaupt nur ausnahmsweise im abenteuernden geschäftigen Müßiggange der französischen Pelzhändler Befriedigung findet, sich dagegen in Bebauung des eigenen Ackers am wohlsten fühlt.

Die Bedingungen für die Auswanderer waren sehr liberal. Noch vor ihrer Abreise sollten sie englische Bürger werden und in den Genuß aller Rechte der Eingeborenen treten. Sodann wurden ihnen nach Rückzahlung der gemachten Vorlagen ein freies Eigenthum von vierzig Acker per Kopf, sowie der Unterhalt für wenigstens ein Jahr mit sechs Pence täglich für den Erwachsenen und vier Pence für Kinder unter zehn Jahren, also etwa 61 Thaler resp. 40 Thaler preuß. per Kopf, und endlich Werkzeuge, Eisen und Nägel für den Häuserbau mit zwei Pfund per Kopf bewilligt. Ausdrücklich aber wurde ihnen die Fabrikation von Wollenwaaren verboten, weil sie dadurch die Manufakturen des Königreichs schädigen würden.

Diese für beide Theile billigen und günstigen Bedingungen wurden aber durch verschiedene Zusätze beeinträchtigt, welche der Regierung in ihrem Interesse nothwendig erschienen, indessen am meisten zur gründlichen Vereitelung ihrer Absichten beitrugen. Ihr Mißverständniß wurzelte in der falschen Auffassung des Verhältnisses der neuen Ansiedler zu den Kolonialbehörden. Man stellte sie als ein Mittelding zwischen dem zeitweisen leibeignen Knecht und dem willenlosen Soldaten unter die Aufsicht des Gouverneurs, theilte sie, zu je fünf Familien, in Arbeitsgruppen ein, und setzte Aufseher über sie, welche ihnen ihr Werk anwiesen und es kontrollirten. Statt ihrer Kraft und Energie, statt dem Interesse ihrer Selbsterhaltung zu vertrauen, und sie vom ersten Augenblick an, wo sie den Boden Amerika's betraten, auf ihre eigenen Beine zu stellen, wähnte man durch ängstliche Bevormundung größere Vortheile aus ihnen ziehen zu

können. Die englische Regierung verkannte den ersten Grundsatz einer gesunden Kolonialpolitik; sie griff in die Selbstständigkeit, die Selbstverantwortlichkeit ihrer Ansiedler ein und mußte in der Folge dafür büßen. Leider litten aber auch, wie wir seiner Zeit sehen werden, die deutschen Kolonisten länger als ein Jahrzehnt unter diesem falschen System.

Inzwischen war Mitte September 1709 der Oberst Robert Hunter an Stelle des verstorbenen Lord Lovelace zum Gouverneur von New York ernannt worden. Er erhielt den Auftrag, die Deutschen an den Ort seiner Bestimmung mitzunehmen und am Hudson oder Mohawk anzusiedeln, und segelte im April 1710 nach New York ab, wo er am 13. Juni landete. Die Pfälzer waren auf zehn Schiffe vertheilt, u. a. den „Lyon" und die Fregatten „Herbert" und „Berkley Castle". Nach des Gouverneurs eigener Angabe starben auf dem erstern mehr als 470 Personen während der Reise und gleich nach der Ankunft noch 250 am Schiffsfieber, ein Beweis dafür, wie schlecht die Einrichtungen und wie dicht zusammengedrängt die Reisenden gewesen sein müssen. Der Verlust an Menschenleben belief sich also auf nahe zwanzig Prozent. Im ganzen blieben 2227 Pfälzer in New York übrig, so daß also der Total-Verlust, wenn im ganzen 3000 befördert wurden, 773 Seelen betrug. Konrad Weiser spricht in einer Beschwerde, welche er am 2. August 1720 dem londoner Handelsamt einreichte, zwar von 1700 Todesfällen auf 4000 Auswanderer; allein trotzdem daß seine Angabe keinen Widerspruch findet, können deren nicht so viel gewesen sein, weil die Transportschiffe kaum Platz für 3000, geschweige denn für 4000 Personen boten, und weil die Regierung nicht das mindeste Interesse daran hatte, die Zahl der nach Amerika Beförderten um ein volles Viertel zu verkleinern. Alle amtlichen Quellen sprechen nur von 3000 nach New York verschifften Deutschen.

Als diese hier ankamen, wagten die Behörden aus Furcht vor ansteckenden Krankheiten nicht, sie in die Stadt zu lassen, und brachten sie vorläufig auf der Nutten (jetzigen Governor's) Insel unter. Bei der warmen Jahreszeit reichten Hütten und Zelte zu ihrem Schutze aus. Die Stadt schickte Aerzte und Medizin hinaus; die frische Luft, die besseren Lebensmittel und der größere Raum thaten bald dem

Fieber Einhalt. Gleichwohl belief sich wie oben bemerkt, die Zahl der auf der Insel Gestorbenen auf 250; der Todtengräber Romers erhielt wenigstens für soviel Särge £59:6, alse nicht ganz zwei Thaler preußisch für den Sarg. Die Ueberlebenden wurden in sechs Kompagnien eingetheilt, deren jeder ein Hauptmann aus ihrer Mitte vorgesetzt wurde. Dieser handelte, laut Verfügung vom 12. Juli 1710, zugleich als Friedensrichter und entschied in allen vorkommenden Streitigkeiten bis zum Betrage von zwei Pfund. Die Kinder wurden in die Lehre gegeben oder als Dienstmädchen verdungen, die Jungen bis zum siebenzehnten und die Mädchen bis zum fünfzehnten Jahre.

Hunter wandte zunächst der Wahl der Niederlassung seine Aufmerksamkeit zu. Es waren ihm vom Handelsamte verschiedene Landstriche als dazu geeignet bezeichnet worden. Der eine lag am Mohawk, 50 engl. Meilen lang und 4 Meilen breit, und ein anderer an einem in den letzteren mündenden Bach (Schoharie), 24 bis 30 Meilen lang. Die Mohawk Fälle, zwischen Albany und Schenectady, hieß es, böten kein eigentliches Hinderniß dar, und auch mit den Mohawk Indianern, welche das Eigenthum dieses Landes beanspruchten, könne man sich leicht abfinden. Sodann gehörten der Krone, etwa 100 Meilen von New York entfernt, noch zwei größere Gebiete am Hudson, von denen das östlich vom Fluß gelegene 12 Meilen breit und 70 lang war, während das westlich gelegene 20 Meilen in der Breite und 40 Meilen in der Länge hatte. Der Gouverneur wählte indessen keinen von diesen Landstrichen. Er ließ zwar schon im Juli 1710 die ihm bezeichneten Ländereien am Mohawk und besonders am Schoharie vermessen, auf welche letztere die Indianer keinen Anspruch hatten; allein er fand dort nur wenig oder gar keine Tannen, dabei den Boden zu fruchtbar und reich, deßhalb zu wenig zu Theer- und Harz-Bereitung geeignet und außerdem zu weit vom Hudson entfernt. Die ihm an diesem Fluß bezeichneten Ländereien verwarf Hunter deßhalb, weil sie nur Tannen trugen und im übrigen ihm so steinig und unfruchtbar schienen, daß es unmöglich war, ihnen den Unterhalt der Ansiedler abzugewinnen. Dagegen glaubte er, die richtige Vereinigung von Tannenwald und daran stoßendem gutem Boden etwas südlicher von der bezeichneten Stelle am Hudson gefunden zu haben. Das Land gehörte einem ehrgeizigen und geldgierigen, zur Kolonialaristokratie haltenden Manne, Robert Living-

ston, von welchem Hunter am 29. September 1710 sechstausend Acker behufs Vertheilung unter die Pfälzer für 266 engl. Pfund kaufte. Im nächsten Frühjahr erwarb er noch achthundert Acker daran gränzenden Landes von einem Schotten Thomas Fullerton dazu. Schräg gegenüber am rechten Ufer des Flusses lag ein kleines, eine Meile langes Stück Land von 6300 Ackern, welches noch Eigenthum der Krone war und deßhalb vom Gouverneur zur pfälzer Kolonie hinzugezogen werden konnte.

In den letzten Tagen des September und im Laufe des Oktober 1710 fand die Uebersiedlung dahin statt. Die östliche Niederlassung wurde East Camp und die westliche West Camp genannt; sie liegen zu beiden Seiten des Hudson, etwa zwei Stunden südlich von Catskill. West Camp hat seinen Namen beibehalten, während East Camp jetzt gewöhnlich Germantown heißt. East Camp enthielt vier Dörfer: Hunterstown, Queensbury, Annsberg und Haysbury mit 1178 Bewohnern am 1. Mai und 1189 im Juni 1711; West Camp hatte drei Dörfer: Elisabethtown, Georgetown und New Village mit 583, resp. 614 Einwohnern, so daß also die Gesammtkolonie im Mai, resp. Juni 1711 im ganzen 1761, resp. 1803 Einwohner zählte. Robert Livingston übernahm laut Vertrag vom 30. November 1710 ihre Verpflegung, und zwar die der Erwachsenen zu sechs Pence, die der Kinder zu vier Pence per Kopf.

Der Rest der im Sommer 1710 in New York übrig gebliebenen 2227 Einwanderer, zusammen 424 Personen, hatte sich in der Stadt und Umgegend zerstreut. Etwa achtzig Kinder, deren Namen sogar in den Quellen angegeben sind, wurden als Dienstboten oder Lehrlinge in dortigen Familien untergebracht; nicht ganz 350 Erwachsene, die ebenfalls namhaft gemacht werden, traten als Knechte und Arbeiter in den Dienst der benachbarten Farmer. Der Gouverneur gab ihnen die ausdrückliche Erlaubniß dazu und behielt sich nur vor, sie beim Beginn der Arbeiten einzuberufen; indessen überließ er sie in der Folge ihrem Schicksale, da diese Arbeiten nie ernstlich in Angriff genommen wurden, und da durch die Einziehung der Beurlaubten die Kosten der Kolonie nur unnöthig vergrößert worden wären.



Drittes Kapitel.

Die pfälzisch-schwäbische Zwangs-Kolonie am obern Hudson.

Die dem Gouverneur Hunter gewordene Aufgabe war keine leichte; allein wenn sie noch so leicht gewesen wäre, so würde er schwerlich der Mann gewesen sein, sie zu lösen. Nicht daß es ihm an gutem Willen, Eifer und Pflichtgefühl gefehlt hätte; aber er besaß kein Verständniß für die Fragen, die sich ihm in dem neuen, ungewohnten Wirkungskreise zur Erledigung aufdrängten. Hunter hatte sich, ein geborener Schotte, aus ärmlichen Verhältnissen durch eigene Kraft und die Verwendung mächtiger Freunde emporgeschwungen, war als Apothekerlehrling seinem Herrn entlaufen und in die Armee getreten, wo ihn Tapferkeit, männliche Schönheit und gesunder Witz auszeichneten. Er verkehrte viel in den geistreichen Kreisen der Hauptstadt, rühmte sich der Freundschaft Addisons und Swifts und heirathete eine vornehme Dame, Lady Hay, welche ihm die Wege zum Emporsteigen geebnet hatte. Hunter war nichts als Soldat und mit allen Vorurtheilen seines Standes behaftet. Er kannte nur den blinden Gehorsam und glaubte seine Pflicht am besten zu thun, wenn er die ihm anvertrauten deutschen Ansiedler nach militärischer Schablone zur Arbeit anhielt. Ohne jede Einsicht in die Bedingungen, welche den Erfolg einer Kolonie sichern, wähnte er durch rauhes Eingreifen und Kommandiren erreichen zu können, was nur das Resultat persönlicher Kraft und Anstrengung sein kann. Dabei klebte ihm der ganze Hochmuth des englischen Emporkömmlings an, der, nach oben in Unterthänigkeit ersterbend, auf seine Untergebenen mit Verachtung herabsieht und namentlich die armen Angehörigen einer fremden Nationalität wie Parias behandelt. Im Hochgefühl seiner Würde und eingebildeten Ueberlegenheit lag ihm nichts ferner, als der Ge=

danke, daß er bald durchschaut und von kühl berechnenden, schlaueren Köpfen leicht ausgebeutet werden könne. So wurde er denn vom ersten Augenblick seiner Amtsführung an von Anderen grob getäuscht und mehr ein Werkzeug einiger ihm überlegenen Kolonialaristokraten, statt der Beschützer der arbeitenden Massen und Förderer der königlichen Macht.

Einer der gewissenlosesten, wenn nicht der gewissenloseste damalige New Yorker war der eben genannte Robert Livingston, derselbe Mann, dem Milborn, Leisler's Leidensgefährte, noch unter dem Galgen geflucht hatte, ein habgieriger, nüchtern berechnender Schotte, der bei Hunters Ankunft schon länger als dreißig Jahre in der Kolonie gewesen und durch theils glückliche, theils gewissenlose Unternehmungen, namentlich als Indianeragent, sehr reich geworden war. Der bedeutende Landstrich, 16 englische Meilen lang und 24 Meilen breit, welchen er 1683 am linken Flußufer, etwa 100 Meilen nördlich von der Stadt New York gekauft hatte, war bereits von Gouverneur Dongan zu einer Lordschaft (manor) erhoben worden. Livingston siedelte dort Leute an, welche zu arm waren, um ein Inventar zur selbstständigen Farmerei anzuschaffen und verbesserte durch rücksichtslose Ausbeutung ihrer Arbeit sein Land. Es scheint, daß er, selbst die schmutzigsten Mittel zur Vermehrung seines Reichthums nicht scheuend, sogar mit dem berüchtigten Seeräuber Kidd im Einverständniß stand; sicher aber ist, daß er sich als Akzisebeamter in Albany große Unterschleife hatte zu Schulden kommen lassen, weßhalb der Vizegouverneur Nanfan ihn im April 1702 seiner Stellung als Kolonialrath der Provinz New York enthob und sein Vermögen mit Beschlag belegte. Gleichwohl gelang es Livingston nach einigen Jahren, sich bei der Regierung in London wieder weiß zu waschen und seine Aemter und sein Vermögen wieder zu erlangen; ja er wurde, nachdem die Zeugen seiner Verbrechen gestorben oder weggezogen waren, mit jedem Tage einflußreicher und mächtiger in der Kolonie. Der neue Gouverneur Hunter hatte eine zu große angeborne Ehrfurcht vor Reichthum und äußerer Stellung, als daß er dem schlaueren Landsmann nicht sofort als willkommene Beute in die Hände gefallen wäre. Livingston bemächtigte sich des Gouverneurs in keiner andern Absicht, als um die Verpflegung der

Pfälzer zu erlangen. Zu diesem Zwecke verkaufte er ihm sein Land billig und erreichte von dem kurzsichtigen Hunter um so leichter, was er wollte.

„Es ist ein Unglück" — schreibt Lord Clarendon, der von 1702–1708 als Lord Cornbury der Gouverneur von New York gewesen war, am 8. März 1711 dem Staatsminister Lord Dartmouth auf dessen Anfrage nach dem Werth der hunter'schen Mittheilungen — „es ist ein Unglück, daß Oberst Hunter in so schlimme Hände gerathen ist, denn dieser Livingston war seit Jahren in der Provinz als ein schlechter Mensch bekannt. Früher hatte er die Verpflegung unserer Truppen in Albany und beging dabei die gröbsten Unterschleife. Dadurch verbesserte er seine Vermögensumstände bedeutend. Er hat jetzt eine Mühle und Brauerei auf seinem Lande, und wenn er die Verpflegung der Pfälzer erhalten kann, so wird er noch viel reicher, während natürlich die von ihm Verpflegten um so schlechter daran sein werden. Ich bin überzeugt, daß lediglich die Aussicht auf diesen Gewinn ihn veranlaßt hat, Hunter zur Ansiedlung der Pfälzer auf dem livingston'schen Lande zu bewegen. Es hat gar keine guten Tannen, wie Hunter meint, diese kommen vielmehr am besten am oberen Hudson und am Mohawk vor." Selbst Hunter fand bald heraus, mit wem er sich eingelassen hatte, denn am 22. Oktober 1711 schreibt er dem General Nicholson, er habe Livingston zu viel Vertrauen geschenkt, derselbe sei der selbstsüchtigste und undankbarste Mann von der Welt. Trotzdem daß er allen Vortheil von den Pfälzern gehabt, begehe er jetzt eine Gemeinheit sonder Gleichen, wenn er in England Klagen gegen ihn, den Gouverneur, vorbringen wolle.

Schlimmer noch als dieses selbstgeschaffene Hinderniß war eine andere Schwierigkeit, welche die Lage aller Betheiligten, mit alleiniger Ausnahme Livingstons, bedeutend verschlechterte und zunächst in dem Charakter der den Pfälzern zugedachten Arbeit lag. Die Gewinnung von Theer und Schiffsvorräthen erfordert nämlich eine Vorbereitung von zwei Jahren; so lange muß der Theerbaum, nachdem er zubereitet ist, stehen, ehe Theer daraus gewonnen werden kann. So lange also mußte auch der Ansiedler noch auf Kosten der Krone leben; wenigstens £30,000 hatte diese also noch vorzuschießen, ehe sie auf eine immerhin zweifelhafte und theilweise Rückerstattung ihrer Auslagen rechnen konnte.

Als die Pfälzer in Amerika ankamen, war die Jahreszeit schon zu weit vorgerückt, als daß sie sofort zu der ihnen zugedachten Arbeit hätten verwendet werden können. Damit hatte man aber ein ganzes Jahr verloren, denn der richtige Zeitpunkt zum Beginn der Theerbereitung ist das Frühjahr. Nach dem damaligen System wurde der Baum zu diesem Zwecke in vier den Himmelsgegenden entsprechende Viertel getheilt. Sobald im Frühling der Saft in die Höhe gestiegen, schälte man etwa zwei Fuß lang das nördliche Viertel da ab, wo die Sonne die geringste Kraft hat, den Terpentin herauszuziehen; im Herbst, ehe der Saft wieder abnimmt, schälte man das südliche Viertel ungefähr zwei Fuß vier Zoll; im nächsten Frühjahr, aus demselben Grunde, das östliche Viertel zwei Fuß acht Zoll, und im folgenden Herbst das übrig bleibende Viertel etwa drei Fuß, worauf dann der von Terpentin gesättigte obere Theil des Baumes abgehauen, in Stücke gespalten und behufs Zubereitung des Theers im Ofen gebrannt wurde.

Trotz dieser Schwierigkeiten gab der Gouverneur den ursprünglichen Plan nicht auf, weil er und seine Unterbeamten sich die glänzendsten Resultate von seiner Ausführung versprachen, und weil sie in wenigen Jahren die ganze englische Marine mit amerikanischem Hanf und Schiffsvorräthen versehen zu können hofften. Ein Mann, so berechnete man, könne leicht im Jahre 60 Faß Theer machen, also 500 Mann 30,000 Faß; nun erhalte man für das Faß acht Shillinge, oder für 30,000 Fässer £12,000. Von dieser Summe könnten die Pfälzer von 1713 an die Hälfte an die Krone für Vorlagen zurückerstatten, so daß diese innerhalb sieben Jahren für alle ihre Ausgaben gedeckt sein werde. New York, schrieb der Regierungsaufseher Dupré am 4. Oktober 1710 nach London, müsse, sobald es erst diesen Artikel ausführe, das große Handelsemporium für sämmtliche amerikanischen Kolonien werden, da es für denselben alle englischen Wollenstoffe und Luxuswaaren kaufen und einführen könne. Die politischen Vortheile, meinte Hunter, seien wo möglich noch größer, als die kaufmännischen, denn in Zukunft werde England durch seine amerikanischen Kolonien auch mit diesem Artikel den Markt beherrschen und den nordischen Reichen, Norwegen, Schweden und Rußland, von wo die Schiffsvorräthe bisher bezogen wurden, Preise und Politik vorschreiben können, da Bäume genug

vorhanden seien, um ganz Europa mit Theer zu versorgen. Sogar das Handelsamt in London wurde von diesen Phantasien mit angesteckt und bevorwortete höhern Orts die Anträge Hunters auf Bewilligung eines weitern Kredits von etwa £40,000. Die Regierung ging aber nicht darauf ein, zahlte sogar, wie wir in der Folge sehen werden, nicht einmal die anfangs versprochene Unterstützung und überließ die Kolonie ihrem Schicksal.

Natürlich war, als die Pfälzer im Spätherbste 1710 auf dem ihnen zugewiesenen Lande ankamen, an eine Bebauung desselben oder überhaupt an eine Verwendung der Ansiedler zur Arbeit nicht zu denken. Die Hütten, in welchen sie fortan wohnen sollten, waren bald gebaut; der Winter unterbrach aber jede weitere Arbeit. Die Jugend erhielt zwar von den Pfarrern Häger und Kocherthal den erforderlichen Schulunterricht — die ersten Bretter für das Schulhaus wurden am 11. Januar 1711 geliefert —; allein wer nicht schulpflichtig war, hatte so gut als nichts zu thun und genoß ohne jede Gegenleistung die vom Gouverneur auf Kosten der Regierung gelieferte Verpflegung. Ein größeres Unglück läßt sich für eine beginnende Kolonie kaum denken, denn hier ist der Müßiggang in noch stärkerm Grade, als in geordneten Gemeinden, aller Laster Anfang, weil eben die Arbeit zu einem höheren moralischen Faktor wird. Sie vermittelt nicht nur am leichtesten für den Ansiedler den Uebergang aus den gewohnten alten Verhältnissen in die ungewohnten neuen, sie ist zugleich das reinigende Bad, in welchem er so manche schlechte Gewohnheit, so manche falsche Anschauung von sich abstreift, sie assimilirt ihn am schnellsten dem Boden der neuen Heimath und lehrt ihn durch ihre reichen Früchte am ersten seinen eigenen Werth, seine eigene Kraft und seine hohe Bedeutung für das Gemeinwesen erkennen.

Es war überhaupt der größte Fehler, den die englische Regierung bei Gründung dieser Kolonie beging, daß sie die Pfälzer von oben herab bevormundete und als eine Art Kronbauern und zeitweise Leibeigene, nicht als freie Männer behandelte. Darin eben liegt das Geheimniß des Erfolges jeder Pflanzung, daß der Auswanderer sich auf eigene Kraft stützt, auf eigene Verantwortlichkeit hin, wenn auch auf Umwegen, sein Gedeihen sucht und endlich findet. Wie der Mensch räumlich von den Gesetzen, den Ueberlieferungen der alten Heimath getrennt

ist, so will er auch im neuen Lande, nachdem er einmal den Bruch mit der Vergangenheit gewagt hat, von keinen Schranken gehemmt, von keinem Herrn befehligt und Niemandem anders als sich selbst Rechenschaft schuldig sein. Der Auswanderer tritt unerschrocken den wilden Thieren entgegen, trotzt angeschwollenen Strömen, unwegsamen Wäldern, Krankheit, Hunger und Durst, selbst den Angriffen der Wilden; aber er will keine schlechte Regierung, keine schlechte Polizei mehr ertragen, welche letztere das schlimmste Uebel einer schlechten Regierung ist.

Im großen Ganzen prägen Romanen und Germanen die Bevormundung und Autonomie des Individuums auch in ihren Kolonial-Ansätzen und Erfolgen aus. Von den ersten spanischen Niederlassungen in Südamerika an bis herunter auf das französische Algier ist noch nie ein romanischer Pflanzstaat zur Entfaltung der ihm innewohnenden Kräfte gelangt; germanische Kolonien dagegen sind bereits Weltmächte geworden und werden es mit jedem Tage mehr. Eine Kolonie kann mit anderen Worten nicht gedeihen, wenn dem Ansiedler sein Schicksal anfangs zu bequem gemacht, wenn er jeder persönlichen Verantwortlichkeit enthoben und der Gelegenheit zur Entfaltung und Erwerbung derjenigen Eigenschaften beraubt wird, welche allein ihm Erfolg und Befriedigung sichern. Eine lebensfähige Kolonie wird darum auch nur da entstehen, wo der Auswanderer mit unerbittlicher Härte auf seine eigene Kraft angewiesen ist, wo er, statt von der noch so gut gemeinten Bemutterung der heimischen Regierung oder eines neuen fremden Herrn abhängig zu sein, auf eigene Faust sich seinen Weg bahnt und Niemandem als sich selbst verantwortlich ist. Dieser Weg ist langsam, aber er ist der einzige, welcher zum heilsamen Ziele führt. Darum schadet es auch nichts, wenn fast jede neue Generation von Einwanderern dieselben Fehler, wie ihre Vorgänger macht, wenn sie einmal nicht von ihnen lernen will. Ihr ganzes Leben beruht eben nicht auf dem Wissen, sondern auf dem Willen. Sie sind Erfahrungsmenschen, die nur das erleben, was sie wirklich greifen, sehen und fühlen können. Sie wollen selbst die Schöpfer ihres eigenen Glückes sein, und wer es ihnen sogar in der besten Absicht bringen will, wird immer als ihr Feind gelten. Dieses Gefühl der Selbstverantwortlichkeit führt nur zu leicht zu schroffen und rohen Formen, aber es hebt den Einzelnen und spornt

ihn zu Leistungen an, deren er in den alten Verhältnissen der Heimath oft nicht fähig gewesen wäre; es erzeugt ein fast prometheisches Selbstbewußtsein, im großen Ganzen wirkt es veredelnd und zaubert neue Ansiedlungen, neue Gemeinden, neue Städte und Staaten aus dem Boden hervor.

In unserm speziellen Fall war die pfälzer Kolonie nichts als eine unnütze Bande von Abenteurern und Strolchen, so lange der Gouverneur Hunter ihr Gesetze vorschrieb; sie wurde erst ein Achtung gebietender, höchst werthvoller Zuwachs zu den bereits vorhandenen Kulturelementen und ein unschätzbarer Segen für das Mutterland, als sie sich auf ihre eigenen Beine stellte, als sie, zum äußersten getrieben, den vollen Bruch mit der Regierung wagte und eigener Kraft vertrauen lernte.

Noch stehen wir im ersten Stadium ihrer Entwicklung. Es war nichts natürlicher, als daß Unzufriedenheit, Scheelsucht und Rauflust täglich mehr unter den Ansiedlern um sich griff, so lange sie unthätig in ihren Hütten lagen. Und ebenso natürlich war es, daß sie, um welche sich früher Niemand gekümmert hatte, sich für ganz unentbehrlich hielten und ihre eigene Bedeutung bei weitem überschätzten, gerade weil die englische Regierung sich ihrer so thatkräftig annahm. Die Verpflegung gab den ersten Anlaß zur Beschwerde. Livingston müßte nicht der Mann gewesen sein, als den wir ihn kennen gelernt haben, wenn er die armen Teufel nicht, soviel er nur konnte, betrogen und ihnen die möglichst schlechtesten Lebensmittel geliefert hätte. Welcher Art diese gewesen sein müssen, geht aus dem Bericht Johann Cast's hervor, des von Hunter bestellten Aufsehers über die Pfälzer, welcher u. a. anführt, daß das Pökelfleisch so arg gesalzen gewesen, daß ein Achtel des Inhalts der Fässer aus Salz bestanden habe. Nicht viel besser war das Mehl beschaffen. Die Fässer wogen in der Regel vier bis fünf Pfund mehr als angegeben; selbstredend enthielten sie so viel Mehl weniger. Ein anderer Grund zur Unzufriedenheit war das den Ansiedlern gegebene Land und die ihnen zugewiesene Beschäftigung. Sie seien, so meinten sie, nach Amerika gekommen, um sich und ihren Kindern Land zu sichern und durch dessen Bebauung unabhängig zu werden. Mit Warten und Geduld komme man da nicht weiter; die einzelnen Antheile seien zu klein, es sei ihnen mehr

Land versprochen, sie wollten nach Schoharie, welches ihnen von den Indianern geschenkt sei. Andere weigerten sich, an die Arbeit zu gehen, da überhaupt ihr Aufenthalt am Hudson nur ein vorläufiger sei. Viele nahmen die ihnen zugewiesenen Grundstücke gar nicht an, sondern suchten sich auf eigene Faust besser gelegene aus. Nachbarn geriethen mit einander über ihre Gränzen in Streit und fochten diesen mitunter mit Aexten aus. Die Handwerker waren die friedlichsten, weil sie genug Land hatten und in den benachbarten Farmern Kunden für ihre Arbeit fanden; aber die Bauern bildeten die große Mehrzahl und gaben den Ton an.

Als Hunter von diesen Vorgängen hörte, eilte er zu Anfang März 1711 in die Kolonie und stellte nothdürftig die Ordnung wieder her. Er setzte den Ansiedlern die mit einer Niederlassung am Schoharie und Mohawk verbundenen Gefahren auseinander und ließ ihnen ihren mit der Krone abgeschlossenen Vertrag deutsch vorlesen, worauf sie sich mit dessen Bestimmungen einverstanden erklärten und zu arbeiten versprachen. Eine Zeit lang ging Alles gut; Cast's Berichte lauteten während des Monats März durchaus befriedigend. Die Leute bestellten bei Beginn des Frühjahrs ihre Felder und baten bescheiden um die erforderlichen Werkzeuge, die ihnen auch verabfolgt wurden. Gleichzeitig aber berichtete der Pfarrer Kocherthal, daß seine Landsleute einen Widerwillen gegen die Theerbereitung hätten, daß sie nur zum Schein arbeiteten und bloß das nothdürftigste Werk verrichteten, weil sie immer noch hofften, in dem reichen und fruchtbaren Schoharie-Thal angesiedelt zu werden, wo jeder so viel Land haben könne, als er wolle.

Er hatte nur zu sehr Recht, denn schon Mitte Mai 1711 brach die Unzufriedenheit in hellen Flammen wieder aus. Die Pfälzer weigerten sich, weiter zu arbeiten, wollten namentlich von der Theerbereitung nichts wissen, vertrieben die mit der Auslegung der einzelnen Grundstücke beschäftigten Landvermesser und verbanden sich durch einen Eid, zu einander zu stehen und auf eigene Faust nach Schoharie zu ziehen, ja, sich nöthigen Falls mit Gewalt ihren Weg dahin zu bahnen. Hunter war auf die erste Kunde von der Rebellion in der Kolonie erschienen und ließ sofort eine Kompagnie Soldaten von Albany kommen und die Orts- und Gemeindevorsteher zu sich bescheiden. Während

er diesen auseinandersetzte, daß die Indianer ihren Besitztitel auf die Ländereien am Schoharie noch nicht aufgegeben, daß diese keine Tannen hätten, also zur Theerbereitung ungeeignet seien, und daß der mit der Krone abgeschlossene Vertrag die Pfälzer auf irgend einem ihnen anzuweisenden Lande zur Arbeit, namentlich zur Theerbereitung, verpflichte, während dessen erschienen plötzlich 300—400 Bewaffnete und wünschten den Gouverneur zu sprechen. Als dieser sie nach ihrem Begehren fragte, erwiderten sie, sie seien bloß gekommen, ihm ihre Hochachtung zu bezeigen; in der That aber waren sie herbeigeeilt, um die Ortsvorsteher nöthigen Falls mit Gewalt zu befreien, falls ihnen etwas zu Leide geschehen wäre. Hunter ließ sie alle in Frieden ziehen und verlangte nur für den nächsten Tag eine Antwort. Diese war aber durchaus nicht demüthig. Die Abgeordneten erklärten, alle ihre Landsleute beständen darauf, nach Schoharie überzusiedeln, sie wollten lieber das Leben lassen, als auf dem ihnen angewiesenen Lande bleiben, der ihnen vorgelesene Vertrag laute anders, als der in England abgeschlossene und gehe nur darauf aus, sie zu betrügen. Der erstere sage, daß sie erst, nachdem sie sieben Jahre auf den, Jedem von ihnen bewilligten vierzig Ackern Land gelebt, der Königin ihre Vorschüsse in Theer, Hanf oder dem sonst gewonnenen Ertrag ihrer Arbeit zurückzuzahlen hätten; jetzt wollten sie aber nicht sich neue Bedingungen aufzwingen lassen und ihr ganzes Leben lang für die Schiffsbedürfnisse der englischen Marine arbeiten. Sie verlangten also das verheißene Land. Wenn man es ihnen aber nicht geben wolle, so würden sie drei oder vier Abgeordnete an die Königin schicken und ihr alle Beschwerden vorlegen. Auch viele andere Dinge seien ihnen versprochen und nicht geliefert, neue Kleider, Werkzeuge und Hausgeräthe, endlich aber müsse Cast, der bisherige Aufseher fort, denn er habe gedroht, alle Pfälzer zu Sklaven zu machen.

Entweder haben die Beschwerde Führenden den mit der Krone abgeschlossenen Vertrag nicht verstanden, oder er war schlecht übersetzt, denn das Original widerspricht ihrer Auffassung und lautet ganz im Sinne des Gouverneurs.

Während dieser Verhandlungen erschien auf der andern Seite des Baches, um den Worten der Abgeordneten größern Nachdruck zu geben, ein großer bewaffneter Haufen. Hunter hatte sich aber vorgesehen, und

noch siebenzig Mann Verstärkung erhalten. Er zerstreute damit die Pfälzer, fiel sofort über ihre Dörfer her und entwaffnete sie sämmtlich. Der Schreck war so groß, daß sogar die Ansiedler vom westlichen Ufer des Flusses herbeieilten und ihre Flinten ablieferten. Am nächsten Tage thaten alle sieben Dörfer Abbitte, einige Aufwiegler, heißt es, sogar fußfällig, und versprachen, sich in Zukunft unbedingt den Befehlen des Gouverneurs fügen zu wollen, worauf dieser sie denn begnadigte.

Fortan stellte Hunter alle Kolonisten unter den ausschließlichen Befehl speziell von ihm zu ernennender Aufseher und nahm ihnen die früher gewährte Selbstverwaltung ihrer Angelegenheiten, so daß sie auf derselben Stufe mit den zeitweise ihrer Freiheit beraubten Dienstboten (indented servants) standen. Am 12. Juni 1711 setzte der Gouverneur eine aus fünf Personen bestehende Behörde für die Beaufsichtigung der Pfälzer, und namentlich für die Gewinnung der Schiffsvorräthe ein. Robert Livingston, Richard Sackett, der spezielle Aufseher der Arbeiten und Sachverständige, Johann Cast, Gottfried Wulfen, Andreas Bagge und Hermann Schünemann bildeten den ersten Aufsichtsrath. Drei von ihnen, unter welchen aber immer entweder Livingston oder Sackett anwesend sein mußte, hatten das Recht, Ungehorsam und schlechtes Betragen zu strafen und sogar körperliche Züchtigungen und Gefängniß zu verhängen. Sie stellten für jedes Dorf einen Vorsteher an, welcher die ihm von der neuen Behörde zugekommenen Befehle vollstrecken und die Bewohner beaufsichtigen mußte. Es dienten für die östlichen Dörfer, Hunterstown: Johann Peter Kneiskern, für Queensbury: Johann Conrad Weiser, für Annsberg: Hartmann Windecker, für Haysbury: Johann Christian Fuchs, und für die westlichen Dörfer, Elisabethtown: Johann Christoph Gerlach, Georgtown: Jacob Mauch, und New Village: Philipp Peter Grauberger.

Jetzt konnte auch die Theerbereitung methodisch in Angriff genommen werden. In verhältnißmäßig kurzer Frist war eine große Menge von Bäumen wenigstens theilweise geschält. Eine Zeit lang ging Alles gut; die große Mehrzahl arbeitete fleißig und willig. Die Küfer machten Fässer und Reifen, die Kinder sogar sammelten Tannenzapfen zum Brennen, kurz, die Aussichten für die Zukunft ließen sich viel versprechend an. Als im Sommer die Provinz New York ihre Quote für

die (später schmählich fehlgeschlagene) Expedition nach Canada stellte, wurde beschlossen, „zu den 350 Christen und 150 Indianern von Long Island noch 300 Pfälzer" hinzuzuziehen. Diese stellten sofort die gewünschte Zahl. Der obengenannte Johann Peter Kneiskern, dem wir später in Schoharie wieder begegnen werden, zog als Kapitain mit aus, und zum ersten Mal in der Geschichte der Kolonie dienten Deutsche und Indianer zusammen in demselben Regimente, dem des Obersten Schuyler. Sie erhielten nie irgend welche Bezahlung für ihre Dienste, und obgleich ihre Bereitwilligkeit und Tüchtigkeit wiederholt anerkannt wird, so ließ Gouverneur Hunter ihnen bei ihrer Rückkehr sogar ihre Waffen wieder abnehmen, aus Furcht, daß sie dieselben noch einmal gegen ihn kehren könnten. Im nächsten Winter wurde wieder eine Anzahl wehrhafter Männer unter den Pfälzern ausgehoben, um in Albany die Garnison gegen die den Ort bedrohenden Indianer und Franzosen zu verstärken. Als sie im Frühjahr heimkehrten, erhielten sie so wenig Bezahlung wie die bei der Canada-Expedition Betheiligten, obgleich dem Gouverneur die Gelder für sie angewiesen waren.

Mit Ausnahme weniger einzelstehender Disziplinarfälle gaben die Pfälzer bis zum Herbst 1712 keinen Anlaß zur Klage. Sie waren gehorsam und fleißig, weil sie von einer Kompagnie Soldaten überwacht wurden. Ihr Verhältniß zum Gouverneur und den von diesem ernannten Aufsehern war freilich kaum besser, als das eines Sklaven zu seinem Herrn; sie mußten sich aber, wenn auch widerwillig, fügen, weil sie keine Waffen hatten. Wo man einer ihrer unbeaufsichtigten Aeußerungen begegnet, athmet sie Argwohn und Haß gegen Hunter, gegen die ihnen zugetheilte Arbeit und vor allem gegen Livingston, der das ihm eingeräumte Verpflegungsmonopol auf das schamloseste ausbeutete und die Lebensmittel so schlecht als möglich lieferte. Als Sackett eine kleine Brücke bauen ließ, um darüber die Theerfässer an die Flußseite zu schaffen, meinten die Pfälzer, sie werde verrotten, ehe sie in Gebrauch komme, da sie nicht mehr lange auf Livingston Manor bleiben würden. Hunter dagegen drohte mit Gewalt. Er verstand es überhaupt gar nicht, sich an die edleren Eigenschaften des Kopfes und Herzens zu wenden und verletzte in seiner Heftigkeit häufig, wo er durch ein freundliches Wort sich die Liebe und Anhänglichkeit seiner Untergebenen hätte erwerben können. Diese waren ihm nichts als ein

Regiment Arbeiter, die eben so hart wie Soldaten gehalten werden und sich jede Beleidigung gefallen lassen mußten. Daß durch eine solche Behandlung — um hier von den Ansiedlern gar nicht zu sprechen — die Interessen der Krone aufs empfindlichste verletzt werden mußten, kümmerte den Gouverneur in seiner Pedanterie durchaus nicht, da er seine Pflicht dem Buchstaben nach erfüllt hatte. Als die Pfälzer im Jahre 1711 ihre Bitte um Uebersiedlung nach Schoharie erneuerten, schlug Hunter sie mit dem Bedeuten ab, daß er in einem solchen Falle zwei neue Forts zu ihrer Bewachung bauen müsse. In den Augen der Unterdrückten stand es fest, daß der Gouverneur sie alle zu Sklaven zu machen beabsichtige, und daß der habgierige, hartherzige Livingston zu diesem Zwecke von ihm zu ihrem Oberaufseher ernannt sei. Eine unglücklichere Wahl konnte es allerdings nicht geben, denn der Mann, welcher in der Ausführung seines Lieferungsvertrages am schärfsten hätte beaufsichtigt werden sollen, spielte jetzt noch denen gegenüber, welche er betrog, den übermüthigen Herrn.

Mit der Theerbereitung ging es übrigens auf die Dauer auch nicht so gut, als Hunter anfangs erwartet hatte. Das Land erwies sich trotz seiner Lobpreisungen täglich mehr als schlecht und unfruchtbar. Die Bäume wurden nicht gut geschält, weil der Aufseher Sackett sein Geschäft nicht verstand; ihre Stämme wurden nämlich häufig verletzt und dadurch, daß die Sonne allen Terpentin herauszog, gleich nach dem ersten Jahre unbrauchbar.

Aus diesem Grunde stand der Gewinn durchaus nicht im Verhältniß zur Arbeit und zu der auf sie verwandten Zeit. Statt der in Aussicht gestellten 30,000 Fässer wurden bis zum Sommer 1712 deren aus 100,000 Bäumen nur 200 gewonnen. Es hätte der Einführung tüchtiger Lehrmeister aus Schweden und Rußland bedurft, um diesem Mangel abzuhelfen. Dazu wollte sich aber die Regierung des Mutterlandes nicht verstehen, nachdem sie schon so viele Opfer gebracht hatte. Ja, sie bewilligte nicht einmal die anfangs in Aussicht gestellten Jahreszuschüsse, weil sie offenbar dem Urtheil Hunters nicht mehr traute. Seine anfänglichen Empfehlungen hatte er meistens später selbst wieder zurückgenommen, seine Voranschläge bewährten sich als ungenau, seine Anordnungen als unzweckmäßig. Er suchte zwar die von Lord Clarendon gegen seinen Plan und Livingstons Charakter er-

hobenen Einwendungen zu widerlegen; allein das Handelsamt schenkte dem frühern Gouverneur mehr Glauben und überließ fortan die Kolonie ihrem Schicksal.

Hunter hatte im ganzen £32,144.17 für die Pfälzer bezahlt und darauf nur £10,800 zurückerhalten, so daß seine Vorlagen £21,344.17 betrugen. Er mußte in der Folge länger als zehn Jahre kämpfen, um sie wiederzuerhalten, ja es geht aus den Quellen nicht einmal hervor, ob er sie überhaupt wiedererhielt. Im Jahre 1722 gab das Handelsamt dem inzwischen abberufenen Gouverneur auf, sich von den Pfälzern selbst die Quittungen über die für und an sie gemachten Zahlungen zu verschaffen. Hunter bat seine new yorker Freunde um die Beibringung des geforderten Beweises; sie verdarben aber mit ihrer Taktlosigkeit und Rohheit den an sich leicht ausführbaren Auftrag, indem sie den Deutschen, die sich noch gar nicht geweigert hatten, dem an sie gestellten Verlangen nachzukommen, drohten, man werde sie vom Lande jagen, wenn sie nicht die ihnen vorgelegten Quittungen unterzeichneten. Die armen Leute sahen jetzt in Hunters Wunsch eine Falle; sie fürchteten, daß sie dem König Alles zurückzahlen müßten, wenn sie unterzeichneten, verweigerten deßhalb ihre Unterschriften und zogen theilweise nach Pennsylvanien, um ein für alle Mal etwaigen Chikanen zu entgehen. Wir erfahren diese Thatsache aus einem Briefe, den der Kolonial-Sekretär Clark am 27. November 1722 an den Minister Walpole richtete, worin er sich darüber beschwert, daß der übel angebrachte Eifer der Freunde Hunters die Provinz ihrer arbeitsamen und tüchtigen Gränzbevölkerung beraubt habe.

Von der obigen Summe waren mehr als £20,000 für Verpflegung und Gehalt in die Tasche Livingstons geflossen. Dieser war überhaupt der Einzige, welcher einen dauernden Gewinn aus der verfehlten Kolonie zog; sein Land wurde angebaut und dadurch bedeutend werthvoller, als das seiner Nachbarn, und wenn auch in der Folge die königliche Unterstützung ausblieb und ein großer Theil der Ansiedler andere Orte aufsuchte, so blieben doch noch Hunderte zurück, die keiner fremden Hülfe mehr bedurften und durch ihre bloße Gegenwart den Werth der benachbarten Grundstücke hoben.

Nachdem schon im Sommer 1712 die Arbeiten auf das nothdürftigste Maß eingeschränkt waren, fand Hunter zu Anfang September

seinen Kredit so erschöpft, daß er dieselben ganz einstellen mußte. Es scheint, daß er damals selbst noch an den Erfolg des Unternehmens glaubte, dessen gänzliche Hoffnungslosigkeit er einige Jahre später in einem Briefe an das Handelsamt anerkannte. „Ich bin" — schreibt er am 6. September 1712 an den Aufseher John Cast — „so sehr von Schwierigkeiten aller Art umgeben, daß ich sie nicht zu bewältigen weiß, wenn meine Wechsel auf London nicht bezahlt werden. Dieser letztere Umstand würde mich übrigens nicht entmuthigen, wenn ich mit den Arbeiten fortfahren könnte, da ich von Ihrer Majestät so umfassende Befehle zur Verpflegung der Pfälzer habe, daß ich an ihrem guten Willen, mir meine Vorlagen zu erstatten, keinen Augenblick zweifle. Ich wünsche deßhalb auch nicht, daß die Ansiedler jetzt die Arbeit aufgeben, nachdem diese einen so hohen Grad der Vollendung erreicht hat. Um ihren Untergang und die Preisgebung des bisher Geleisteten abzuwenden, habe ich den folgenden Ausweg ergriffen, welchen Sie den Leuten gefälligst mittheilen und dann ausführen wollen: Sie rufen das Volk zusammen und unterrichten es vom augenblicklichen Stand meiner Angelegenheiten, bemerken ihm dann, daß ich wünsche, Jeder solle wo möglich so lange eine Stelle bei den benachbarten Farmern in New York und New Jersey für seinen eigenen und seiner Familie Unterhalt suchen, bis ich ihn durch eine öffentliche Ankündigung zurückrufe. Diejenigen, welche sich auf der alten Niederlassung halten können, sollen dort bleiben. Sie müssen die Leute zugleich an ihren Vertrag mit Ihrer Majestät erinnern und ihnen bemerken, daß es meine Absicht durchaus nicht ist, die Theerbereitung aufzugeben oder ihnen irgend einen Theil ihrer Verpflichtung nachzulassen. Ich hoffe deßhalb, daß sie auf die erste Aufforderung hin an die Arbeit zurückkehren, und daß sie sich nicht einbilden werden, daß irgend eine andere Provinz sie schützen werde oder könne, wenn ich ihre Auslieferung verlange. Gehen sie aber ohne Erlaubniß oder ohne Angabe ihres neuen Wohnorts, so werde ich sie als Deserteure bestrafen. Thun Sie, was Sie können, um die armen Leute zu ihrer Pflicht anzuhalten; vertheilen Sie, was Sie noch an Vorräthen haben, unter die Bedürftigen und Kranken. Ich werde die Gehorsamen durch reiche Landschenkungen auszeichnen. Dagegen bitte ich Gott, daß er die Widerspenstigen nicht mit der Rache treffe, welche sie in so hohem Grade verdient

haben; Ihnen aber werde ich mich stets dankbar beweisen. Bis zum Frühjahr weiß ich, ob meine Wechsel bezahlt sind, und ob ich die Arbeit wieder aufnehmen kann."

In England wurde zu jener Zeit gerade der utrechter Friede vorbereitet, welcher dem spanischen Erbfolgekriege ein Ende machte. Die Kolonial-Angelegenheiten traten deßhalb noch mehr, als selbst in gewöhnlichen Zeiten, in den Hintergrund. Hunter wurde auf die Zukunft vertröstet, wenigstens noch nicht ganz abschlägig beschieden. Er suchte sich deßhalb durch Auseinandersetzung der großen Vortheile, welche die Theerbereitung in seiner Provinz mit sich bringe, den guten Willen der heimischen Behörden zu sichern.

„Was die Pfälzer betrifft" — schrieb er u. a. am 31. Oktober 1712 den Lords des Handels — „so ist mein Vermögen und mein Kredit erschöpft. Es blieb mir deßhalb kein anderes Mittel übrig, als durch einen Brief an die Aufseher der Arbeiten dem Volke anheim zu geben, sich wo möglich im Winter auf eigene Faust auf dem ihnen angewiesenen Lande durchzuschlagen. Diejenigen, welche das nicht vermochten, wies ich an, bei den benachbarten Farmern Arbeit zu suchen und den Aufsehern ihre eigenen Namen, sowie den ihrer Arbeitgeber zu hinterlassen, damit sie auf die erste Ankündigung hin an die Arbeit zurückkehren können, zu welcher sie durch ihren Vertrag mit der Krone verpflichtet sind. Auf diese Mittheilung hin faßten einige Hundert von ihnen den Entschluß, sich in den Besitz des am Schoharie gelegenen Landes zu setzen. Sie haben von Schenectady aus mühsam einen Weg dahin gebaut und sich für ihren Unterhalt während des Winters einen Vorrath Mais verschafft oder gekauft. Es war mir unmöglich, diesen Schritt zu verhindern; er ist mir unter den gegenwärtigen Umständen sogar nicht unlieb, da jetzt die Masse der Pfälzer innerhalb der Gränzen der Provinz bleibt, so daß, wenn es Ihrer Majestät gefallen wird, die Wiederaufnahme der Arbeit zu befehlen, die in Schoharie Angesiedelten dazu verwandt werden können, die großen Kiefernwälder bei Albany auszunutzen. Sie sind dazu um so mehr verpflichtet, als sie nicht den mindesten Anspruch auf den Besitz von Land haben, wenn sie nicht den mit ihnen abgeschlossenen Vertrag erfüllen. An jener Stelle dienen sie zugleich als eine Art Gränzschutz oder wenigstens als eine Verstärkung von Albany und Schenectady. Sollte aber der Krieg fortdauern oder

durch irgend ein Unglück wieder ausbrechen, so wird es ihnen weder möglich noch sicher sein, dort zu bleiben.

„Uebrigens ist die Theerbereitung bei dem Grade von Vollkommenheit angelangt, den zu erreichen uns möglich war. Die Bäume haben ihre letzte Zurichtung erhalten, die Dauben für die Fässer sind fertig, die Lagerhäuser fast vollendet, und der Weg bis in die Kiefernwälder ist beinahe ganz ausgelegt. Herr Sackett versichert mich, daß die Bäume über alle Erwartung viel versprechen, und daß sie, wenn sie nicht länger als ein oder zwei Jahre stehen, einen desto größern Ertrag liefern werden."

In diesem Tone schrieb Hunter drei Jahre lang, jedoch ohne allen Erfolg. Im Jahre 1715 schien das Handelsamt noch einmal Lust zu haben, die unterbrochenen Arbeiten wieder aufzunehmen, aber es kam schließlich zu der Ansicht, daß es zu spät sei, und gab deßhalb die Korrespondenz über diesen Punkt ganz auf. Als sich der Gouverneur am 2. Oktober 1716 selbst zu dem Bekenntniß verstand, daß das anfangs als so vortheilhaft geschilderte Unternehmen ein verfehltes gewesen sei, ließ man es in London natürlich vollends fallen.

Inzwischen war die Mehrzahl der Ansiedler auf dem ihnen bewilligten Lande oder in dessen Nähe geblieben. Erst seit sie sich selbst überlassen blieben, fingen sie an zu gedeihen. An die Stelle der Weggezogenen traten neue Einwanderer, deren Zuwachs uns zwar nicht genau bekannt ist, sich aber immerhin auf ein paar Hundert belaufen haben mag. Nach einer uns erhaltenen Aufstellung der beiden deutschen Pfarrer Johann Friedrich Häger und Josua Kocherthal betrug die Zahl der am Hudson angesiedelten pfälzer Familien im Jahre 1718, ausschließlich der Waisen und Wittwen, im ganzen 394 Familien und 1601 Personen, die sich, wie folgt, vertheilten:

I. Germantown, auf der Ostseite des Flusses, in

Hunterstown	25 Familien,	109 Personen,
Kingsbury	35 „	104 „
Annsberg	17 „	71 „
Haysbury	16 „	75 „
Rheinbeck	35 „	140 „
Zusammen	128 Familien,	499 Personen.

		Familien		Personen	
	Uebertrag	128	Familien,	499	Personen
II.	Auf der Westseite des Flusses, in				
	Newtown	14	"	56	"
	Georgetown	13	"	52	"
	Elisabethtown	9	"	36	"
	Kingstown	15	"	60	"
	Auf Wissels angeblichem Land	7	"	28	"
	Esopus	10	"	40	"
III.	In New York und Nachbarschaft	28	"	150	"
IV.	In Schoharie in 7 Dörfern	170	"	680	"
		394	Familien,	1601	Personen.

Diese Aufstellung hat zwar nur geringen Anspruch auf statistische Genauigkeit; erklären doch ihre Verfasser selbst sie bloß für annähernd richtig und unterschätzen augenscheinlich die Zahl der Familienmitglieder, da deutsche Eltern überhaupt, und namentlich Auswanderer, für welche das Glück der Kinder meistens den Beweggrund der Auswanderung bildet, in der Regel mehr als zwei Kinder haben. Indessen sind ihre Angaben, selbst abgesehen davon, daß sie auch die Niederlassung in Neuburg nicht einmal nennen, doch dadurch für uns interessant, daß sie uns außer den bereits bekannten Ansiedlungen einige neue nachweisen, welche in der Folge ebenso bedeutend wurden, als die zuerst von den Deutschen bewohnten. Dahin gehört vor allen am linken Flußufer das fünfzehn englische Meilen südlich von Germantown im jetzigen Dutcheß County gelegene Rheinbeck, welches erst im Laufe der Zeit in Rhinebeck umgetauft wurde und bis zum Anfang dieses Jahrhunderts eine vorzugsweise deutsche Niederlassung blieb, am rechten Ufer des Hudson aber das Rhinebeck gegenüberliegende Kingston und Esopus, wo sich das deutsche Element sehr bald mit dem älter angesiedelten und zahlreichern holländischen vermischte und deßhalb seine Selbstständigkeit schnell verlor. Gleich an Esopus schloß sich New Palz an, das zwar von Kocherthal und Häger unter den deutschen Dörfern nicht mit angeführt wird, jedoch viele deutsche Kolonisten enthielt, die schon Ende des siebenzehnten Jahrhunderts mit den französischen Hugenotten dahin gekommen waren. Diese hatten die Niederlassung zu Ehren der Pfalz, wo ihnen unter Kurfürst Karl Ludwig freundliche Aufnahme und Hülfe

geworden war, New Palz (Neu-Pfalz) genannt. Es wird ausdrücklich erwähnt, daß sich viele Pfälzer unter ihnen befanden, allein über ihre Zahl ist nichts Näheres bekannt. So finden wir also im Jahre 1718 die Deutschen zu beiden Seiten des Hudson von Neuburg bis Schoharie, und von Rheinbeck bis Germantown angesiedelt. Wir greifen aber gewiß nicht zu hoch, wenn wir ihre Gesammtheit auf wenigstens 2000 bis 2500 Seelen schätzen.

Die ursprüngliche Niederlassung von 6000 Ackern, welche Hunter 1710 von Livingston gekauft hatte, ging erst 1724 in den Privatbesitz der Pfälzer über. Drei von ihnen, Jakob Scherb, Christoph Hagedorn und Jakob Schumacher, baten am 13. Juni 1724 Hunters Nachfolger, den Gouverneur Burnet, um die Ausfertigung des Besitztitels des betreffenden Landes für sich und ihre Landsleute. Der Obervermesser Cadwallader Colden, den wir bereits im vorigen Kapitel kennen gelernt haben, berichtete am 26. August 1724, daß 63 Familien Willens seien, auf dem Lande zu bleiben, während 10 es zu verlassen im Begriff ständen. Von den 91 Familien, welche die Aufstellung Kocherthals und Hägers im Jahre 1718 als dort seßhaft aufführt, waren demnach nur 18 in der Zwischenzeit weggezogen. Colden schlug vor, dem Wunsche der Pfälzer zu entsprechen und, diesen die Vertheilung unter einander überlassend, das ganze Land den genannten Scherb, Johannes Heiner, Johann Kollmann und Christoph Hagedorn als Vertrauensmänner zur Parzellirung unter ihre Landsleute zu übertragen. Auf Grund dieser vom Kolonialrath unterstützten Empfehlung unterzeichnete der Gouverneur im Jahre 1725 das betreffende Patent, wodurch jeder Ansiedler im Besitz des von ihm bebauten Grundstückes bestätigt wurde und an dem nicht bebauten Lande einen gleichen Antheil erhielt. Für die Kirche wurde ein Grundstück von vierzig Ackern zurückbehalten. Die Erbpacht war rein nominell und stand im Einklange mit den in England gebräuchlichen Bestimmungen.

Unter den 63 Familien, die auf dem Lande blieben, finden wir außer den Obengenannten u. a. die Namen Stoppelbein, Lauer (später amerikanisirt in Lawyer), Schenk, Hamm, Kißler, Schmidt, Hoffmann, Mann, Salbach, Dietrich, Mühler, Rauch, Hanbuch, Buck, Winder, Schenkel, Schanz, Schöffler, Klein und Bartels. Unter denen, welche

nicht bleiben wollten, kommen u. a. folgende Namen vor: Nicolaus Schmidt, Heinrich Schneider, Peter Heuser, Hans Wernershöfer, Conrad Wist und Adolf Dirk.

Die Nachkommen dieser ersten Ansiedler wohnen noch immer auf der ihnen ursprünglich bewilligten Scholle; nur ist es mitunter schwer, ihre deutsche Abstammung aus ihren seitdem amerikanisirten Namen zu erkennen. Es ist aus den letzten Jahren des vorigen Jahrhunderts eine Liste der Bewohner von Germantown erhalten, welche u. a. von folgenden Personen unterschrieben ist: Coon (Kuhn), Coons (Kuntz), Cryslar (Kreisler), Salbagh (Salbach), Snyder (Schneider), Kleyne oder Clyne (Klein), Shutts (Schütz), Shoemaker (Schuhmacher), Smith (Schmidt), Freats (Fritz), Shufelt (Schufeld), Meghley (Michle), Younghance (Junghans), Wagenaer (Wagener). Bei anderen läßt sich der Nachweis der Identität weniger genau aus der Alliteration oder Uebersetzung führen; die gleiche Verunstaltung deutscher Namen kommt übrigens in allen Ansiedlungen unserer Landsleute und zu allen Zeiten vor.

Von jetzt an wird selten mehr die Ankunft deutscher Einwanderer in New York verzeichnet: der beste Beweis dafür, daß sie häufiger kamen, und daß ihre Erscheinung nichts Ungewöhnliches mehr war. Der letzten offiziellen Erwähnung eines im new yorker Hafen angekommenen Schiffes mit Pfälzern begegnen wir im Oktober 1722, wo der Gouverneur dieselben auf dem damaligen Nutten- (jetzigen Governors) Island zu untersuchen und nöthigen Falls unterzubringen befahl, damit die Stadt nicht von ansteckenden Krankheiten heimgesucht würde. Da aber der Gesundheitszustand der Einwanderer ein befriedigender war, so wurde ihnen aufgegeben, ihre Kisten, Koffer und Kleider sechs Stunden lang auf der Insel zu lüften, worauf man sie in die Stadt ließ.

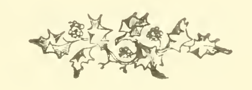
Der größere Theil dieser Einwanderung scheint sich den am Hudson angesiedelten Landsleuten angeschlossen zu haben, denn ohne das Herzuströmen neuer Ankömmlinge würde die dortige Bevölkerung, namentlich von der Mitte der zwanziger Jahre des vorigen Jahrhunderts an, nicht so bald an Wohlstand und Zahl zugenommen haben, vor allem aber nicht im Stande gewesen sein, so schnell nach Norden und Süden vorzurücken. Namentlich fassen die Deutschen von jetzt an südlich von

Germantown und Clermont festen Fuß und bebauen den nördlichen Theil des heutigen Bezirkes Dutcheß. Um die älteren Niederlassungen herum war das Land in festen Händen und zu theuer, während es, einige Stunden davon entfernt, noch sehr billig zu haben war. So entstanden denn ganz natürlich auf dem der beckman'schen und schuyler-schen Familie gehörigen Eigenthum, in der Gegend des heutigen Tivoli und Barrytown, verschiedene deutsche Ansiedlungen, die sich, ziemlich zu gleicher Zeit, bis nach Rhinebeck herunterzogen und schon früh nach diesem Orte genannt wurden.

Rhinebeck, dessen Name schon seinen deutschen Ursprung anzeigt, liegt etwa fünfzehn englische Meilen südlich von Germantown und kaum eine halbe Stunde vom Hudson. Es bildet eine nicht unbedeutende Gemeinde, die sich ungefähr acht englische Meilen den Hudson entlang zieht und ebenso tief ins Innere erstreckt. Das sie in der Mitte durchschneidende, von Norden nach Süden laufende Flüßchen heißt der Landmanns-Bach. Unter den ersten Ansiedlern finden sich die Namen Hähner, Schufeld, Hagedorn, Wiederwachs, Staats, Berner, Wolldorf, Traub, Zipperle, Kipp, Schmidt, Pink, Bachmann und Elsässer. Sie sind theilweise schon vor 1718, theilweise unmittelbar darauf gekommen, denn bereits 1727 wird die erste deutsch-lutherische Kirche in dem Dorfe Rheinbeck erbaut, welche 1742 einem bessern, noch heute benutzten Gebäude Platz machte. Die erste Taufe, deren Eintrag noch erhalten ist, wurde am 3. April 1738 an Katharine Wolldorf vollzogen. Vom Jahre 1746 an war die Gemeinde im Stande, ihren eigenen Pfarrer zu besolden; das erste Ehepaar, welches er am 31. Juli 1746 traute, waren Adam Schäfer und Maria Schott. Ungefähr zu derselben Zeit vermehrten sich auch die deutschen Ansiedlungen auf dem gegenüberliegenden Ufer des Hudson, in Rondout, Kingston, New Palz und überhaupt im Bezirke Ulster; sie erhielten aber wenig direkten Zuwachs, weil der einzige Weg dahin über Rheinbeck führte. Ihre Bewohner aber vermischten sich und verschwanden allmälig unter den dort älter angesiedelten Holländern.

Fortan aber bildeten Germantown und Rheinbeck einen mächtigen Anziehungspunkt für die deutschen Einwanderer und eine Haltestelle für diejenigen von ihnen, welche weiter nach Norden und Westen

zogen. Die Verbindung zwischen den älteren Kolonien am Hudson und den jüngeren am Schoharie und Mohawk wurde durch verwandtschaftliche und freundschaftliche Beziehungen, sowie durch die Gemeinsamkeit des religiösen Bekenntnisses und Bedürfnisses begründet und fast das ganze achtzehnte Jahrhundert hindurch aufrecht erhalten. Im Jahre 1760 übersiedelte, wie wir im nächsten Kapitel sehen werden, ein Theil der jüngeren Bewohner von Rheinbeck nach dem Schoharie-Thal und gründete Neu-Rheinbeck. Auch ins Mohawk Thal schoben Germantown und Rheinbeck ihre Vorposten und schickten fast jährlich Verstärkungen nach. Das kühne und schnelle Vorrücken der tapferen Pioniere am Mohawk wäre ohne den kräftigen Rückhalt, den die Ansiedlungen am Hudson ihnen boten, nicht wohl möglich gewesen.





Viertes Kapitel.

Flucht der Deutschen nach und Ansiedlung in Schoharie. Die beiden Weiser, Vater und Sohn. Besiedlung des Schoharie Thales.

Schoharie, wohin wir uns nunmehr wenden, ist der Name eines Flusses, eines Bezirks (County), einer Gemeinde und eines Fleckens im Staate New York. Jener entspringt an den südwestlichen Ausläufen der Catskill Berge und zwölf engl. Meilen westlich vom Hudson, fließt zuerst nordwestlich, dann aber nördlich und ziemlich parallel mit dem Hudson, bis er sich bei Fort Hunter in den Mohawk, dessen bedeutendsten Nebenfluß, ergießt. Seine ganze Länge beträgt kaum mehr als achtzig engl. Meilen; das von ihm durchströmte Thal mit seinem reichen, fetten Boden ist aber eines der fruchtbarsten in den Vereinigten Staaten. Der Bezirk wird nach dem Flusse genannt, der ihn durchströmt, und hat eine Größe von kaum 20 deutschen Quadratmeilen (genauer 641 engl. Quadratmeilen). Er wurde Ende des vorigen Jahrhunderts aus Theilen der beiden Bezirke Albany und Otsego gebildet und ist ungefähr 150 engl. Meilen nördlich von der Stadt New York entfernt. Seine gegenwärtige Einwohnerzahl beläuft sich auf etwas mehr als 32,000 Seelen. Der Bezirkssitz und die Gemeinde, zu welcher er gehört, heißen auch Schoharie und liegen etwa dreißig engl. Meilen westlich von Albany.

Wir haben im vorigen Kapitel aus Hunters Brief an das Handelsamt ersehen, daß verschiedene Pfälzer, der Unthätigkeit am Hudson müde, sich endlich auf eigene Faust nach Schoharie aufmachten und mit großer Mühe von Schenectady einen Weg dahin bauten. Hören wir jetzt, was die dahin Uebersiedelnden selbst über diesen Schritt sagen; ihre Darstellung ist in der im August 1722 der Krone eingereichten Be-

schwerdeschrift vollständig erhalten. Nachdem sie die plötzliche Mittheilung des Gouverneurs, daß er fortan nicht mehr für sie sorgen könne, und daß jeder von ihnen so gut als möglich fertig zu werden suchen müsse, erwähnt haben, fahren sie wörtlich also fort:

„Das war gegen Ende des Jahres (1712), und der Winter, der hier zu Lande sehr streng ist, stand vor der Thür. Lebensmittel waren nicht zu haben, und an Kleidern zur Bedeckung der ärgsten Blößen herrschte auch Mangel. Diese Nachricht verursachte eine erschreckliche Bestürzung unter den Ansiedlern, und besonders von Weibern und Kindern ertönten die schmerzbewegtesten und jämmerlichsten Rufe und Verwünschungen, die vielleicht je von armen Leuten ausgestoßen sind. So wurden wir endlich gegen unsern Willen in die harte Nothwendigkeit versetzt, Schutz bei den Indianern zu suchen. Diese hatten schon früher der verstorbenen Königin Anna einen Strich Landes, Schoharie genannt, zur Vertheilung an uns geschenkt; alle Bitten an Hunter, dort angesiedelt zu werden, waren von diesem aber abschlägig beschieden worden. Obgleich es den Pfälzern gehöre, so könne er sie doch nicht dahin ziehen lassen, weil er sonst zu viel Garnisonen für sie haben müsse. Jetzt wurden endlich einige Führer an die Indianer gesandt, denen sie das ganze Elend ihrer Lage schilderten. Vom Gouverneur im Stich gelassen und ohne Mittel anderswo zu leben, baten sie ihre indianischen Freunde um die Erlaubniß, sich in Schoharie niederlassen zu dürfen. Diese nahmen sie freundlich auf und gewährten ihre Bitte mit der Bemerkung, daß sie das Land längst der Königin Anna ausdrücklich zur Besiedelung durch die Pfälzer geschenkt hätten. Daran solle diese jetzt Niemand mehr hindern, und sie, die Indianer, wollten ihnen nach Kräften beistehen. Als die ausgesandten Führer mit dieser frohen Botschaft zurückkehrten, belebte sich der Muth der Ansiedler von neuem. Sie ergriffen freudig die ihnen gebotene Gelegenheit, und in weniger als zwei Wochen bahnten sie, trotz Hunger und Noth, einen fünfzehn Meilen langen Weg durch den Wald. Zunächst sandten sie fünfzig Familien nach Schoharie, wo sie sofort nach ihrer Ankunft die Botschaft des Gouverneurs ereilte, daß sie sich dort nicht niederlassen dürften, und daß, wer gegen seine Befehle handle, als Rebell behandelt werden solle. Diese Worte klangen wie Donner in ihren Ohren. Da die Pfälzer aber die Gründe für und wider sorgfältig erwogen hatten,

und da sie die Unmöglichkeit einsahen, irgend wo anders ihr Leben zu fristen, so beschlossen sie, um nicht Hungers zu sterben, sich lieber des Gouverneurs Unwillen auszusetzen und zu bleiben, als zurückzukehren. Im März des Jahres 1713 kam der Rest nach. Der Schnee lag drei Fuß tief, die Reisenden hatten mit Hunger und Kälte zu kämpfen, aber nach einer vierzehntägigen Reise gelangten sie endlich in das Land der Verheißung, nach Schoharie. Die Zahl der Deutschen, die sich dort niederließ, war zu groß, als daß das ihnen von den Indianern bewilligte Land zum Unterhalt ihrer Weiber und Kinder ausgereicht hätte. Einzelne Bürger von Albany versuchten das benachbarte Land anzukaufen und auf diese Weise die Pfälzer einzuengen. Diese aber erhielten von den Indianern den Vorzug und kauften das umliegende Land von Schoharie für 300 Dollars. Kaum aber hatte Gouverneur Hunter Kunde von dem Einverständniß der Indianer und Deutschen erhalten, als er durch einen gewissen Adam Vrooman jene zu bestimmen suchte, den bereits abgeschlossenen Vertrag zu brechen. Das Elend, welches diese armen und fast ausgehungerten Menschen bei der ersten Besiedelung von Schoharie ausstanden, ist kaum glaublich, und hätten die Indianer in ihrer Barmherzigkeit ihnen nicht die Plätze gezeigt, wo sie einige eßbare Kräuter und Wurzeln finden konnten, so würden sie sammt und sonders verhungert sein. Was Gott im Zorn zu Adam sagte: „Du sollst die Gräser des Feldes essen", das ward in Gnade an ihnen erfüllt."

So weit die Klage der ersten Ansiedler.

Der indianische Fuß- und Waldpfad, welchen Johann Christian Fuchs, Hartmann Windecker, Joh. Peter Kneiskern, Joh. Christian Gerlach, Hans Georg Schmidt, Joh. Konrad Weiser und Johannes Lauer, die sieben Abgeordneten der Pfälzer, zogen, führt von Schenectady, das neunzehn englische Meilen von Schoharie entfernt ist, in südwestlicher Richtung zuerst in die Niederung nach dem jetzigen Duanesburg, steigt dann allmälig wieder auf bis nach der jetzigen Dorfschaft Quaker Street, läuft von dort nach Barton Hill, indem er den Louse Creek nahe seiner Quelle schneidet, und mündet oben auf dem Berge, nicht weit von dem Punkte, wo jetzt die Farm des alten Schneider, Yankee Pitt genannt, liegt. Die Felsen fallen hier ziemlich schroff ab. Die Indianer hatten ihren Pfad, um ihn geheim zu halten, mit Baumlaub und Steinen verdeckt. Gerade da, wo er an den Bergab-

hang tritt, eröffnet er die Aussicht in das Thal zu dessen Füßen. Es ist ein wahrer Garten, und der Wanderer, welcher es zum ersten Male betritt, ist noch heute ebenso von dessen einfacher Schönheit entzückt, wie die ersten Pfälzer, denen die indianischen Führer diesen herrlichen Strich Erde als ihren künftigen Wohnplatz anwiesen. Das Thal dehnt sich hier nach zwei Seiten hin aus, oder es sind vielmehr zwei Thäler, das des Schoharie und das des Fuchsbaches, die sich vor dem Beschauer ausbreiten. Gerade vor ihm liegt das oft eine Stunde, oft nur halb so breite Schoharie Thal, welches von den Table Rocks an bis aufwärts nach Middleburg in die Augen springt. Nach Nordwesten hin steigt es steil auf und macht mit seinen schroffen Basalten oft den Eindruck einer Festung. Schöne Wälder bedecken die Höhen, in der Tiefe fließt der Schoharie, dessen Niederungen mit ihrem fetten und schweren Humus das fruchtbarste Ackerland bilden, und dessen rechtes Ufer wieder sanft aufsteigt. Wo sich jetzt Feld an Feld reiht, stand damals natürlich dichter Wald, der nur am Flusse selbst von üppigen Wiesen unterbrochen wurde. Die höchste Höhe der Berge mag 800—1000 Fuß betragen; im Durchschnitt aber sind sie etwa 600 Fuß hoch. Zur Rechten nach Westen hin erblickt man nur den Eingang zum Thal, welches durch die Vereinigung des Cobelskill mit dem Schoharie gebildet wird. Das klare Wasser schimmert durch die Zweige, und was damals Wald war, ist jetzt Wiesen- und Saatfeld. Zur Linken aber nach Osten hin, breitet sich das Fuchsthal in seiner ganzen Pracht und Schönheit bis nach Galluppville hin aus; weiter ostwärts wird es durch die Helleberge und nach Süden durch den Rundkopf begränzt. Sein Charakter ist idyllische Ruhe und friedliches Behagen. Auf den Matten jenseits des Baches lagert ein Schmelz und Duft, der an die rheinpfälzische Hardt und den Taunus erinnert. Der Blick folgt den Windungen des Baches, bis dieser gerade zu den Füßen des Beschauers in den Schoharie fällt und verliert sich dann, gesättigt und erfreut von so viel Schönheit und Fülle, in den blauen Bergen, welche den Horizont im Südwesten begränzen und das Flußgebiet des Susquehannah, den Schauplatz der cooper'schen Indianer-Romantik, bezeichnen.

Wohl selten ist deutschen Ansiedlern ein so herrlicher und fruchtbarer Landstrich wie das Schoharie Thal zugefallen, und wohl war

dieses der höchsten Anstrengung und selbst langjähriger Kämpfe werth. Die ursprüngliche Niederlassung begann am kleinen Schoharie, der etwas südlich vom heutigen Middleburg in den großen Schoharie fällt, und zog sich dann nördlich bis zur Mündung des Fox Creek und Cobelskill in den Schoharie; ihr Flächeninhalt mochte sich im ganzen auf 20,000 Acker belaufen. Hier bauten die Pfälzer zu beiden Seiten des Flusses sieben nach ihren Führern benannte Dörfer, welche nach süddeutscher Art eine einzige Straße hatten. Weisersdorf war das südlichste und lag, aus einigen vierzig kleinen Hütten bestehend, da, wo jetzt Middleburg steht. Zwei Meilen nördlicher folgte Hartmannsdorf, nach Hartmann Windecker so genannt; es enthielt 65 Häuser und war das größte von allen sieben Dörfern. Hier wurden die ersten Obstbäume im Thal, namentlich Apfelbäume gepflanzt. Dann kam Brunnendorf, welches sich mitten in dem jetzigen Flecken Schoharie, da, wo jetzt der Friedhof liegt, und in der Nachbarschaft des jetzigen Gerichtshauses erhob und nach dem dort vorgefundenen Reichthum von Quellen seinen Namen erhielt. An Brunnendorf schloß sich, etwa tausend Schritte nördlich davon, Schmidtsdorf an. Es lag an der Straße auf der heutigen Gardener's Farm und war das ärmste und kleinste von allen Dörfern. Fuchsdorf an der Mündung des Fuchsbaches in den Schoharie und nach Wilhelm Fuchs so getauft, folgte zunächst, und nur zwei englische Meilen weit davon mehr nach Norden stand auf der heutigen Farm von Jakob Vrooman Gerlachsdorf. Das letzte der Dörfer aber, Kneiskerndorf, zu Ehren des Kapitains Johann Peter Kneiskern so genannt, war auf der östlichen Seite des Flusses, der Stelle gegenüber erbaut, wo der Cobelskill hineinfließt. Hier und in Brunnendorf, dem heutigen Schoharie, wohnen noch die Nachkommen der ursprünglichen Ansiedler. Nur die Namen von Hartmannsdorf und Kneiskerndorf sind noch erhalten, diejenigen der übrigen fünf Ansiedlungen dagegen in Vergessenheit gerathen.

Schoharie ist von allen deutschen Niederlassungen in Amerika deßhalb vielleicht die interessanteste, weil sich seine Geschichte aktenmäßig bis in die allerersten Anfänge zurückverfolgen läßt, und weil es — eine Robinsonade im Großen — uns das allmälige Entstehen eines zivilisirten Gemeinwesens vergegenwärtigt, in seinem stufenweisen Fort-

schreiten vom äußersten Mangel bis zur Befriedigung der rohesten, ursprünglichsten Bedürfnisse, von Hunger und Dürftigkeit zur Behaglichkeit und Fülle, vom bloßen Geduldetsein und der Rechtlosigkeit zur politischen Unabhängigkeit und Freiheit. Das Bild, welches sich hier vor unseren Augen aufrollt, ist der Mikrokosmus des amerikanischen Lebens: es ist im Kleinen die Geschichte der Kolonisation sämmtlicher Staaten der Union.

Vorläufig stehen wir bei den ersten geringen Anfängen des neuen deutschen Gemeinwesens. Wir dürfen zur richtigen Beurtheilung der hülflosen Lage der Deutschen nicht vergessen, daß sie die Ansiedlung am Hudson ohne die Erlaubniß Hunters verließen, und daß sie, wenn sie nicht als Diebe verfolgt und zurückgebracht werden wollten, nur ihre Kleider, nicht aber die vom Gouverneur geliehenen Werkzeuge und Hausgeräthe mitnehmen durften. Als die vorausgesandten Pioniere an einem Sonntag Morgen das Schoharie Thal erblickten, beschlossen sie, an einem kleinen Wasser, das sich in den Fuchsbach ergießt, Halt zu machen und sich zu waschen. Die Reisenden waren so voll Ungeziefer, daß nach stattgehabter Reinigung die Läuse das Bächlein hinabschwammen, und daß sie es den Läusebach nannten, wie es von jenem Tage an heute noch heißt. Wie an Kleidern, so fehlte es auch an den allernöthigsten Werkzeugen; nicht einmal eine Schiebkarre war vorhanden.

Die Ansiedler trugen ihre geringen Habseligkeiten in Packen auf dem Rücken. Im Thal angelangt, wohnten sie halb nackt in rohen, nur gegen die ärgste Kälte Schutz gewährenden Holzhütten. Gleich in der ersten Woche nach ihrer Ankunft wurden vier Kinder, Johannes Erhart, Wilhelm Bauch, Catharine Mathes und Elisabeth Lawyer geboren. Die Indianer schenkten den armen Wöchnerinnen alte Felle und Pelze, um ihre Blößen zu bedecken. Brüderlich theilten sie ihre geringen Vorräthe mit den Ankömmlingen, welche ohne die Hülfe der Wilden verhungert wären. Die Deutschen hatten weder Pferde noch Kühe. Der Eine borgte sich hier von einem mitleidigen Nachbarn ein Pferd, der Andere dort eine Kuh oder Pferdegeschirr. Ueberhaupt mußten sie im ersten Jahr auf Kredit leben, so gut es eben gehen wollte. Oft dauerte es drei bis vier Tage, ehe die Väter mit etwas Brod für ihre hungernden Frauen und Kinder heimkehrten. Trotz aller gemein-

schaftlichen Anstrengungen konnten sämmtliche Deutsche nur so viel Land bebauen, daß sie das nothdürftige Korn für den folgenden Winter hatten. Das Salz mußten sie sogar aus dem neunzehn Meilen entfernten Schenectady holen. Statt eines Pflugs bedienten sie sich anfangs großer Sicheln, und in Ermangelung einer Mühle zerstampften sie ihr Korn auf einem Steine. Lambert Sternberg hatte im Herbste 1713 den ersten Scheffel Weizen in Schenectady gekauft und ihn den ganzen Weg von dort bis Gerlachsdorf auf dem Rücken getragen. Auf der Westseite des Flusses, diesem Dorfe gegenüber, stand ein alter Lagerplatz der Indianer, welche kurz vor Ankunft der Deutschen mehr nach Süden gezogen waren. Innerhalb der zerfallenen Einzäunung dieses Platzes wurde der Weizen gesäet, weil er hier geschützt war. Die Erndte fiel über alle Erwartung reich aus; jedes Korn brachte Aehren, jede Aehre beugte sich vor Schwere, und als der Weizen sorgfältig geerndtet und gedroschen war, kamen auf den einen Scheffel dreiundachtzig. Vierzig Jahre später sandten die Ansiedler, wie Brown erzählt, jährlich schon 36,000 Scheffel nach Albany.

Lange Jahre mußten die Ansiedler nach Schenectady wandern, um ihr Getreide dort mahlen zu lassen. In Haufen von 15—20 Personen, um sich gegen die wilden Thiere besser vertheidigen zu können, zogen sie am frühen Morgen aus und trugen jeder seinen Scheffel, die Starken oft mehr, auf einsamem Indianerpfad durch den dichten Wald nach der Mühle. Der Weg hin und zurück betrug etwa neun deutsche Meilen. Am nächsten Morgen waren sie schon wieder zu Hause; häufig auch kampirten sie die Nacht im Wald. Die Frauen bewiesen im Augenblicke der Gefahr denselben Muth, dieselbe kalte Fassung, wie die Männer. Erst gegen Mitte des Jahrhunderts baute Wilhelm Fuchs die erste Mühle an dem nach ihm benannten Fuchsbach und ersparte dadurch den Schohariern die beschwerliche Reise nach Schenectady.

Ihre Kleider bereiteten sich Alle aus Hirschfellen, die sie von den Indianern erhielten; zur Anfertigung ihrer Mützen bedienten sie sich der Pelze von Bibern und Füchsen, die sie selbst fingen. Es ist in unseren Quellen nicht gesagt, wann und von wem die ersten Kühe und Schweine eingeführt wurden; wohl aber wird ausdrücklich erwähnt, daß neun Einwohner von Weisersdorf zusammentraten, um in Schenectady für eine geringe Summe das erste Pferd, eine alte graue Märe,

zu kaufen. Das arme Thier machte die Runde bei seinen Eigenthümern; jeder derselben brauchte es einen Tag, wenn die Reihe wieder an ihn kam. Auch Schlitten und Wagen, letztere natürlich von der ursprünglichsten Beschaffenheit, mit plumpen hölzernen Rädern, mußten sich die Deutschen des Thals bei ihrer Armuth selbst verfertigen. Es vergingen aber nur wenige Jahre, und die Ansiedler hatten, dank ihrem Fleiß, ihrer Sparsamkeit und dem Reichthum des Bodens, vollauf zu leben, ja Einzelne von ihnen erfreuten sich sogar eines verhältnißmäßigen Wohlstandes. Sie waren im Stande, sich ihre Bedürfnisse gegen die Produkte des Bodens in Albany oder Schenectady einzukaufen, und die verschiedenen Handwerker fingen bereits an, ihre Rechnung in der Ausübung ihres Gewerbes zu finden. Wilhelm Dietz war der erste Schuster, Johann Busse und Karl Cosput waren die ersten Schneider, und ein gewisser Delavergne der erste Hutmacher im Thal: jene gingen von Haus zu Haus und arbeiteten gegen Tagelohn, dieser verdrängte die alten Biber- und Pelzmützen durch große dreieckige Hüte.

Nächste Nachbarn der Deutschen waren die Indianer und die Holländer. Jene, ein Zweig der Mohawks, bewährten sich von Anfang an als die guten Freunde der Ansiedler und halfen ihnen mit Rath und That. Unsere Landsleute waren klug genug, diese Freundschaft zu pflegen und zu erhalten. Johann Konrad Weiser, der Gründer von Weisersdorf und geistig bedeutendste Mann der Ansiedlung, gab einen seiner Söhne, Konrad, schon im ersten Winter einem ihm befreundeten Indianerhäuptling in die Lehre und wußte geschickt jede Ursache zur Zwietracht zu vermeiden. Aber auch die übrigen Deutschen verstanden ihr Interesse zu gut, als daß sie nicht in Freud und Leid zu den Indianern gehalten hätten. Der Gouverneur Hunter hegte ernstliche Besorgnisse ob dieser freundschaftlichen Beziehungen der Deutschen zu den Rothhäuten, er befürchtete ein Bündniß derselben, welches der englischen Regierung hätte gefährlich werden können, und eine seiner Hauptbeschwerden gegen Weiser wurde bald die Anklage, daß er die Indianer aufhetze und verführe — eine Beschuldigung, die lediglich im bösen Gewissen des Gouverneurs ihren Ursprung hatte.

Zwischen Holländern und Deutschen dagegen herrschte kein so freundschaftliches Verhältniß. Einmal waren jene die älteren Ansied-

ler und als solche reicher und wohlhabender, weßhalb sie mit großem Bauernstolze auf die später gekommenen armen Pfälzer und Schwaben herabsahen. Diese konnten keine Sklaven halten, jene hatten deren in fast jeder Familie; dann aber trat die Religion scheidend zwischen sie, indem die Holländer als Calvinisten sich schroff von den deutschen Lutheranern absonderten. Der Hauptvermittler des geselligen Verkehrs ist in einer neuen Ansiedlung die Kirche und ihr Besuch des Sonntags. Hier werden gewöhnlich zwischen beiden Geschlechtern die ersten Bekanntschaften angeknüpft, und von den Aeltern die nachbarlichen Beziehungen erhalten und erweitert. Die holländischen Mädchen hielten sich für die deutschen Burschen für zu vornehm und verheiratheten sich lieber nach Albany und Schenectady mit den Söhnen der älteren Ansiedler, als mit den mittellosen Deutschen. Diese Trennung und Abschließung dauerte fast zwei Generationen; erst die Revolution machte ihr ein Ende. Bei den Deutschen gesellte sich zu dieser Spannung noch das Mißtrauen, welches die reichen Holländer in Albany ihnen einflößten und die Furcht, von ihnen um ihr Land betrogen zu werden.

Bereits im Herbste 1714 hatte ein wohlhabender holländischer Farmer, Adam Vrooman aus Schenectady, auf Grund einer ihm von Hunter ertheilten königlichen Landschenkung, seinen Sohn Peter ganz in der Nähe von Weisersdorf angesiedelt. Das Grundstück enthielt etwa 1400 Acker und hinderte die Deutschen, sich über den Schoharie hinaus nach Westen auszudehnen. Sie hielten diese Schenkung für einen Eingriff in ihre Rechte und suchten den jungen Vrooman mit Gewalt aus seinem Besitzthum zu vertreiben. „Die Pfälzer bedrohen mich auf dem mir von Ihnen in Schoharie verliehenen Lande", schreibt Adam Vrooman am 9. Juli 1715 an Hunter. „Ich habe gepflügt und gesäet; die Pfälzer aber trieben bei Nacht ihre Pferde auf meine Felder. Am 4. und 5. Juli rissen sie die von mir errichteten Gebäulichkeiten nieder, banden Schellen an den Hals ihrer Pferde (damit Vrooman den Lärm nicht hören sollte) und zerstörten in der Zwischenzeit meine Baulichkeiten. Sie führten dabei rebellische Reden, wie ich solche noch nie zuvor gehört habe. Johann Konrad Weiser war auch hier wieder der Rädelsführer. Er hat seinen Sohn unter den Indianern gehabt, deren Sprache dieser jetzt vollkommen spricht. Die Weisers kaufen Land von ihnen, was Ew. Exzellenz Befehlen zuwider ist. Meinen Sohn haben

sie vom Wagen gerissen und geschlagen, dann aber von seinem Besitzthum vertrieben. Weiser ist nach Boston gegangen und sagt, er scheere sich um Niemanden in der Welt; sein Sohn ist Dollmetscher bei den Indianern und erzählt ihnen viele Lügen. Weiser hat nur wenige Anhänger unter den Deutschen; die, welche mit ihm sind, folgen ihm aus Angst."

Auf Grund dieser Beschwerde erließ Hunter am 22. Juli 1715 einen Verhaftsbefehl gegen Johann Konrad Weiser, „einen Sr. Majestät zur Arbeit verpflichteten Knecht", der sich verschiedener Aufwiegelungen und Ruhestörungen schuldig gemacht habe, und forderte die Gerichtsbehörden von Albany und Dutcheß County auf, den besagten Weiser nach New York zu bringen, wo der Natur seiner Verbrechen entsprechend gegen ihn verfahren werden sollte. Es scheint aber, daß kein Beamter es wagte, Weiser einzufangen, und daß dieser mehr Freunde und Anhänger hatte, als Vrooman behauptete, denn der Verfolgte lebte nach wie vor unangefochten in Schoharie.

Auf diese erste Verwicklung folgte bald eine zweite und für die Deutschen unheilvollere. Hunter war eine zu kleinliche und engherzige Natur, als daß er, selbst auf Kosten des Gedeihens der Kolonie, an den Deutschen, die in seinen Augen bloß ungehorsame Diener der Krone waren, nicht die Selbstständigkeit ihrer Handlungsweise zu strafen gesucht hätte. Kaum hatte er also in Erfahrung gebracht, daß die Pfälzer in Schoharie nicht zu Grunde gegangen, sondern verhältnißmäßig schnell vorwärts gekommen waren, als er kraft der ihm eingeräumten Machtbefugnisse einigen seiner aristokratischen Freunde gerade das von ihnen besiedelte Land für 1400 Pistolen übertrug. Dieser Akt des Gouverneurs hatte sogar den Buchstaben des Kolonial-Gesetzes gegen sich, da dieses dem ersten Ansiedler das Vorzugsrecht auf das Land einräumte und es somit nicht in Betracht kam, daß die Pfälzer noch keinen geschriebenen Titel auf ihren Besitz hatten; dann aber war diese Handlungsweise ebenso hartherzig gegen die armen Ansiedler, als den Interessen der englischen Krone schädlich. Diese wollte ihre Gränzen gegen Franzosen und Indianer schützen; die Niederlassung der Deutschen entsprach also ganz ihren Absichten und vermehrte ihre Vertheidigungsfähigkeit. Hunter dagegen verging sich in seiner kleinlichen Rachsucht so weit, daß er die Provinz gefährdete, indem er ihre

natürlichen Vertheidiger aus den von ihnen in Besitz genommenen Ländereien zu vertreiben suchte. Es war noch genug und ebenso gutes Land im Mohawk Thal und in der Nachbarschaft vorhanden, Schoharie hätte also ruhig im Besitz der ursprünglichen Ansiedler bleiben können, wenn der Gouverneur seinen Freunden bloß hätte gefällig sein wollen; aber er wollte zugleich ein Stück Vorsehung für die armen Leute spielen, die ohne seine spezielle Erlaubniß sich selbstständig zu machen gesucht hatten, und deßhalb verschenkte er das von ihnen mit so großer Mühe, mit so harten Entbehrungen der Kultur gewonnene Land.

Das betreffende Patent ist aus Fort Georg in New York vom 3. November 1714 datirt und verleiht Meyndert Schuyler, Peter van Brugh, Robert Livingston jr., Johann Schuyler, George Clark, Dr. Staats und Rip van Dam diejenigen 10,000 Acker, die nördlich an Vroomans Land gränzen und die, von der Mündung des kleinen Schoharie in den Schoharie an, diesen zu beiden Seiten entlang nach Norden laufend, etwa die gegenwärtige Gränze des heutigen Montgomery County erreichen. Es war die Absicht Hunters, die Deutschen von dem fruchtbaren Thal und den Niederungen auszuschließen. Die Vermesser Louis Morris jr. und Andrus Coeman fanden, daß einzelne Stücke am Fuchsbach und eine große Parzelle bei Kneiskerndorf ausgelassen waren, und erlangten für diese Stücke ebenfalls leicht einen Schenkungsakt von Hunter. Einen andern Winkel, der tief in das Thal einschnitt und der im ersten Patent übersehen war, sicherte sich August van Courtland. Da die Gränzen unbestimmt waren, ja sogar einander vielfach widersprachen und durcheinander liefen, so vereinigten sich Morris und Coeman mit den ersten Patentinhabern und bildeten, statt das Land in Natur zu theilen, ein gemeinschaftliches Eigenthum, das fortan als das der sieben Partner bezeichnet und später vielfach Gegenstand erbitterter Rechtsstreitigkeiten wurde. Erst im Jahre 1829 ward der letzte Theilungsprozeß entschieden, der durch diese unbestimmten Gränzen hervorgerufen war.

Die sieben Partner hatten sich kaum ihren Besitz gesichert, als sie einen Agenten, Bayard, nach Schoharie schickten, durch welchen sie den Deutschen die Pachtung der von ihnen bebauten Ländereien gegen einen geringen Grundzins anbieten ließen. Unsere Landsleute hielten in

ihrer Unschuld und Unwissenheit die Sendung des Bayard für reinen Hohn. Einmal hatten die Indianer das Land der Königin für die Pfälzer, wie sie sich einredeten, geschenkt, dann hatte diese befohlen, sie dort anzusiedeln, ferner hatte selbst Hunter ihr Recht und ihren Titel auf diese reichen Niederungen am Schoharie wenigstens nie ausdrücklich bestritten, und endlich hatten die neuen Ansiedler noch nachträglich von den Indianern für 300 Dollars Land gekauft. Sie betrachteten also ihren Titel als doppelt und dreifach gesichert, und statt sich in Verhandlungen mit dem Agenten einzulassen, drohten sie ihm mit Gewalt, wenn er sich nicht augenblicklich aus dem Staube mache. Bayard war bei Hans Jörg Schmidt in Schmidtsdorf, ziemlich in der Mitte der sieben Ansiedlungen, eingekehrt. Als der Zweck seines Besuches in den Dörfern bekannt wurde, zogen Männer, Frauen und Kinder mit Knütteln, Sicheln, Messern und Flinten bewaffnet, vor das Haus des Schmidt, welches als das schönste im Thale galt. Nur dem Schutz seines Wirthes hatte es Bayard zu verdanken, daß er bei eintretender Dunkelheit entfliehen konnte. Eine Zeit lang blieb jetzt Alles ruhig, bis die sieben Partner den Sheriff von Albany, Namens Adams, nach Schoharie schickten, um das alte Anerbieten zu wiederholen, die sich Weigernden vom Lande zu vertreiben und die offen mit Gewalt Drohenden, vor allen Johann Konrad Weiser, den Anstifter all dieser Widersetzlichkeiten, zu verhaften. Als aber der Sheriff, so berichtet der alte Richter John M. Brown, dem Adams später die Geschichte selbst erzählt hat, Hand an den ersten Mann legte, bildete sich in Weisersdorf, dem Wohnort des „Rädelsführers", ein Auflauf von Frauen, deren Führerin Magdalena Zähe war. Sie schlugen den Sheriff nieder, schleiften ihn durch die Pfützen der Straße, setzten ihn dann auf einen Zaunpfahl und trugen ihn eine Stunde weit auf eine Brücke, wo Magdalene Zähe ihm mit einem Knüttel zwei Rippen zerbrach und ein Auge ausschlug. Dann pißte sie ihm ins Gesicht, worauf die wüthenden Weiber ins Dorf zurückkehrten, den armen Adams seinem Schicksal überlassend. Dieser kroch, so gut er konnte, nach Albany zurück und langte erst am vierten Tage dort an.

Nach diesem Ereigniß hüteten sich die Schoharier sehr, nach Albany zu kommen. Was sie von dort brauchten, ließen sie durch ihre Frauen holen, oder sie besuchten die Stadt an Sonntagen, wo sie nicht ver-

haftet werden konnten. Die sieben Partner und die Behörden thaten, als wenn sie die Sache längst vergessen hätten und schläferten durch ihre anscheinende Vergeßlichkeit die Pfälzer ein. Diese, allmälig kühner geworden, wagten sich endlich doch wieder in die Stadt, und als eines Tages eine nicht unbeträchtliche Anzahl dort eintraf, um Salz zu kaufen und sonstige Geschäfte zu besorgen, wurden sie alle ergriffen und, voran der junge Weiser, als Sohn des Haupträdelsführers, ins Gefängniß geworfen.

Unsere Quellen sagen nicht, wie lange sie saßen; es scheint aber, daß gerade gegen die Verhafteten keine Beweise vorgebracht werden konnten, und daß man sie nach Monate langer Haft gegen das Versprechen wieder laufen ließ, sich in Zukunft ruhig zu verhalten und das Eigenthumsrecht der sieben Partner anzuerkennen. Auch ein Versuch derselben, die Indianer gegen die Deutschen aufzuhetzen, schlug fehl, indem die Freundschaft von den Engländern zu ihrem Leidwesen nicht gelockert werden konnte. Freilich verursachte dieser fruchtlose Versuch den Ansiedlern viele Kosten, da sie hinter den Branntweinschenkungen der Eigenthümer nicht zurückbleiben durften; anderer Seits aber schadete die Ungewißheit der Lage, indem nur die nöthigste Arbeit gethan und wenig neues Land bestellt wurde.

Als die sieben Partner sahen, daß sie allein mit den Deutschen nicht fertig werden konnten, wandten sie sich wieder an den Gouverneur. Dieser befahl 1717 von Albany aus, daß an einem bestimmten Tage drei Männer aus jedem der Dörfer in Schoharie, ganz besonders aber Johann Konrad Weiser, vor ihm erscheinen sollten. Als sie sich stellten, drohte Hunter in seiner polternden Weise damit, er werde Weiser hängen, und verlangte die Beantwortung folgender drei Fragen von ihnen:

1. Warum sie sich ohne seine Erlaubniß in Schoharie niedergelassen hätten?

2. Warum sie sich mit den Herren in Albany nicht abfinden wollten?

3. Warum sie sich so viel mit den Indianern abgäben?

Die Antwort auf die erste Frage lautete, daß, da Se. Exzellenz ihnen erklärt habe, sie nicht länger unterhalten zu können und sie sich selbst überlassen zu müssen, sie die äußerste Armuth und Noth gezwun-

gen habe, nach Schoharie zu gehen, um für sich und ihre Familien das tägliche Brod zu erarbeiten, wofür sie die Billigung des Königs und des Gouverneurs zu gewinnen hofften. Als der Sprecher, der voraussichtlich kein anderer als Weiser war, den König erwähnte, unterbrach ihn Hunter ärgerlich: „Was König, was England?!" und der gleichzeitig anwesende Livingston fügte hinzu: „Hier ist Euer König", auf den Gouverneur deutend.

Auf die zweite Frage erwiderten die Vertreter der Deutschen: daß, nachdem sie Alles aus dem Rohen herausgearbeitet, es unmöglich sei, auf die harten Bedingungen der Herren von Albany einzugehen, daß zudem die Indianer das Land der Krone zum Besten der Pfälzer geschenkt hätten, daß der König es den sieben Partnern nicht gegeben habe, und daß, wenn sie überhaupt Jemandem dienen müßten, es der König und keine Privatperson sein solle.

Auf die dritte Frage erklärten sie, daß sie an den Gränzen der Zivilisation unter den Indianern leben müßten, daß, wenn sie sich nicht gut mit ihnen stellten, sie täglichen Angriffen und Verfolgungen ausgesetzt sein würden, daß also die Pflege der Freundschaft mit den Indianern ein Gebot der Selbsterhaltung sei.

Hunter verbot den Ansiedlern bis zur ausgemachten Sache ihre Aecker zu bestellen und drohte, diejenigen, welche sich mit den sieben Partnern nicht einigen würden, mit Gewalt vom Lande zu entfernen, versprach aber zugleich, ihre Anlagen und Verbesserungen abschätzen zu lassen und dafür zu zahlen; that jedoch weder das Eine noch das Andere. Im Winter 1718 schickten die Schoharier drei der Ihrigen nach New York, um die Erlaubniß zum Pflügen vom Gouverneur zu erwirken. Dieser erklärte aber kurzer Hand: „Was gesagt ist, ist gesagt!" und kehrte den Bittstellern den Rücken. Andererseits kümmerten sich die Deutschen nicht um das Verbot, sondern pflügten und säeten, was sie zum Lebensunterhalt brauchten.

Zum Glück für die junge Niederlassung wurde Hunter im Sommer 1719 von seinem Posten abberufen; zu ihrem Unglück ließ er aber ihre Eigenthumsverhältnisse in der von ihm absichtlich bewirkten Unsicherheit und Unbestimmtheit zurück.

Um dieser lähmenden Ungewißheit ein Ende zu machen, hatten die Ansiedler auf Veranlassung Johann Konrad Weisers schon im

Jahre 1718 beschlossen, eine Deputation an den König von England zu schicken und unmittelbar von ihm Abhülfe ihrer gerechten Beschwerden zu verlangen. Außer Weiser wurden Wilhelm Schaff und ein gewisser Wallrath zu dieser Sendung erkoren. Sie schifften sich heimlich in Philadelphia ein, fielen aber auf der Seereise in die Hände von Piraten und wurden von diesen ihrer letzten Habseligkeiten beraubt. Weiser ward sogar drei Mal an den Mastbaum gebunden und jämmerlich geschlagen, um mehr Geld von ihm zu erpressen. Das Schiff legte darauf in Boston an, um sich mit dem Nothwendigsten für die Fahrt nach London zu versehen, und als sie endlich dort ankamen, waren die deutschen Abgesandten ohne alle Mittel. Freundlos und unbekannt in der fremden Stadt, machten sie Schulden, und Weiser und Schaff wanderten, da sie nicht zahlen konnten, ins Schuldgefängniß, während Wallrath, von Heimweh geplagt, nach Hause fuhr aber unterwegs starb. Die ersteren saßen fast ein Jahr, bis ein von ihren Freunden in Schoharie gesandter Wechsel von siebenzig Pfund Sterling sie erlöste.

Jetzt endlich, nach mehr als zweijährigen Verzögerungen, gelang es ihnen, den Kolonial- und Handelsministerien ihre Beschwerde zu unterbreiten. Alles, was sie verlangten, war Bestätigung des Besitztitels der ersten einhundertundfünfzig in Schoharie angesiedelten Familien und Anweisung benachbarter Ländereien am Mohawk an die übrigen Pfälzer. Sollte man sie aber, wie Hunter gedroht hatte, verpflanzen wollen, so baten sie um Entschädigung für ihre Anlagen und Verbesserungen, namentlich für die von Albany nach Schoharie gebaute, 24 englische Meilen lange Landstraße. Weiser scheint, als er lange vergebens auf einen Bescheid gewartet hatte, sich erboten zu haben, nach Pennsylvanien auszuwandern, falls man ihm und seinen Landsleuten dort Land anweisen wolle; Schaff aber protestirte dagegen, als dem Wortlaut ihrer Instruktionen zuwider. Beide richteten jedoch schließlich nichts aus, obgleich ihre einflußreichen Fürsprecher, die beiden Pfarrer der königlich deutschen Kapelle, Böhm und Robert, Alles für sie aufboten. Der inzwischen nach England zurückgekehrte und von dem Minister um seine Ansichten befragte Exgouverneur Hunter sprach natürlich gegen die Deutschen und stellte ihre durch ihn veranlaßten, nur zu gerechten Beschwerden als eine frivole Klage, die Bittsteller aber als unzufriedene Aufwiegler hin. Hunter war der mächtigere Mann; er

meinte, es sei ja noch genug unbesetztes Land vorhanden, man solle den Deutschen davon geben, aber nicht in die wohlerworbenen Eigenthumsrechte Dritter eingreifen. Die Minister gaben sich nicht die Mühe zu prüfen, daß gerade Hunter sich dieses Vergehens schuldig gemacht hatte, und hielten dessen Verfügungen aufrecht, die ihnen, weil aus dem zeitlichen und räumlichen Zusammenhang gerissen, als durchaus billig erschienen. Dazu kam noch, daß, wie Mühlenberg erzählt, die sieben Partner „den andern Theil der jüngeren Teutschen auf ihre Seite brachten, sie Gegenerklärungen gegen ihre Väter unterschreiben ließen und sie nach England schickten." So wurden denn die armen Abgesandten mit leeren Versprechungen entlassen. Schaff kehrte 1721 nach Amerika zurück und starb bald darauf, Weiser trat erst 1722 seine Rückreise an.

Die Regierung that jetzt wenigstens so viel, daß sie ihren neuen Gouverneur Burnet beauftragte, den Deutschen in der Nähe ihrer bisherigen Ansiedlung Kronländereien anzuweisen. Diejenigen, welche in Schoharie wohnen blieben, mußten sich, so gut es eben gehen wollte, mit den sieben Partnern abfinden. Diese waren schließlich selbst froh, daß ihre bisherigen Widersacher zum Frieden einlenkten und stellten, um ihnen den Rückzug zu erleichtern, äußerst günstige Bedingungen. So kamen denn zahlreiche, beiden Theilen günstige Pachtverträge zu Stande. Der Grundzins war so gering, daß er das Emporblühen der Kolonie durchaus nicht hinderte. Auch die Deutschen hatten mittlerweile gefunden, daß sie auf friedlichem Wege mehr erreichten. Sie dehnten sich bald übers Thal aus und sicherten sich manchen werthvollen Landstrich durch ein Patent des Gouverneurs, der, weil er sehr schnell den hohen Werth der fremden Ansiedler zu schätzen gelernt hatte, ihnen freigebig und stets fördernd entgegenkam. Außerdem kauften sie aber schon früh von Privaten Land. Der älteste noch heute vorhandene Kaufbrief ist am 3. Mai 1720 ausgestellt: es überträgt darin Johann Andrus dem Johannes Lawyer ein Grundstück für 26 Pfund und 3 Shilling new yorker Konrant.

Gleichwohl konnten sich die Ansiedlungen in Schoharie und die ganze Kolonie New York nie wieder von diesem, ihr von einem habgierigen Gouverneur und elenden Spekulanten beigebrachten Schlage erholen. Die Thatsachen drangen sogar noch entstellt und vergrößert

nach Deutschland und schreckten von der Einwanderung nach New York ab. Der schwedische Reisende Peter Kalm, welcher diese Kolonie zuerst im November 1748 besuchte, bemerkt über die obigen Vorgänge:

„Obgleich die Landschaft New York viel länger als Pennsylvanien von Europäern bewonet gewesen, so ist sie doch bei Weitem nicht so volkreich, als die andere Kolonie. Dieß darf man aber keinem besonderen Fehler des Bodens zuschreiben. Denn der ist hier ebenfalls ziemlich gut. Es ward mir eine ganz andere Ursache davon angegeben, die ich hier anfüren will. Unter der Regierung der Königin Anna, ungefähr im Jahre 1709, kamen hier viele Deutsche her, denen die Regierung ein Stück Landes anweisen ließ, wo sie sich niederlassen könnten. Nachdem sie also eine Zeit hier gelebt, Häuser und Kirchen gebaut, und Aecker und Wiesen angeleget hatten, so fing man an, ihre Freiheiten einzuschränken und unter allerley Vorwand ihnen einen Strich, nach dem anderen zu entreißen. Dieß brachte die Deutschen auf. Sie brauchten Gewalt gegen Gewalt und schlugen Diejenigen, welche ihnen ihr Eigentum nehmen wollten. Allein ein solches Verfaren ward von der Regierung sehr ungnädig angesehen. Man setzte die Hauptanführer der Deutschen gefangen, ging sehr hart mit ihnen um und bestrafte sie mit aller Strenge. Hierdurch aber wurden die übrigen so erbittert, daß fast alle Haus und Aecker verließen, und sich nach Pennsylvanien hinbegaben. Hier empfing man sie überaus wol, räumte ihnen ein beträchtliches Stück Landes ein, und fesselte sie durch große Freiheiten, welche ihnen auf immerdar zugestanden wurden. Die Deutschen aber waren damit noch nicht zufrieden. Sie schrieben auch an ihre Anverwandten und Freunde in Deutschland und gaben ihnen den Rath: daß, wenn sie nach Amerika hinübergedächten, sie sich durchaus nicht in New York niederlassen sollten, wo die Regierung sich so gehässig gegen sie bezeiget hätte. Die Vorstellungen hatten den Nachdruck, daß die Deutschen, welche nachher, in erstaunlicher Menge, nach Amerika sich begaben, New York beständig flohen, und Pennsylvanien zum Aufenthalte wäleten. Bisweilen trug es sich zu, daß sie genöthigt waren, auf Schiffen herüber zu reisen, die nach New York furen. Sie traten aber kaum ans Land, da sie schon vor den Augen der Einwoner von New York, weiter nach Pennsylvanien eileten."

Natürlich kehrten — um den Faden der Erzählung wieder aufzunehmen — nach den oben geschilderten Vorgängen erst allmälig wieder Ruhe und Frieden in der Kolonie ein. Die Mehrzahl fügte sich, und fortan bot ihre Geschichte das freundliche Bild einer naturgemäßen und geordneten Entwicklung. Nur ein Mann wollte sich der neuen Ordnung der Dinge nicht anbequemen: es war Johann Konrad Weiser. Er sei, äußerte er, nicht nach Amerika gegangen, um sein Haupt unter die Knechtschaft zu beugen, hoch und stolz wolle er den Nacken tragen, wie es einem freien Manne zieme. So entschloß er sich denn zur dritten Auswanderung. 1709 war er arm und gedrückt über England nach New York gezogen und 1710 an den Hudson verpflanzt worden; 1712 hatte er seine Uebersiedlung von Hunterstwon nach Schoharie unter Schwierigkeiten aller Art bewerkstelligt, und jetzt nach zwölfjährigen Kämpfen brach er an der Spitze von einigen Dutzend Familien abermals auf, um die lang gesuchte und ersehnte freie Heimath endlich zu finden. Mehr als New York blühte damals William Penns großes Asyl der Freiheit, und dahin lenkte Weiser jetzt seine Schritte. An der Spitze seiner Freunde aus Weisersdorf und Hartmannsdorf, einer Gesellschaft von etwa sechzig Familien, und dies Mal von einem langen Zuge von Pferden, Vieh und Hausrath begleitet, zog der unbeugsame stolze Mann in die Wälder, die sich südwestlich von Schoharie ausdehnten. Von den Pferden liefen zwölf unterwegs davon, ihrer zehn aber fanden achtzehn Monate später wohlbehalten ihren Weg nach Schoharie zurück. Ein Indianer führte den Zug, der am fünften Tage an den Susquehannah gelangte. Hier baute Weiser Flöße und Boote und schiffte Kinder und Frauen ein, Männer, Pferde und Vieh folgten zu Fuß den Fluß entlang, bis sie nach wochenlanger Reise unterhalb des jetzigen Harrisburg, etwa an der Gränze der Bezirke Dauphin und Lancaster im Staate Pennsylvanien, endlich an die Mündung des Swatara gelangten. Sie fuhren auf diesem Nebenfluß des Susquehannah bis zur Stelle hinauf, wo der Tulpehocken Creek mündet. Dort, in der Nähe des heutigen Womelsdorf, ließ sich Joh. Konrad Weiser mit den Seinigen nieder und fand endlich den lange ersehnten und wohl verdienten Hafen vor den Stürmen des Lebens.

Die beiden Weiser, Vater und Sohn, gehören zu den bedeutendsten Deutschen, welche im vorigen Jahrhundert nach Amerika ausgewandert

sind, und haben deßhalb vollen Anspruch auf eine nähere Charakteristik ihres Lebens und Wirkens.

Johann Konrad, in Großaspach im Oberamt Backnang im damaligen Herzogthum Würtemberg etwa zwischen 1660 und 1670 geboren — die Franzosen steckten 1693 das Dorf an und zerstörten Kirche und Kirchenbücher —, wo seine Vorfahren seit Jahrhunderten ansässig waren, war ein für seine Zeit und Verhältnisse gebildeter Mann und in seinem Geburtsdorfe, gleich seinem Vater und Großvater, eine Zeit lang Schultheiß gewesen. Er hatte sich jung mit Anna Magdalena Uebele verheirathet, welche 1709 bei ihrer Entbindung vom sechszehnten Kinde starb. Weiser mochte etwa fünfundvierzig Jahre alt sein, als er sich mit acht von seinen neun noch lebenden Kindern zur Auswanderung entschloß. Er verkaufte Haus und Hof für 675 fl. an seinen Schwiegersohn Konrad Boß, erhielt aber nur 75 fl. baar und verließ Großaspach am 24. Juni 1709. Weiser brauchte, den Rhein hinunterfahrend und sich unterwegs dem großen Strom der Pfälzer anschließend, etwa zwei Monate, bis er in London eintraf, von wo er im Frühjahr 1710 mit Hunter nach Amerika segelte. Zwei seiner Jungen, Georg Friedrich und Christoph, wurden unmittelbar nach der Ankunft in New York am 14. September 1710 einem gewissen Smith in Smithtown bei New York in die Lehre gegeben. Dieses Verhältniß war damals eine Sklaverei auf Zeit und erregte deßhalb den Zorn des kranken und wehrlosen Vaters, der seine Kinder natürlich lieber auf der eigenen Heimstätte erzogen und hier ihre Arbeitskraft zum Besten der Seinigen verwerthet hätte.

Fortan begegnen wir Weiser überall als Führer seiner Landsleute. Gleich bei der Ankunft auf Governors Island wurde er zu einem der sieben Vorsteher des deutschen Lagers bestellt, und auch am Hudson stand Queensbury, eine der dortigen Niederlassungen, unter seiner Leitung. Im folgenden Jahre, 1711, ward er zum Hauptmann der an der canadischen Expedition Theil nehmenden pfälzer Freiwilligen gewählt und als solcher bestätigt: der beste Beweis dafür, daß er sich des Vertrauens seiner Landsleute und der englischen Behörde erfreute. Andrerseits war aber Weiser auch die Seele des Widerstandes gegen die Willkürlichkeiten Hunters. Es sind nur noch die Schilderungen seiner Gegner über ihn vorhanden; er selbst hatte nöthigere Dinge zu thun, als seine Erlebnisse

und Kämpfe niederzuschreiben; aber selbst aus der Anklage seiner Feinde tritt uns überall ein kerniger, kräftiger Charakter entgegen, der sich keinem Unrecht beugt und lieber untergehen, als sich stumm unterwerfen will. Wo nur Hunter von Weiser spricht, geschieht es mit lauten Verwünschungen und schlecht verhehltem Zorn. Das Scheitern der Theerbereitung auf Livingstons Land legt er Weiser zur Last. Dieser hetzte in seinen Augen die Ansiedler auf und machte sie ungeduldig, ja widerspenstig. „Weiser ist der Rädelsführer in jenem Aufstand, den ich mit bewaffneter Hand dämpfen mußte," schreibt der Gouverneur 1715 dem Handelsministerium; „jetzt hat er wieder an der Spitze eines Aufstandes gestanden und das Eigenthum eines friedlichen Bürgers zerstört." Der gegen Weiser erlassene Verhaftsbefehl blieb, wie wir oben gesehen haben, ein leerer Buchstabe. „Die Pfälzer wären zufrieden," fährt er 1715 in seinen Klagen fort, „wenn Weiser nicht immerfort sie aufhetzte, wenn er nicht immer an der Spitze rebellischer Banden stände. Die in Schoharie Angesiedelten würden längst das Eigenthumsrecht der sieben Partner anerkannt und sich den Gesetzen gefügt haben, wenn sie Weiser nicht fürchteten." Ohne nur zu untersuchen, ob bei der Mißhandlung des Sheriffs Adams der junge Weiser einer der Uebelthäter gewesen, ließ ihn Hunter, sobald er nur in Albany betroffen wurde, aus Haß gegen den Vater Monate lang einsperren. Es sei gegen das Naturgesetz und das Völkerrecht, — meinte der von Hunter Verfolgte, und in dieser uns von Mühlenberg aufbewahrten Aeußerung haben wir den besten Schlüssel zur Handlungsweise des Mannes — wenn ein Volk erst seinen Schweiß und sein Blut zum Anbau einer wilden Gegend verschwenden und hernach sie noch kaufen solle. Eine echt deutsche Natur, setzt er, mit der besonders dem Schwaben eigenen Schroffheit und Eckigkeit, seine ganze Existenz an die Durchführung dieses abstrakten, aber in seinen Augen unumstößlichen Rechtes. Er ist wahr und ehrlich bis zur Unklugheit, vergißt seinen persönlichen Vortheil, wo es die Vertheidigung des von ihm als recht Erkannten gilt; ja hartnäckig und querköpfig, wo er mit etwas mehr Gefügigkeit eher hätte zum Ziele gelangen können, wähnt er den Sieg über das geschriebene Gesetz, den Buchstaben des Landesrechts erzwingen zu können und kämpft, bis an den König appellirend, treu und energisch, aber natürlich zuletzt unglücklich für seine Sache. In den engen und einfachen Verhältnissen seiner Ge=

meinde und Kolonie ist ein solcher Mann eine Macht, die Anerkennung und Gehorsam gar nicht zu fordern braucht, sondern ganz von selbst findet. In dem verwickeltern Getriebe des politischen Lebens, in der Amtsstube des Gouverneurs oder gar im Vorzimmer des Königs dagegen gilt er als der dumme Bauer, den jede bornirte Schreiberseele anschnauzt, den man höchstens herablassend anhört, mit ein paar Redensarten abspeist und dann unverrichteter Dinge wieder ziehen läßt.

Welchen Muth, welche Kraftanstrengung und welche Opfer erforderte nicht die Reise des armen Mannes von Schoharie bis London! Der Verlust seiner Habe, die Gefangenschaft im Schuldthurm, Jahre langes Warten, nichts konnte ihn beugen; er hoffte immer noch auf die bessere Einsicht, auf die gerechtere Antwort des Königs. Als diese aber gegen ihn ausfiel, war Weiser ein gebrochener Mann, für ihn gab es keine Gerechtigkeit in der Welt mehr, und nach dreizehnjährigem Kampfe gab er, im Innern geknickt und erschüttert, seine Sache endlich auf, um fern von den ihm zuwider gewordenen Verhältnissen in einer von keines Menschen Fuß entweihten Wildniß, am äußersten Endpunkte der damaligen pennsylvanischen Gränzansiedlungen, den Rest seines Lebens in Ruhe zu beschließen. Wohl hatte er diese verdient, allein der unermüdliche Mann fand sie nicht, denn die von ihm 1723 mit sechzig Familien begründete Gemeinde Heidelberg entsprach durchaus nicht seinen Erwartungen. „Es war“ — schreibt er gegen Ende seines Lebens — „Niemand unter dem Volk, der es regieren konnte. Ein Jeder that, was er wollte, und ihr starrer Eigensinn hat ihnen bis auf diese Stunde im Wege gestanden.“ Es scheint, daß Weiser bald wieder nach New York zurückkehrte und in das Mohawk Thal zog. Wenigstens schreibt Heinrich Melchior Mühlenberg, daß Weiser jene Kolonie bis kurz vor seinem Tode nicht verlassen und unmittelbar an den Gränzen von Neu-England gewohnt habe. Um seine Kinder und Enkel noch einmal zu sehen, besuchte Weiser 1746 Pennsylvanien und kam beim Pfarrer Mühlenberg schon sehr hinfällig an. Von hier ließ ihn sein Sohn Johann Konrad nach seiner 50 engl. Meilen entfernten Wohnung in Heidelberg abholen, wo der müde Greis bald nach seiner Ankunft, von Kindern und Enkeln umgeben, noch in demselben Jahre starb.

Konrad Weiser, der ebengenannte Sohn des Vorigen, war noch nicht ganz vierzehn Jahre alt (geboren am 2. November 1696 zu Astädt und getauft in Kuppingen im Oberamt Herrenberg), als er mit seinem Vater in New York landete. Bald nach der Uebersiedlung nach Schoharie gab ihn dieser, wie bereits oben bemerkt, dem ihm befreundeten Indianerhäuptling Quagnant in die Lehre. Konrad lernte hier der Mohawks, sowie der benachbarten Stämme Sprache, Sitten und Gewohnheiten kennen. Der Junge ging nicht ungern, denn er hatte zu Hause viel von seiner Stiefmutter zu leiden, welche der Vater 1711 geheirathet hatte. Die Ehe war überaus unglücklich, machte den alten Weiser noch unsteter, als er schon war, und zerstreute bald seine Familie über das ganze Land. „Mein Vater behandelte mich," sagt Konrad, „von meiner Stiefmutter beeinflußt, sehr hart. Ich hatte keinen Freund, mußte Hunger und Kälte ausstehen und dachte oft daran, wegzulaufen, wußte aber nicht wohin, und lernte mich endlich schicken." So kostete es ihn auch keine Ueberwindung, zu den Indianern zu gehen.

„Der Jüngling" — erzählt Mühlenberg — „mußte seinen Aufenthalt bei den Indianern in ihren Hütten und Höhlen nehmen und viel ausstehen wegen des tiefen Schnees und der grausamen Kälte, weil er nur schlecht mit Kleidern versehen und der allzu rauhen Lebensart nicht gewohnt war. Ob er nun wohl unter Gottes gnädigem Schutz sein Leben durch den Winter brachte, nachdem er verschiedene Mal in Todesgefahr gewesen, weil die Indianer sich oft mit Brantewein, welchen sie für Pelzwerk von europäischen Christen eintauschen, wütend und blutgierig getrunken, und er sich vor ihrer Wuth verstecken müssen: so fand sich gleichwol im Frühjahr eine neue, nemlich bittere Hungersnoth. Nachdem er acht Monate unter dem Volk ausgehalten und ihre Sprache meist erlernt, kam er zu der teutschen Colonie, welche sich indessen unter Hunger und Kummer so weit durchgearbeitet, daß sie sieben Dörfleins angebaut, wieder zurück, und dienete seinen Landsleuten und denen auf der Jagd in der Nähe befindlichen Indianern als Dollmetscher, wodurch er der Sprache vollends mächtig wurde."

Der junge Weiser lief aber auch eben so schnell und schoß eben so gut wie ein Indianer. Bald nach seiner Rückkehr nach Weisersdorf

wurde dort ein Wettrennen zwischen ihm und dem flinksten jungen Eingebornen veranstaltet. Die zu durchlaufende Strecke betrug eine englische Meile, das Ziel war das südlichste Haus von Weisersdorf, der für den Sieger ausgesetzte Preis bestand in einigen Hirschfellen. Deutsche und Indianer behandelten das Rennen mit dem Ernst einer nationalen Angelegenheit und folgten ihren beiderseitigen Angehörigen, als sie auf ein gegebenes Zeichen ihren Lauf antraten, mit der ängstlichsten Spannung. Die beiden Renner konnten einander kaum einen Vorsprung abgewinnen, höchstens, daß einmal der Eine oder der Andere um eine Kopfeslänge voraus war, kurz, der Sieg war bis zum letzten Augenblick ungewiß. Jetzt näherten sie sich dem Ziele, noch einige Sätze und es war erreicht. Da sprang der junge Weiser — ob absichtlich oder zufällig, ist nicht klar — gegen den Indianer, daß derselbe hinfiel, und im Nu war der Deutsche am Hause, ehe nur jener sich wieder aufgerafft hatte. Allgemeiner Jubel unter den Deutschen, ebenso allgemeine Erbitterung unter den Indianern, die sogar in Drohungen übergeht. Es sei nicht mit ehrlichen Mitteln gekämpft, hieß es, der ausgesetzte Preis könne nicht verabfolgt werden. Jeden Augenblick konnte es zu Thätlichkeiten kommen. Der junge Weiser aber war klüger als seine Landsleute, denn er kannte den Charakter seiner rothen Freunde besser und wußte, daß ein an sich so geringfügiger Zank bei ihnen leicht mit Mord und Todtschlag endete. So ging er denn mit wahrer Leichenbittermiene von einem Indianer zum andern, bedauerte aufs tiefste das ihm widerfahrene Unglück, erklärte es für einen reinen Zufall, und verzichtete unter Betheuerung seiner Ehrlichkeit auf den Preis. Die Indianer wollten dem jungen Deutschen jetzt an Edelmuth nicht nachstehen und nöthigten ihm die Hirschfelle auf. So endete Alles in Frieden.

Durch diese seine genaue Kenntniß des Charakters, der Sprache und Anschauungen der Indianer war Konrad Weiser fortan einer der unentbehrlichsten Männer der deutschen Niederlassungen und trug nicht wenig dazu bei, deren Aufblühen, namentlich in den ersten Jahren ihres Bestehens, als Vermittler, Rathgeber und Freund der Indianer zu fördern. Im Jahre 1720 mit einer Deutschen aus dem Thale verheirathet, beabsichtigte er zuerst, sich am Mohawk niederzulassen, blieb aber schließlich doch noch in Schoharie zurück, als seine Landsleute zum Theil

nach Little Falls übersiedelten, und zog 1729 nach Tulpehocken, in dessen Nähe er auf seiner Farm zu Womelsdorf am 13. Juli 1760 starb, nachdem er als Friedensrichter, Milizen-Oberstlieutenant im Kriege und als der amtliche Dollmetscher der Kolonie Pennsylvanien in ihrem Verkehr mit den Eingeborenen höchst werthvolle Dienste geleistet hatte. Die Indianer waren so sehr von seiner Unparteilichkeit überzeugt und setzten solch unbedingtes Vertrauen in ihn, daß sie oft Besprechungen ablehnten, wenn Weiser nicht zugezogen wurde, und daß sie häufig seine Vermittlung in Streitigkeiten mit der Provinzialregierung anriefen. So sehen wir Weiser zuerst im Anfang des Jahres 1737 auf Wunsch des Gouverneurs Gooch von Virginien und im Auftrag des Gouverneurs Logan von Pennsylvanien eine damals gefährliche und weite Reise nach Onondaga im Staate New York antreten, um die Häuptlinge der sechs Nationen zuerst zu einem Waffenstillstand und dann zu einem Schutz- und Trutzbündniß mit den Cherokesen und Catawbas zu bestimmen. Unter Hunger, Frost, Kälte und Entbehrungen aller Art führte Weiser seinen Auftrag aus und kehrte im Mai nach Hause zurück. Den Sommer 1742 finden wir ihn wieder bei den wichtigen Verhandlungen, welche etwa 70 Häuptlinge und Krieger der sechs Nationen mit dem Gouverneur Thomas von Pennsylvanien hatten. Die Zusammenkunft dauerte zehn Tage (2.—12. Juli); es kam darauf an, die Indianer wegen der Besitznahme großer, ihnen gehöriger Ländereien zu besänftigen und zugleich ihre Hülfe in dem damals drohenden Kriege gegen die Franzosen zu gewinnen. Zeitgenossen berichten, daß ohne Weisers taktvolles Auftreten das Ergebniß der Berathungen kein so schnelles und glückliches gewesen sein würde.

Ein noch größeres Verdienst erwarb er sich aber, als 1745 die sechs Nationen sich gegen die Bewohner des Mohawk Thals zu erheben drohten. Einzelne Bürger von Albany hatten nämlich die Mohawks im Handel übervortheilt und sie auf ihre Klagen mit Drohungen heimgeschickt. Französische Agenten redeten deßhalb den erbitterten Wilden um so leichter ein, daß die Albanier Feindseligkeiten gegen sie beabsichtigten und sich vor allem ihrer Ländereien zu bemächtigen trachteten. Schon hieß es, die Weißen seien im Anzuge, Alles gerieth in Verwirrung, der Kriegsruf der Indianer tönte durch Wald und Feld. Es gab nur noch einen Weg, das Unglück abzuwenden: das war die Sen-

dung Weisers unter die gereizten und schwer zu besänftigenden Mohawks. Unser Landsmann nahm Ende Juni den gefährlichen Auftrag vom new yorker Gouverneur Clinton an, drang, von einigen ihm befreundeten Häuptlingen begleitet, nach Onondaga und von da bis Oswego vor und kehrte, nachdem es ihm gelungen war, die Indianer von der Grundlosigkeit ihrer Befürchtungen zu überzeugen, durch das Mohawk Thal nach Albany zurück. Ueberall ward Weiser freundlich und achtungsvoll aufgenommen. Am untern Mohawk Fort hielt er eine feierliche Ansprache an die dort versammelten Häuptlinge der verschiedenen Stämme und befestigte aufs neue ihr Bündniß mit der englischen Regierung, welches die Franzosen in letzter Zeit mit Erfolg zu lockern bemüht gewesen waren.

Eine nicht minder gefährliche, aber ebenso erfolgreiche Reise unternahm Weiser im Jahre 1748, als er im Auftrage des Gouverneurs von Pennsylvanien durch die unwegsamen westlichen Wälder und Gebirge dieser Kolonie bis an den Ohio zog und auf ihm nach Logstown fuhr, um den Indianern nicht unbedeutende Geschenke einzuhändigen und sie von einem Bündniß mit den Franzosen abzuhalten. Zugleich hatte er die französischen Niederlassungen im Ohio Thal zu beobachten, die Lage und Stärke ihrer Forts auszukundschaften und sich über die Absichten des Feindes zu unterrichten: eine Aufgabe, welche ganz besondere Umsicht und vor allem persönliche Unerschrockenheit erforderte.

Die bei dieser Gelegenheit gewonnene persönliche Kenntniß von der Lage der Dinge am Ohio und im Westen der englischen Niederlassungen verwerthete Weiser sechs Jahre später aufs vortheilhafteste in Albany, wo 1754 die Abgeordneten von sieben Kolonien mit den Häuptlingen der sechs Nationen zusammentrafen, um einen gemeinschaftlichen Plan zum Widerstand gegen die Franzosen zu vereinbaren. Es war eine der wichtigsten Perioden der Kolonialgeschichte: es war die dem Ausbruch des letzten französischen Krieges vorausgehende Zeit, das erste Zusammenraffen der bisher vereinzelten Kolonien zu gemeinsamer Kraftanstrengung. Natürlich kam es für die Kolonisten jetzt, wo es Gewalt mit Gewalt zu vertreiben galt, vor allem darauf an, die Bundesgenossenschaft der Indianer zu gewinnen und sie zu diesem Zweck von den französischen Uebergriffen im Ohio Thal und im west-

lichen Indianergebiet zu überzeugen. Unter anderen Rednern führte der Vizegouverneur de Lancey von New York dieses Thema in einer längern Ansprache näher aus. „Es ist ein Glück," — sagte er im Verlaufe derselben — „daß Herr Weiser, welcher für Virginien und Pennsylvanien die Geschäfte mit Euren Nationen besorgt hat, hier anwesend und genau von den Einzelheiten unterrichtet ist; hört seinen Bericht, er wird die Sache ins richtige Licht stellen." — Hier trat Weiser auf und gab in der Mohawk Sprache eine getreue Schilderung von den Gewaltthätigkeiten und Gebietsüberschreitungen der Franzosen im Ohio Thal, wie er sie aus eigener Anschauung kannte. Seine Anrede machte auf alle anwesenden Indianer einen bedeutenden Eindruck; ein paar Tage darauf wurde das Schutz- und Trutzbündniß mit den sechs Nationen gegen die Franzosen geschlossen.

Als bald darauf der Krieg ausbrach, zog Weiser als Milizen-Oberstlieutenant mit ins Feld und half Pennsylvanien gegen die in dem Westen desselben eindringenden Feinde vertheidigen. „Er war aber" — wie Mühlenberg anführt — „schon alt an Jahren, schwach an Leibeskräften, der häuslichen Pflege gewohnt, mußte viel abwesend vom Hause seyn, und auch oft mit den Vornehmen in der Stadt und europäischen Kriegeshelden wegen der Indianersachen conferiren." Die Arbeit war zu schwer für ihn: Weiser starb noch während des Krieges im Jahre 1760. „Seine Reisen und Beschäftigungen unter den Indianern hat er in seinen" (leider noch nicht veröffentlichten) „Journals in englischer Sprache hinterlassen, welche verschiedene Merkwürdigkeiten für Liebhaber enthalten, die theils in die Religion, theils in die Politic einschlagen."

Weiser war ein eifriger Lutheraner. Als junger Mann reiste er fast 200 englische Meilen von Schoharie nach New York, um sich ein Exemplar von Arndts „Wahrem Christenthum" zu verschaffen; auch hat er selbst einige Kirchenlieder gedichtet, die sich freilich mehr durch ihre Rechtgläubigkeit als poetischen Gehalt auszeichnen. Eine Zeit lang war er ein eifriger Förderer der Herrnhuter Bestrebungen und persönlicher Freund Zinzendorfs, zerfiel aber bald mit ihm und wandte sich der lutherischen Kirche wieder zu, in deren Interesse sein Schwiegersohn Heinrich Melchior Mühlenberg unermüdlich thätig war. Die Herrnhuter waren über diesen Abfall so erbittert, daß sie, wie Mühlen-

berg erzählt, ihn todt zu beten beschlossen. Das war im Jahre 1748; ihr Gebet muß aber nicht so mächtig gewesen oder der fromme Vorsatz überhaupt nicht ausgeführt worden sein, denn Weiser lebte noch zwölf Jahre länger. Seine älteste Tochter heirathete 1744 den eben erwähnten deutschen lutherischen Prediger Mühlenberg, aus Einbeck in Hannover, der 1742 nach Amerika gekommen war. Zwei Söhne dieser Ehe waren der spätere Revolutionsgeneral Peter und der erste Präsident des Kongresses, Friedrich August Mühlenberg; eine Tochter heirathete den Pfarrer Joh. Christoph Kunze, dessen Nachkommenschaft noch heute in New York blüht.

Ungefähr eine englische Meile unterhalb Womelsdorf, gegen Reading zu, ist Weiser auf einem kleinen Hügel begraben. Er selbst hat sich den Platz ausgesucht, der etwa 100 Quadratfuß groß, von einer jetzt zusammengefallenen Einzäunung umgränzt ist. Unter Gestrüpp und hohem Gras liegt der Grabstein, ein rother Sandstein, dessen oberer Theil abgebrochen. Die Inschrift lautet: „Dieses ist die Ruhestätte des weyl ehrengeachteten M. Conrad Weiser. Derselbige ist geboren 1696 den 2. November in Astädt im Amte Herrenberg im Würtemberger Lande, und gestorben 1760 den 13. Julius, ist alt worde 63 Johr, 8 Monate 13 Tage."

Kehren wir nunmehr nach Schoharie zurück. Nach des ältern Weisers Weggang von dort beruhigten sich die Leidenschaften allmälig, und es trat mit jedem Jahre eine bessere Zeit für die junge Ansiedlung ein. Ein Theil der Deutschen zog weiter vorwärts in das Mohawk Thal, wo sie vom neuen Gouverneur ganz umsonst herrliche Ländereien angewiesen erhielten; die Zurückgebliebenen erfreuten sich eines täglich steigenden Wohlstandes und genossen auch ziemlich unverkürzt die Früchte ihres Fleißes, da keine Eingriffe von außen mehr Statt fanden. Es dauerte nicht mehr lange, und die Ansiedler waren im Stande, eine Pfarre zu gründen und einen Pfarrer zu besolden. Während der ersten fünfundzwanzig Jahre ihrer Niederlassung in Schoharie waren sie zu arm dazu gewesen. Anfangs kamen sie nur regelmäßig zusammen, lasen sich ein Kapitel aus der Bibel vor und sangen gemeinschaftlich ein geistliches Lied. Später erhielten sie ab und zu Besuche von Reisepredigern, welche theils von New York, theils von Pennsylvanien kamen, und im Sommer in einer Scheune,

im Winter in einem Privathause zur Gemeinde sprachen. Wilhelm Christoph Berkemeyer, dem wir bereits in Neuburg begegnet sind, predigte regelmäßig einige Mal im Jahr in Schoharie; er war eine Zeit lang Pfarrer in Loonenburg, dem jetzigen Athens, gegenüber der Stadt Hudson am Flusse gleichen Namens.

Seinen eigenen Pfarrer erhielt Schoharie aber erst 1743 in der Person von Peter Nicolaus Sommer, der 1709 in Hamburg geboren, dort als Kandidat der Theologie lebte und Anfang 1742 den ihm nach Schoharie gewordenen Ruf annahm. Sommer reiste über London nach Amerika. Die Schiffe gingen damals noch so selten zwischen beiden Welttheilen, daß er erst am 10. März 1743 nach New York abfahren konnte. Er landete hier im April 1743 und trat am 30. Mai 1743 sein Amt in Schoharie an. Sein Gehalt belief sich auf 40 Pfund; Pfarrhaus und Kirche, bestehend in einer ziemlich rohen Blockhütte, die sich noch heute an der südöstlichen Ecke des Friedhofes von Schoharie findet, wurde im Sommer 1743 gebaut und konnte bereits am 12. September 1743 eingeweiht werden. Sommer war ganz der Mann für den schweren Beruf, dem er sich an den Gränzen der Zivilisation mit so großem Eifer und Erfolge widmete. Von Charakter freundlich und theilnehmend, ohne Ueberhebung und Dünkel, dabei kühlen Blutes, rasch entschlossen und energisch, ward er bald der Vater seiner Gemeinde, der Helfer in der Noth und der theilnehmende Freund im Glück seiner Pfarrglieder. Sein Einfluß brachte es bald dahin, daß am 16. Mai 1750 der Grundstein zu einer neuen, steinernen Kirche gelegt und daß diese bereits am 6. Mai 1751 eingeweiht werden konnte.

Wenn der Zufluß neuer Einwanderer aus Europa auch gering war, so kamen doch ihrer viele aus den benachbarten Niederlassungen, ja selbst aus Pennsylvanien, nach Schoharie. Schon gegen Ende der vierziger Jahre des vorigen Jahrhunderts waren in den sieben Dörfern und in deren nächster Umgebung alle Ländereien in festen Händen. Im Jahre 1752 zählte Schoharie nach Brown 104 Häuser mit 125 Familien, die etwa 900 Seelen ausmachten. Manche ältere Ansiedler verkauften zu guten Preisen und wagten sich weiter in die unbebaute Wildniß hinaus, oder die Söhne und Töchter drangen nach den verschiedenen Weltgegenden vor und

gründeten, wo sie ein fruchtbares Thal fanden, neue Niederlassungen. Auf diese Weise entstand etwa zehn engl. Meilen westlich vom heutigen Flecken Schoharie dessen erste Tochterkolonie Cobelskill, nach dem gleichnamigen Bache so genannt. Wer Cobel oder Kobel, wie er in den ältesten Quellen geschrieben wird, eigentlich war, ist nirgends gesagt; Brown erzählt, er habe versprochen, an der Mündung des nach ihm genannten Baches in den Schoharie eine Mühle zu bauen, sein Versprechen aber nie ausgeführt. Der Cobelskill entspringt im benachbarten Bezirke Otsego und fällt, sechszehn Meilen in nordöstlicher Richtung laufend, bei Central Bridge in den Schoharie, dessen bedeutendsten Nebenfluß er bildet. Die ersten Ansiedler ließen sich 1750 an seinen Niederungen auf einem reichen Alluvialboden nieder. Unter ihnen sind die Schäfer, Bauch, Werner, Lawyer, Braun und Borst von Schoharie bekannte Namen; zu ihnen treten noch die Freimeier (Frimire) und ein Georg Fester aus Pennsylvanien. Cobelskill bildet gegenwärtig ein westlich von Schoharie gelegenes Town (Gemeinde), in welchem u. a. Lawyersville und die berühmte Howe'sche Höhle liegt, und noch heute ist die Mehrzahl seiner Bewohner deutschen Ursprungs.

Gleich nordwestlich an Cobelskill schließt sich die ehemalige Gemeinde Neu-Durlach an, welche jetzt in die beiden Gemeinden Seward und Sharon zertheilt und, wie ihr Name schon andeutet, deutschen Ursprungs ist. Im Herbste 1753 waren in New York etwa 100 badische Einwanderer angekommen. Sie hielten sich während des Winters in Albany auf und ließen sich im Frühjahr 1754 in jenem nordwestlichen Theil des heutigen Bezirkes Schoharie nieder. Als die hervorragendsten Männer dieser Einwanderung werden genannt: Sebastian Franz, Christoph und Michael Merkle (Merckley oder Markley) und Ernst Fritz (Freats oder Freetse); andere Ansiedler waren Hieronymus Kreisler (Cryslaer) und die drei Söhne des Pfarrers Sommer in Schoharie. Der Hauptort erhielt der alten badischen Stadt zu Ehren den Namen Neu-Durlach (New Dorlack) und wurde erst 1797 von den damals die Mehrheit bildenden Einwanderern aus Connecticut in Sharon umgetauft. Es ist das berühmte Bad Sharon, das amerikanische Wildbad. Der südliche Theil des Town wurde 1840 von Sharon getrennt

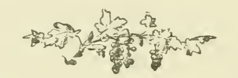
und nach dem damaligen Gouverneur, späteren Staatsminister Seward benannt. Einzelne Niederlassungen weisen noch durch ihre Namen auf ihren deutschen Ursprung hin, so in der nordwestlichen Ecke Engelville, in der südöstlichen Hyndsville (Heinzville), dazwischen aber laufen die Ländereien des Borst, Kreisler, Bellinger, Fritsche, Richtmeyer, Spornheuer, Dockstedter, Kneiskern, Jung und anderer.

Oestlich an Seward und Sharon anstoßend liegt das heutige Carlisle, welches ursprünglich Neu-Rheinbeck hieß und 1760 von Deutschen gegründet wurde, welchen es in Rheinbeck am Hudson nicht mehr gefiel. Die ersten Familien von Neu-Rheinbeck hießen Andreas Lauchs, Conrad Engel, Philipp Kerker und Peter Jung.

Südlich vom heutigen Schoharie dehnten sich, den gleichnamigen Fluß entlang laufend, die deutschen Niederlassungen bis an die Gränze des heutigen Bezirkes Greene aus. Das jetzige Middleburg ist das alte Weisersdorf. Auch das weiter südlich gelegene Town Fulton wurde, namentlich im Nordwesten, theils von den ersten Deutschen mit angesiedelt, theils erst später von den Deutschen bebaut und in festes Eigenthum erworben. Die ersten größeren Landankäufe wurden von Wilhelm Bauch im Mai 1765 und Heinrich Hager im Dezember 1768 gemacht. Nikolaus Fick, Wilhelm Kreisler, Peter Becker, Heinrich Hager, verschiedene Jörgs, Keysers und Dietz sind die ersten Ansiedler von Fulton und Breakabeen. Weiter südlich von Breakabeen nach Gilboa zu verengt sich das Thal immer mehr. Die Berge werden zu schroffen Felsen, die oft 1500—2000 Fuß hoch sind und so nahe zusammenrücken, daß sie kaum den Schoharie durchlassen. Gilboa wurde 1764 zuerst von den deutschen Gebrüdern Diese angebaut; als Tories flohen sie aber während der Revolution nach Canada und verwirkten ihr Land. Der südöstlichste Theil des jetzigen Bezirks Schoharie ist Conesville, wo sich ebenfalls im Jahre 1764 Ulrich Richtmeyer niederließ. Als äußerste Gränzansiedlung war es aber während des Unabhängigkeitskrieges so sehr den Ueberfällen der Indianer und Tories ausgesetzt, daß es von seinen Bewohnern fast ganz verlassen wurde und erst nach dem Frieden aufzublühen anfing.

So war denn der ganze Bezirk Schoharie beim Ausbruch der Revolution von Deutschen besiedelt; ihre Farmen zogen sich, von den sieben

Dörfern ausgehend, etwa 25 bis 30 engl. Meilen im Umkreise um dieselben herum. Der Fleiß der Einwanderer verwandelte das schöne Thal in einen blühenden Garten, und überall, wohin der Fuß des Deutschen nur drang, entwickelte sich bald fröhliches Gedeihen, Zufriedenheit und Ueberfluß.





Fünftes Kapitel.

Die Deutschen am Mohawk.

Eine gute Folge hatte die Reise Weisers nach London denn doch gehabt: dem englischen Ministerium war durch seine Beschwerden die Bedeutung der deutschen Einwanderung für die Ansiedlung der new yorker Gränzbezirke klarer geworden, als durch die Berichte der königlichen Gouverneure. Es sandte deßhalb die pfälzer Bittschrift mit dem gemessenen Befehle an Burnet, denjenigen schoharier Deutschen, welche sich gehorsam gezeigt und noch kein Land erworben hätten, solches überall da anzuweisen, wo es ihnen gelegen und vortheilhaft erscheine.

Burnet war ein eben so einsichtiger und verständiger als gewissenhafter und selbstständig handelnder Mann. Er kannte die Vorzüge und Schwächen der Pfälzer, begriff sehr wohl ihr Mißtrauen, das durch die Handlungsweise Hunters erzeugt war, und bemühte sich, die Interessen der Krone mit denjenigen der Ansiedler in Einklang zu bringen. Daß diese Politik von Erfolg gekrönt wurde, ist hauptsächlich Burnets Verdienst. Er behandelte die Deutschen nicht wie eine Heerde Sklaven, über die er willkürlich schalten und walten konnte, wie Hunter es gethan hatte, sondern er wandte sich an ihre Einsicht und ihren Verstand, überzeugte sie mit Gründen und förderte durch diese einzig zweckmäßige Politik den Vortheil der Krone und der Kolonie. Kurz ehe er den vom 29. November 1720 datirten Befehl des Ministeriums erhielt, hatte er beabsichtigt, die Deutschen oberhalb der Niagara Fälle anzusiedeln und dort zugleich zu ihrem und der befreundeten Indianer Schutz ein Fort gegen die Franzosen zu bauen. Es ist also die Gegend um das heutige Buffalo herum, welche der Scharfblick des Gouverneurs als eine viel verheißende, den Indianerhandel beherrschende Niederlassung ins Auge gefaßt hatte.

„Sobald ich", schreibt er am 26. November 1720 den Lords des Handels, „die königlichen Geschenke erhalten haben werde, will ich mich

zu den Senekas begeben und ihnen mittheilen, daß ich zu ihrem Schutze gegen die Franzosen ein Fort am Niagara zu bauen und mit einer Kompagnie Soldaten zu besetzen beabsichtige. Um das Gelingen dieses meines Planes zu sichern, will ich Offizieren und Soldaten dort Land geben, ebenso den Pfälzern und Allen, die dahin gehen wollen. In wenigen Jahren kann sich die Ansiedlung selbst erhalten, da der Boden dort sehr fruchtbar ist; sie wird aber bald eine der besten in der Provinz sein, da sie den Paß beherrscht, den alle unsere Indianer passiren müssen, um zu jagen und Pelzhandel zu treiben. Wir können dann zugleich oberhalb der Fälle des Niagara eine Niederlassung gründen, wo die Schiffe gebaut werden, die zum Handel mit den an den großen Seen wohnenden Indianern dienen. Dieser Handel ist ungeheuer und wurde bisher ausschließlich von den Franzosen mit den in unserer Provinz gekauften Waaren getrieben."

Die Deutschen wollten sich aber nicht mitten unter den Indianern und über 300 engl. Meilen von ihren Landsleuten ansiedeln lassen. Dagegen baten sie den Gouverneur, ihnen unter den, Schoharie am nächsten wohnenden Indianern Ländereien anzuweisen. Burnet kam diesem Wunsche, der ganz im Einklang mit den ihm von London zugekommenen Anweisungen stand, unter der Bedingung nach, daß die Niederlassung wenigstens 80 Meilen von Albany und 40 Meilen oberhalb des Fort Hunter an der Mündung des Schoharie in den Mohawk, bei den kleinen Fällen des letztern, der jetzigen Stadt Little Falls, angelegt werden solle. Er gedachte auf diese Weise die Gränze der Provinz vierzig Meilen weiter nach Westen vorzuschieben und gab den Deutschen am 9. September 1721 die Erlaubniß, den Indianern das Land in Little Falls abzukaufen. Wenn der Gouverneur noch am 1. Oktober 1721 schrieb, daß die Pfälzer mit dieser Anordnung sehr zufrieden gewesen seien, so berichtet er dagegen am 21. November 1721 minder günstig:

„Als ich in Albany war, glaubte ich die Pfälzer auf den jüngst von den Indianern für sie gekauften Ländereien fest angesiedelt zu haben; allein ich fand sie in viele Parteien gespalten. Die Unruhestifter nährten die Zerrissenheit um so mehr, damit der größere Theil die Provinz verließe, und damit die Zurückbleibenden dann um so mehr von dem für Alle angekauften Land erhielten. Zu dem Ende sagten sie mir, daß der von den Indianern verkaufte Landstrich viel kleiner sei als an-

gegeben, und daß höchstens zwanzig Familien ihren Unterhalt dort finden könnten. Ich wies ihnen aber die Abgeschmacktheit dieser Behauptung nach, indem ich ihr Grundstück mit einem andern verglich, welches nach ihrem eigenen Zugeständniß kleiner war, keinen bessern Boden hatte und gleichwohl 130 Familien ernährte. Sobald ich aber fand, daß sie absichtlich das, was ich für sie gethan hatte, unterschätzten, dachte ich, es sei, statt streng zu sein und zu Zwangsmaßregeln zu schreiten, viel besser, zu warten, bis sie sich von selbst zur Ansiedlung dieses neuen Landstriches entschließen würden. Sechszig Familien dagegen, die für sich und getrennt von den anderen zu leben wünschten, sich auch der Regierung stets treu und anhänglich erwiesen hatten, gab ich die Erlaubniß, sich von den Indianern Land zu kaufen zwischen den gegenwärtigen englischen Niederlassungen nahe Fort Hunter und einem Theile von Canada am Canada Creek, wo sie einen um so stärkern Schutz gegen die plötzlichen Einfälle der Franzosen bilden werden, welche gerade diesen Weg wählten, als sie zuletzt die Gränzstadt Schenectady angriffen und verbrannten. Die übrigen Pfälzer haben nun seit meiner Rückkehr nach New York Einige aus ihrer Mitte zu mir gesandt und mich um Vermessung des für sie gekauften neuen Landstrichs gebeten. Diese Sendung beweist mir, daß ich Recht hatte, wenn ich bei meiner Anwesenheit in Albany nicht zu streng war. Ich finde überhaupt unter diesen Leuten wenig Dankbarkeit für die ihnen erwiesenen Wohlthaten Diejenigen, welche von meinem Vorgänger auf dem besten Lande angesiedelt sind, verketzern ihn am meisten. Ein paar verschlagene Kerle unter ihnen verleiten die Masse zu Allem, was sie wollen. Im allgemeinen sind die Pfälzer ein fleißiges und ehrliches, aber hartköpfiges und unwissendes Volk (a laborious and honest, but headstrong, ignorant people)."

Kurz, die eigensinnigen Deutschen besannen sich bald eines Besseren und ließen jeden Widerspruch fahren. Die Erwerbung des Besitztitels auf das in Aussicht genommene Land machte jetzt auch keine Schwierigkeiten mehr. Bereits unterm 9. Juli 1722 übertrugen die Indianer ohne jede Gegenleistung und aus keinem andern Grunde als weil sie ohnehin Land genug hätten und den Pfälzern und Hochdeutschen zur Gewinnung ihres Lebensunterhalts behülflich sein wollten, der Regierung einen etwa 24 engl. Meilen langen Landstrich zu

Gunsten von Konrad Weiser jr., Jakob Kopp, Johann Joseph Petri, Konrad Reichard, Nikolaus Feller, Heinrich May, A. Schmidt, Rudolf Staring, Peter Spies, Peter Wagner, Peter Konrad Kern, Jakob Werner und aller übrigen unter der new yorker Regierung stehenden Pfälzer und Hochdeutschen. Das Land lag auf beiden Ufern des Mohawk, lief, bei dem jetzigen Little Falls anfangend, von da westlich bis ans obere Ende des Garrendagaraus genannten Flusses, und hatte weder nach Norden noch Süden bestimmte Gränzen. Neben dem Wiesenland im Thale kam der Wald auf den dasselbe einfassenden Höhen so wenig in Betracht, daß die Ansiedler so viel Hochland nehmen konnten, als ihnen beliebte.

Am 17. Januar 1723 baten Johann Joseph Petri und Konrad Reichard im eignen und ihrer Landsleute Namen den Gouverneur, das von den Indianern geschenkte Land vermessen und theilweise einzelnen Deutschen anweisen zu lassen. Burnet verfügte auf diese Eingabe, daß jede Person, einerlei, ob Mann, Frau oder Kind, hundert Acker erhalten solle. Im Ganzen machten 39 Familien oder 94 Personen, darunter 22 weibliche, von dieser Vergünstigung Gebrauch, so daß bei der ersten Vertheilung 9400 Acker in den Besitz der Pfälzer gelangten. Das Dokument, in welchem jedem der Betheiligten sein Land angewiesen wurde, heißt nach dem Gouverneur das Burnetsfield Patent und ist am 30. April 1725 ausgestellt, schließt aber natürlich nicht aus, daß die Ansiedler sich schon vor dieser Zeit auf dem Lande niedergelassen haben, da sie schon von 1722 an sich im thatsächlichen Besitze desselben befanden. Die königlichen Bedingungen waren dieselben, wie bei der Verleihung aller übrigen Kolonialländereien; die Belehnten mußten eine nur nominelle Grundrente von zwei und einem halben Shilling per hundert Acker zahlen und wenigstens drei Acker von je fünfzig innerhalb drei Jahren nach dem Datum der Verleihung urbar machen.

Unter den Ansiedlern finden sich verschiedene Namen, denen wir schon auf Livingston Manor und in Schoharie begegnet sind, während wieder andere zum ersten Mal auftauchen und offenbar der Einwanderung der Jahre 1721 und 1722 angehören. Auf der Südseite des Flusses lassen sich u. A. die Dachstedter nieder, die schon am Hudson gewohnt hatten; die Herckheimer, welche als Erghemars aufgeführt

werden und erst vor kurzem über den Ozean gekommen sein müssen, die Feller, Helmer, Orendorf, Pellinger, Reichard, Spies, Weber und Wohlleben; auf der Nordseite die Biermann, Baumann, Demuth, Heger, Helmer, Kast, Kunz, Lent, Pell, Petri, Schuhmacher und Staring.

Die bisherigen englischen Gouverneure von New York hatten die Pflege guter Beziehungen zu den Indianern sträflich vernachlässigt oder, von anderen drängenderen Sorgen in Anspruch genommen, nicht ins Auge gefaßt. Burnet war der erste, welcher die Bedeutung des Indianerhandels für die Blüthe der Kolonie und die aus seiner Monopolisirung hervorgehende politische Suprematie der Franzosen mit staatsmännischer Einsicht beurtheilte und dem entsprechend handelte. Die sechs Nationen, welche damals das ganze nördliche und westliche New York beherrschten, hatten, so treu sie bisher auch den Engländern gewesen waren, in letzter Zeit doch eine bedenkliche Hinneigung zu den Franzosen verrathen, welche im Allgemeinen ihre wilden Bundesgenossen besser zu behandeln, mehr auf sie einzugehen und dauernder an sich zu fesseln wußten.

Der im achtzehnten Jahrhundert in Amerika kolonisirende und Handel treibende Romane vermischt sich überhaupt leicht mit dem Indianer, lernt seine Sitten und Sprache und fühlt sich in den Armen einer Squaw eben so glücklich, wie im Besitz einer weißen Frau. Fast bedürfnißlos lebt er friedlich unter den Eingeborenen, und statt sie sich zu unterwerfen, statt ihnen seinen Willen aufzuzwingen, paßt er sich mit einer gewissen Vorliebe dem wilden Leben der Prairie und des Waldes an. Neue Ideen, höhere Anschauungen trägt er nicht unter sie, es sei denn der Katholizismus, der mit seiner Musik und seinem äußern Pomp, seinen bunten Gewändern und seinem Weihrauch einen größern sinnlichen Eindruck auf die Indianer macht, oder daß er Sonntags nach dem Gottesdienst mit ihnen nach der Fidel tanzt und alltäglich aus derselben Branntweinflasche mit ihnen trinkt. Nicht einmal ein festes und solides Blockhaus baut sich der Franzose unter seinen rothen Freunden, sondern begnügt sich damit, ein paar Pfähle in die Erde zu schlagen und sie mit Fellen oder Baumrinde zu bedecken. Seine Hütte steht in der Mitte zwischen dem Indianer-Wigwam und dem Blockhaus der Germanen, sie bildet kaum den Uebergang von

jenem zu diesem. Diese fröhlichen und von der Hand in den Mund lebenden europäischen Abenteurer sind äußerst brauchbare Pelzhändler oder bilden eine höchst werthvolle Besatzung für ein in der Wildniß gelegenes Fort, aber den Kontinent vermögen sie dem wilden Manne und der wilden Natur nicht abzuringen. Anders der Germane. Stolz und bewußt tritt er, vom ersten Augenblick seiner Landung an, dem Indianer als Herr und Gebieter gegenüber, und nur ausnahmsweise läßt er sich von der Noth Zugeständnisse abzwingen, welche die Romanen den Rothhäuten entgegenzubringen pflegen. Wohin er dringt, da giebt es Blutvergießen und Krieg, bis der Wilde vernichtet oder vertrieben ist, da wird mitleids- und erbarmungslos der feste Grund zur Herrschaft der Zivilisation gelegt. Der Deutsche ist milder und gerechter in seinem Wesen, als der Engländer, er entzweit sich nur in der äußersten Noth mit den Indianern und behandelt sie wenigstens äußerlich stets wie seines Gleichen; aber in der ganzen Chronik der deutschen Ansiedlungen sind nur zwei Fälle verzeichnet, daß Deutsche Indianerinnen geheirathet haben. Und in einem dieser Fälle haben wir es mit dem Herrnhuter Friedrich Post zu thun, der durch seine Heirath größern Einfluß auf die sechs Nationen zu gewinnen suchte und in der That auch erlangte.

Burnet nun kam es vor allem darauf an, den bisher zwischen Montreal und Albany von den Franzosen betriebenen Handel zu verhindern, ihn dagegen den englischen Ansiedlern durch die Freundschaft mit den Indianern zuzuwenden oder wenigstens durch seine Ausbeutung die Franzosen zu schwächen. Am St. Lorenz saßen diese zu fest; in der Richtung dahin konnte er also nicht mit ihnen wetteifern. Er suchte deßhalb den Handel von Montreal fortzuziehen, belegte ihn für alle New Yorker mit harten Strafen und richtete seine Aufmerksamkeit auf die großen westlichen Seen, um wo möglich den ganzen Verkehr mit den Indianern in New York zu konzentriren. Zu diesem Zwecke hatte er schon 1722 an der Mündung des Oswego Flusses in den Ontario See den Handelsposten Oswego angelegt. Weiter im Westen wollte er noch am Niagara ein Fort bauen und dort u. a. auch, wie wir oben gesehen haben, die Pfälzer ansiedeln; diese dienten aber auch jetzt seinen politischen Zwecken, indem er am westlichen Eingang des Mohawk Thals, dem Ausgangs- und Endpunkte der nach Norden und Westen

führenden Indianerpfade und Handelswege, ihre erste größere Niederlassung gründete.

Little Falls, deren bedeutendster Punkt, war nach Westen hin etwa vierzig Meilen von der letzten größern Ansiedlung der Weißen entfernt. Es wurde besonders wichtig durch die hier vom Mohawk gebildeten Stromschnellen, welche den Handel des ganzen Thales beherrschten und die Händler zwangen, ihre Waaren umzuladen oder ihre Boote über Land auf die andere Seite zu tragen. Diese „kleinen Fälle" sind zwar nicht so bedeutend als die großen Fälle des Mohawk bei Cohoes, nicht weit von seiner Mündung in den Hudson oberhalb Troy; allein ihr Besitz ist deßhalb wichtiger für den Verkehr, weil bei ihnen die einzige Handelsstraße durch das Thal unterbrochen wird, während die großen Fälle bei Cohoes schon in der Ebene liegen und verschiedene Parallelstraßen haben.

Diese Niederlassung würde aber in der Luft geschwebt und schwerlich dem ersten feindlichen Anprall widerstanden haben, wenn sie nicht im Rücken durch eine Kette anderer Ansiedlungen gedeckt worden wäre. Wir sahen oben im Briefe Burnets vom 21. November 1721, daß er sechszig pfälzer Familien, denen er besonders gewogen war, die Erlaubniß gab, sich zwischen Fort Hunter (dem jetzigen Tribes Hill) und dem Ost-Canada Creek von den Indianern Land zu kaufen. Diese etwa 25 englische Meilen lange Strecke stellte die Verbindung zwischen den östlichen holländisch-englischen Gränzbezirken und Albany und Schenectady, sowie der neuen deutschen Kolonie bei Little Falls her, so daß nunmehr eine den Fluß entlang laufende Linie von Niederlassungen gewonnen war, die sich mitten in das Indianergebiet hinein erstreckte. Die deutschen Ansiedlungen zogen somit einen doppelten Gürtel um die östlicher gelegenen holländisch-englischen Niederlassungen, und die äußersten Vorposten bei Little Falls und German Flats (dem heutigen Herkimer) erlangten, wenn auch keine Stütze, so doch wenigstens Fühlung mit den in ihrem Rücken gelegenen Nachbarn.

Wir haben es hier natürlich nicht mit den älteren Gemeinwesen zu thun, die sich auf die beiden gleichnamigen heutigen Bezirke Albany und Schenectady nebst dem östlichen Theil des heutigen Bezirks Montgomery beschränkten. Für uns kommen nur die westlicher gelegenen deutschen Kolonien in Betracht, denen die gefährlichste und verant-

wortlichste Aufgabe bei der Ausdehnung des englischen Machtgebietes zugewiesen war. Den Mohawk entlang von Osten nach Westen vorschreitend, ist die östlichste Ansiedlung fast ganz in dem jetzigen Bezirke Montgomery enthalten, während, wie oben erwähnt, die westlichste im jetzigen Bezirke Herkimer liegt und nach Westen noch etwas darüber hinausgeht. Fort Hunter ist ihr östlichster Ausgangspunkt, und bei Frankfurt, etwa 50 Meilen weiter westlich, findet sich ihr Endpunkt. Die ganze Länge des Mohawk von Schenectady bis Frankfurt beträgt etwa 70 englische Meilen; die Deutschen also hatten mehr als zwei Drittel dieser langen Linie gegen Franzosen und Indianer zu schützen und zu bewahren. Ueberall rechtfertigten sie fortan das in sie gesetzte Vertrauen und dankten der Regierung für die verhältnißmäßig geringe Landschenkung durch den wirksamen Schutz, welchen sie zu allen Zeiten den östlichen Niederlassungen gewährten. Während des ganzen achtzehnten Jahrhunderts waren sie der starke Wall gegen das Andringen der Feinde.

Das Mohawk Thal ist eine der reizendsten und malerischsten Landschaften in dem an Naturschönheiten so reichen Staate New York. Wer diese gesegneten Gefilde jetzt mit der Central Eisenbahn in wenigen Stunden durcheilt und an wilden Schluchten und schroffen Felsen, saftigen Matten und reichen Feldern vorüberfliegt, der vergegenwärtigt sich wohl schwerlich, daß noch keine fünf Geschlechter dahin gegangen sind, seit die tapferen deutschen Bauern sich in der damals ungebrochenen Wildniß dieses herrlichen Thals niederließen und es zoll- und fußweise, mit der Pflugschaar und dem Schwerte kämpfend, den feindlichen Indianern und Franzosen abrangen. Der Fluß rauscht und schäumt wild über Felsen dahin; hier verengt sich das Thal, dort breitet es sich zu beiden Seiten desselben wieder aus. Oft treten die Felsen so dicht an den Mohawk heran, daß kaum Raum für die Straße übrig bleibt; dann wieder schweift der Blick über grüne Wiesen und fruchtbare Ackerfelder. Die Landschaft wechselt mit jeder Windung des Flusses; fast jede Viertelstunde thut sich vor dem Beschauer ein neues, in sich abgeschlossenes Bild auf. Das eine wetteifert mit dem andern an schroff-wilder romantischer Schönheit, an idyllischem Reiz und kräftigem Behagen; aber in ihrer Art sind sie alle schön.

Auf diesem herrlichen, aber wilden, unangebauten Fleck Erde also, in diesen zuvor kaum vom Fuß eines Weißen betretenen Wäldern,

welche damals noch der gellende Kriegsruf des Indianers durchdrang, siedelte Gouverneur Burnet unsere Landsleute an. Man kannte das Land so wenig, und dieses hatte so unbestimmte Gränzen, daß man es politisch zu Canada rechnete. Feste Wohnplätze waren natürlich westlich von Fort Hunter nirgends vorhanden. Nur am Flusse hatten die Mohawks drei sogenannte Festen, rohe Erdwerke mit massiven achteckigen Blockhäusern, erbaut, welche den sich hier sammelnden Indianern Schutz gegen auswärtige Feinde boten. Die unterste Feste (lower castle) stand bei Fort Hunter an der Mündung des Schoharie, die mittlere (middle castle) weiter westlich beim jetzigen Fort Plain an der Mündung des Olsquago in den Mohawk, während die obere Feste (upper castle), das heute noch sogenannte Indian castle in der Gemeinde Danube, auf der Südseite des Flusses lag.

Den Weg ins Mohawk Thal fanden die deutschen Ansiedler einerseits den Schoharie und andrerseits den Hudson entlang. Die Bewohner von Schoharie hatten es näher und bequemer. Sie konnten die etwa 25 engl. Meilen lange Entfernung von dort bis Fort Hunter fast in einem Tage zurücklegen. Wie sie in Folge ihrer Streitigkeiten mit den Landeigenthümern in Schoharie veranlaßt waren, sich von der Regierung die Besitzanweisung der schönen Ländereien zu erbitten, so ließen sie sich jetzt auch zuerst im Thale nieder. Es dauerte aber auch nicht lange, bis der Ruf von dem fruchtbaren Lande, welches dort umsonst zu haben war, nach Livingston Manor drang. Schon 1724, als die Vermessung von Germantown stattfand, zogen zehn Familien nordwärts an den Mohawk, ihnen folgten andere, und auch von den neuen Einwanderern des Jahres 1722 schlossen sich ihnen viele an. Während die Ansiedler am Schoharie und Hudson verhältnißmäßig wenig Land (höchstens 100 Acker per Familie) hatten und neues nur für schweres Geld dazu kaufen konnten, erhielten die, welche sich am Mohawk niederließen, in dessen schwerem, fruchtbarem Thalboden je 100 Acker umsonst und konnten sich leicht aufs doppelte und dreifache ausdehnen. Rechnet man auf eine deutsche Familie nur fünf Personen — und gewöhnlich waren ihrer mehr — so hatte sie ohne die mindeste Schwierigkeit ein Besitzthum von 500 Ackern; dazu kam aber noch die freie Benutzung der Weide und des Waldes auf den Höhen, die das Thal einfassen.

Kein Wunder also, daß die Pfälzer sich an den Mohawk drängten. Denn den Landreichthum hält der deutsche Einwanderer noch heute für das höchste und kostbarste Gut; er giebt Alles dahin und begeht selbst die größten ökonomischen Dummheiten, nur um recht viel Land sein zu nennen. Zu Hause hatte er kaum eine dürftige Scholle; aber kaum in Amerika angekommen, geht sein Ehrgeiz dahin, wo möglich eine Farm, größer als das größte Schulzengut seines heimathlichen Dorfes, zu besitzen. Selbst die deutschen Handwerker in den großen amerikanischen Städten legen ihre ersten Ersparnisse in einem in der Nähe gelegenen Bauplatz an, Sonntags besucht ihn die ganze Familie, besichtigt ihn zum zehnten und hundertsten Male von allen Seiten, und geht mit dem stolzen Bewußtsein nach Hause, Grundeigenthümer zu sein. Es ist der alte Grundzug im Charakter unseres Volkes, der Drang nach persönlicher Unabhängigkeit, welche ihm nur in Gestalt der Seßhaftigkeit erreicht zu sein scheint. Der Verfasser dieser Geschichte hörte einst in einer der Vorstädte von New York einen amerikanischen und einen deutschen Jungen die Vorzüge ihrer beiderseitigen Väter preisen. „Mein Vater", rief der Amerikaner, „hat ein Konto in der Bank"; „das ist noch nichts", erwiderte der deutsche Junge, „ein Bank-Konto kann jeder Schwindler haben, aber mein Vater ist ein solider Mann, der hat ein Haus und zwei Lots (Bauplätze)."

Es war also nichts natürlicher, als daß in den zwanziger Jahren des vorigen Jahrhunderts der Strom der Einwanderung in das Mohawk Thal immer mehr anschwoll und dasselbe im Laufe der Zeit ganz anfüllte. Die ersten Ansiedler sind den Schoharie entlang gezogen und haben sich in dem westlichen Winkel niedergelassen, den dieser Nebenfluß durch seine Vereinigung mit dem Mohawk bildet. Derselbe umfaßt die heutigen Towns Glen, Root und Canajoharie im Bezirke Montgomery. Das zwischen Mohawk und Schoharie gelegene Land in Glen wurde von 1722 bis 1726 in zehn verschiedenen Patenten an Ansiedler verliehen. Unsere Quellen sagen nur im allgemeinen, daß sich, wie das auch aus der damaligen Lage unserer Landsleute hervorgeht, viele Deutsche unter ihnen befanden, ohne uns Einzelheiten über ihre Namen, Schicksale und Ansiedlungen zu geben. Glen gegenüber dagegen, in der Nähe des Forts Hunter, des jetzigen Tribes Hill, werden

einzelne deutsche Familien schon um 1725 erwähnt. Die Dachstädter, Hansen und Fischer ließen sich dort u. a. auf demselben Grunde nieder, auf welchem die ersten französischen Jesuiten etwa hundert Jahre vorher von den Indianern ermordet worden waren. Von Schoharie aus uns westlich nach dem Mohawk wendend, finden wir in der Gemeinde Root die erste größere deutsche Niederlassung im jetzigen Yatesville auf der Südseite des letztgenannten Flusses. Als ihre Gründer werden Jakob Diefendorf, Rudolf Keller, David und Friedrich Lutz und Jakob Lainer genannt. Die Ansiedler waren zahlreich genug, um während des ganzen vorigen Jahrhunderts einen deutschen Lehrer zu unterhalten. Ebenso früh begegnen wir weiter westlich in Canajoharie deutschen Ansiedlern. Bereits 1724 treten dort die Familien Diefendorf, Kraus, Baumann, Dillenbach, Lieber und Fuchs auf. Der Ort der ersten Ansiedlung liegt unmittelbar am Mohawk, südlich von Palatine Bridge, jener Station der new yorker Central-Eisenbahn, von welcher aus man jetzt nach dem Bade Sharon fährt. Von Canajoharie dehnten sich die deutschen Niederlassungen zur selben Zeit auf dem linken Mohawk Ufer aus; eine der bedeutendsten derselben war Stone Arabia, oder wie die Deutschen es nannten, Stonrabi. Im vorigen Jahrhundert hieß der ganze Bezirk so; jetzt heißt er, auf seine Anfänge hindeutend, Palatine. Stone Arabia war der natürliche Mittelpunkt zwischen den Ansiedlungen von Schoharie und den weiter westlich gelegenen bei Herkimer. Während des ganzen vorigen Jahrhunderts fanden die lebhaftesten Beziehungen zwischen den Bewohnern der genannten und aller dazwischen gelegenen Ortschaften statt. Die dortige deutsche Kirche ist selbst älter, als die in Schoharie, indem sie bereits 1739 erbaut wurde. Gerade in Stone Arabia ließen sich viele Schoharier nieder. Am 19. Oktober 1723 verlieh der Gouverneur Burnet 12,000 Acker an Johann Christian Gerlach u. A. Sie bildeten die sechszig loyalen Familien, welche der Gouverneur in seinem oben angeführten Schreiben erwähnt. Wir finden unter den dortigen Ansiedlern die uns bereits bekannten Namen Gerlach, Lawyer, Frey, Casselmann, Schnell, Fink, Erhard, Seibert, Ingold, Fuchs, Pfeiffer und Becker. Natürlich wurden diese Beziehungen durch Heirathen erhalten und erweitert, zumal da bis zum Ausbruch der Revolution die Kluft zwischen den Deutschen und den älteren holländischen und englischen Ansiedlern

noch sehr groß war. Der Pfarrer von Schoharie hielt regelmäßig in Stone Arabia Gottesdienst. Erst 1782 tritt dort der erste englische Schullehrer auf; bis dahin war der Unterricht und die Sprache ausschließlich deutsch gewesen. Von hier schritten die deutschen Ansiedlungen naturgemäß den Fluß entlang weiter westlich vor. Wilhelm Fuchs ließ sich bei der sogenannten Palatine Church nieder, und Christian Fuchs errichtete dort später die erste Kornmühle; Peter Wagner (Waggoner) baute sich noch weiter westlich an. Die Bezirke, welche die Entfernung zwischen Palatine Church und Little Falls auf der nördlichen Seite des Flusses bezeichnen, heißen Oppenheim und Mannheim und weisen schon durch ihre Namen den Ursprung ihrer ersten Ansiedler nach. Oppenheim wurde wahrscheinlich von einem angesehenen spätern Deutschen des Thales, Dr. Petrie, so genannt, welcher aus der pfälzischen Stadt gleichen Namens war. Jetzt heißt der südlichste am Fluß gelegene Theil von Oppenheim St. Johnsville. Unter seinen ersten Einwohnern finden wir die Namen Hillebrandt, Zimmermann, Gethmann, Riepen, Wallrath und Klock. Heinrich Heiß (Hayes) war der erste deutsche Lehrer; erst 1792 konnte ein Irländer, Lot Ryan, eine englische Schule anfangen. Christian Klock baute hier 1756 die erste deutsche Kirche, deren erster Pastor der später nach Herkimer berufene Rosenkrantz und dessen Nachfolger Johann Heinrich Disland war. Mit Oppenheim und Mannheim korrespondirend, finden wir auf der südlichen Seite des Flusses die Gemeinden Minden und Donau. Minden in Westfalen war, nachdem die dortige Schlacht (1758) mit einer empfindlichen Niederlage der Franzosen geendet hatte, einer der populärsten Namen in den Kolonien und wurde verschiedenen neuen Ansiedlungen beigelegt. Dieser Umstand schließt nicht aus, daß die Gegend schon früher von Deutschen angebaut war; er zeigt nur, daß sie sich unmittelbar nach dem siebenjährigen Kriege dichter bevölkerte und zur Unterscheidung von anderen Ortschaften einen Namen beilegen mußte. Die Namen der Einwanderer Diefendorf, Wagener, Groß, Keller, Schmidt beweisen sogar, daß Minden mit zu den ältesten deutschen Ansiedlungen gehörte. Auch hier war Heinrich Heiß der erste Lehrer; er hat also auf beiden Seiten des Flusses Unterricht ertheilt. Die erste Mühle wurde von Isaak Landmann angelegt, der seinen Namen in Isaak Countryman übersetzte. Spätere Niederlassungen mehr im Innern

gelegen sind Heßville und Freysbusch. Die weiter westlich gelegene Gemeinde Danube, die wie das gegenüberliegende Mannheim nach der heutigen politischen Eintheilung zum Bezirk Herkimer gehört, vollendet auf der Südseite des Mohawk die Verbindung mit Little Falls und wird im Laufe der Zeit besonders als Wohnsitz der bedeutendsten Familien, vor allem als Heimath des Generals Herckheimer wichtig.

Wir haben somit eine fortlaufende Kette von deutschen Ansiedlungen, die von mehr als vierzig engl. Meilen Länge sich zu beiden Seiten des Mohawk von Fort Hunter bis Herkimer erstreckt. Bereits um die Mitte des vorigen Jahrhunderts berechnet man die Zahl der in diesem Theile des Thales vorhandenen Häuser auf fünfhundert, so daß sich daraus annähernd eine Gesammtbevölkerung von 2500—3000 Einwohnern ergiebt. Natürlich war der Landbau die Hauptbeschäftigung der großen Mehrzahl der Deutschen. Viele von ihnen trieben aber, wie ausdrücklich erwähnt wird, einen einträglichen Handel mit den Indianern, indem sie diesen gegen Pulver und sonstige Bedürfnisse ihre Pelze abkauften und zu dem Ende bis an die äußersten Gränzen des Indianergebiets, nach Oswego und Niagara, vordrangen. Wir machen wohl keinen Fehlschluß, wenn wir bei den im Verlaufe unsrer Geschichte als besonders vermögend und einflußreich hervortretenden Pfälzern die Quelle ihres höhern Ansehens und Einflusses in ihrem durch den Indianerhandel erworbenen, verhältnißmäßig größern Reichthum suchen.

Während und unmittelbar nach dieser Zeit wurden verschiedene Anläufe gemacht, eine größere, namentlich deutsche Einwanderung an den Mohawk zu ziehen; allein sie scheiterten auch jetzt wieder an der Unschlüssigkeit und Habgier der Kolonialregierung.

Gouverneur Cosby hatte 1734 einen gedruckten Aufruf an alle europäischen Protestanten erlassen, worin er sie unter Auseinandersetzung der außerordentlichen örtlichen Vortheile zur Ansiedlung im Norden von New York aufforderte und den ersten fünfhundert Familien je zweihundert Acker Land gegen eine nur nominelle Grundrente versprach. Er rechnete vor allem auf deutsche Ansiedler, welche er zur Gewinnung von Hanf zu verwenden dachte. Dieser Aufruf wurde in England, Schottland und Holland verbreitet und zugleich ins Deutsche übersetzt, um deutsche Auswanderer anzuziehen. Diese zogen aber,

durch die traurigen Erfahrungen ihrer 1710 ausgewanderten Landsleute mißtrauisch gemacht, Pennsylvanien vor, trotzdem, daß in New York das Land bedeutend besser und wohlfeiler war. Zwei Jahre später suchte Philipp Livingston, der würdige Sohn des uns bereits bekannten Robert Livingston, die Sache zu seinem persönlichen Vortheil auszubeuten und die Deutschen an der von Cosby ausgesuchten Stelle am Canada Creek und Mohawk anzusiedeln. Er wußte von seinem Vater, welche glänzenden Geschäfte sich mit den armen Einwanderern machen lassen, wenn man sie nur gehörig zu pressen und zu rupfen versteht, und bat deßhalb 1736 in Gemeinschaft mit einem gewissen Storke um lastenfreie Ueberlassung einer bedeutenden Landstrecke. Natürlich würde er den Deutschen, die sich darauf niedergelassen hätten, höchstens ein Viertel der für jede Familie bestimmten 200 Acker gegeben und auf diese Weise sich nicht allein ein ausgedehntes, sondern durch den Anbau auch werthvolles Besitzthum gesichert haben. Der Gouverneur wies Livingston aber ab, weil dieser sich nicht einmal zur geringsten Gegenleistung verpflichten wollte; zugleich hoffte er immer noch, daß die Deutschen sich direkt an ihn wenden möchten; sie blieben aber aus oder kamen nur vereinzelt.

Wie sehr recht sie daran thaten, den liberalen Versprechungen nicht zu trauen, bewies ein paar Jahr später die schnöde Behandlung des schottischen Kapitains Laughlin Campbell, welchem 10,000 Acker für 100 am George See anzusiedelnde protestantische Familien versprochen waren. Campbell glaubte den Worten der Kolonialregierung und brachte in den Jahren 1739 bis 1741 im ganzen 83 Familien herüber, bestehend aus 423 Erwachsenen und einer großen Anzahl Kinder. Allein unter dem Vorwande, daß er die bestimmte Zahl nicht vollständig geliefert habe, erhielt er keinen Heller für seine Bemühungen und Auslagen. Inzwischen hatte Gouverneur Cosby seinem Nachfolger Clarke Platz gemacht. Dieser und seine Räthe machten die Erfüllung des Vertrages von einer vortheilhaften Betheiligung an demselben abhängig. Campbell war zu stolz, zu ehrlich und zu sehr von seinem Rechte überzeugt, als daß er sich zu einem Handel herabgelassen hätte, er wies verächtlich jedes Zugeständniß zurück und starb — ein Opfer der Habsucht der Lenker der Provinz! — in Elend und Armuth.

Dauernde Ruhe und behagliches Gedeihen war aber den ersten Ansiedlern nicht gegönnt. Nach Jahre langen Kämpfen und Entbehrungen hatten sie kaum angefangen, sich der Segnungen des Friedens und der Früchte ihres unverdrossenen Schaffens zu erfreuen, ihre Kinder waren gerade herangewachsen, um die Hülfe und Stütze ihrer Eltern bei der Arbeit zu sein, als der sauer errungene Wohlstand durch den zwischen Engländern und Franzosen ausgebrochenen Krieg bedroht und theilweise mit roher Faust zerstört wurde. Seinen grausamen und mörderischen Charakter erhielt dieser von 1744—1748 wüthende, sogenannte König Georgs Krieg durch die Indianer, welche jeder der streitenden Theile als Bundesgenossen für sich zu gewinnen suchte. An sich waren die europäischen Gegner so schwach, daß sie kaum gegen einander hätten ins Feld rücken können, weßhalb sie sich um so mehr auf die Freundschaft der eingebornen Wilden angewiesen sahen. Den Engländern war es bisher zwar gelungen, die sechs Nationen auf ihrer Seite zu behalten, jetzt fingen diese aber an zu schwanken und sich den Franzosen zuzuneigen, da diese sie als Ebenbürtige behandelten und durch größere Vortheile an sich zu fesseln wußten. 1744 hatten die Franzosen nicht weniger als zwölf Sendlinge unter den Senekas, um sie auf ihre Seite zu bringen, und damals war es nur dem großen persönlichen Einfluß des englischen Indianer-Agenten, des spätern Baronets und Generals William Johnson, zu danken, daß die Indianer der englischen Krone treu blieben. Im nächsten Jahre gelang es, wie wir im letzten Kapitel gesehen haben, den Bemühungen Konrad Weisers, deren Erbitterung ob der vielfach an ihnen verübten Ungerechtigkeiten zu besänftigen und sie von dem beabsichtigten Anschluß an Canada abzuhalten. Trotz alledem kamen vereinzelte Ueberfälle der vereinsamten Ansiedlungen vor. Der gute Viehstand und Haushalt der Ansiedler reizte die Beutegier der Indianer, welche in dieser Beziehung keinen sehr großen Unterschied zwischen Freund und Feind zu machen pflegten. Mehr als ein Deutscher wurde während des Krieges skalpirt oder am Wege erschossen gefunden. So groß war die Unsicherheit, daß alle Häuser im Thal, so gut es gehen wollte, befestigt waren, und daß der friedliche Bauer, um gegen einen plötzlichen Ueberfall gesichert zu sein, mit dem Gewehr über der Schulter oder dem Schwert an der Seite seinen Acker bestellte.

Im Jahre 1746 drangen die Franzosen und Indianer, von einem Jesuiten Peter Coeur geführt, durchs Thal bis nach Albany und Schenectady vor, zerstörten oder raubten, was sie fanden, tödteten oder skalpirten, wer ihnen in den Weg kam, und verübten jede nur denkbare Schandthat. Die Bewohner des Thals kamen dies Mal noch mit dem Schrecken davon; nur wenige Unvorsichtige fielen dem Feinde in die Hände, der mit Recht in den Städten reichere Beute erwartete und deßhalb sich bei den Bauern nicht unnöthig aufhielt.

Der Aachener Frieden von 1748 machte auch den Feindseligkeiten in diesem Theile Amerika's ein Ende, zugleich aber trug er die Keime neuer Kämpfe in sich, da er keins der außereuropäischen streitigen Verhältnisse bestimmt erledigt hatte. Von Deutschland waren die Ansiedler des Mohawk Thales geflohen, um den Erpressungen und Mißhandlungen der Franzosen zu entgehen, und in Amerika hatten sie vom deutschen Nationalfeinde wo möglich noch grausamere Ungebühr und Bosheit zu erdulden. Der Mensch kann sich nun einmal nicht den höchsten Interessen und Kämpfen seiner Zeit entziehen, sondern wird in ihren Dienst gezwungen, er mag wollen oder nicht. Wie die Glaubenskriege der Reformation am St. Lorenz und St. John ihren Widerhall fanden, so wurden jetzt auch die deutschen Bauern im Thal mit in den Kampf verwickelt, durch dessen glückliche Beendigung die germanische Selbstregierung für immer die französische Autokratie aus Amerika verdrängte.

Kaum sechs Jahre waren nach dem Friedensschluß von 1748 vergangen, als zwischen Engländern und Franzosen der große Entscheidungskampf um die Herrschaft über Amerika ausbrach. Der Krieg, welcher in Europa der siebenjährige hieß, führte schon 1754 in der westlichen Wildniß, an den äußersten Gränzen der Zivilisation, die beiden Nebenbuhler ins Feld. Bisher waren die Deutschen von seinen Gräueln verschont geblieben. Sowohl das vom Gouverneur Burnet an der Mündung des Oswego in den Ontario See erbaute Fort Oswego, als auch die Befestigungen bei dem heutigen Rome hatten die Franzosen verhindert, ins Mohawk Thal einzubrechen. Im Jahre 1756 fiel aber Fort Oswego, und ebenso wurden auch die unbedeutenden Befestigungen am Wood Creek und obern Mohawk von den Franzosen zerstört. Dem Feinde stand jetzt kein Hinderniß mehr außer Rome ent=

gegen, und er konnte es umgehen, wenn er durch die Wildniß am Black River vorrückte und östlich vom heutigen Utica, dem damaligen Fort Stanwix, das Thal erreichte.

Ein französischer Kapitain, Belletre, war der Erste, der an der Spitze von etwa 300 Mann Canadiern und Indianern auf diesem Wege nach den German Flats, dem jetzigen Herkimer, gelangte und am 12. November 1757 ganz unerwartet die dortige Niederlassung überfiel. Dieselbe lag zwischen der Gabel, welche die Mündung des West-Canada Baches in den Mohawk bildet, und umfaßte, vom Mohawk nach Norden bis zum genannten Bache in ziemlich gerader Linie fortlaufend, 31 Häuser, an deren Mitte, nach Osten zu, sich unmittelbar die Kirche und das Pfarrhaus anschlossen. Gerade der Mündung des West-Canada Baches gegenüber und auf der Südseite des Mohawk, etwa eine englische Meile vom jetzigen Flecken Herkimer entfernt, lag das befestigte herckheimer'sche Haus und ein paar Schritte davon nach Westen hin das Fährhaus. Sonst gab es damals in der ganzen Nachbarschaft nur noch zehn Häuser, von denen zwei nach Little Falls zu auf der Südseite des Mohawk, die übrigen acht aber in ziemlich gleichmäßigen Zwischenräumen vom nördlichen Mohawk Ufer aus an der linken Seite des West-Canada Baches hinaufliefen.

Leider war nicht die mindeste Vorsichtsmaßregel gegen den Ueberfall getroffen. Der in Albany kommandirende General Abercrombie hatte trotz aller Aufforderungen Sir William Johnsons, des königlichen Indianer-Agenten im Thal, weder Truppen an die bedrohten Punkte, vor allen Fort Herkimer, geschickt, noch die Bewohner selbst gewarnt. Johnson, der sonst unermüdliche Vertreter der Interessen der Ansiedler, lag an der Gicht krank zu Hause, und die Deutschen selbst, welche, wie es heißt, rechtzeitig von den Indianern auf die ihnen drohende Gefahr aufmerksam gemacht waren, hatten sie aus Leichtsinn und Sorglosigkeit unterschätzt. Sie fürchteten den Feind nicht, er würde es nicht wagen zu kommen, sollen sie dem Indianer geantwortet haben, der ihnen schon vierzehn Tage vor dem Ueberfall den Plan der Franzosen mittheilte. Kurz, Belletre gelangte am 11. November Nachmittags ohne jedes Hinderniß bis in die unmittelbare Nähe der German Flats. Er verbarg sich eine halbe Stunde nördlich davon im Walde und fiel in der Nacht des 12. gegen 3 Uhr Morgens

über die nichts Böses ahnenden Ansiedler her. Sofort brachen die Indianer mit wildem Kriegsgeschrei in die Häuser ein, rissen die noch schlafenden Bewohner aus den Betten, skalpirten Weiber, Kinder und Männer und trieben die, welche ihrem ersten Angriff entronnen waren, im bloßen Hemd ins Freie, wo die Franzosen die Arbeit ihrer wilden Bundesgenossen fortsetzten und Alle niedermetzelten, welche nicht schnell genug fliehen konnten. Es war eine grausame Schlächterei. Anfangs wehrten sich die unglücklichen Männer tapfer. Als sie aber sahen, daß jeder Widerstand bei der Uebermacht des Feindes vergeblich sei, ergaben sie sich auf Gnade und Ungnade; allein trotzdem wurden die Häuser sammt und sonders niedergebrannt, die Pferde der Ansiedler mitgenommen und ihr Vieh vertrieben oder getödtet. Man rechnet über 40 Todte und an 102 Gefangene. Der Pfarrer Rosenkrantz hatte sich mit einigen Gemeindegliedern kurz vor dem Angriff ins Fort auf der Südseite des Flusses geflüchtet und entkam auf diese Weise: ein paar andere ertranken, als sie denselben durchschwimmen wollten. Es ist noch der ruhmredige Bericht Belletre's erhalten, in welchem er seinen wohlfeilen Triumph wahrhaft lächerlich übertreibt. Er will 1500 Pferde, 3000 Schaafe und 3000 Stück Rindvieh, ferner an Mobiliar, Waaren und baarem Geld an anderthalb Millionen Livres erbeutet haben; außerdem behauptet er noch für 80,000 Livres Werth in Juwelen und Kleidern vorgefunden zu haben. Aber selbst auf englischer Seite wurde der Verlust, den die Ansiedler erlitten, auf 50,000 Dollars berechnet, wonach auf jedes Haus mehr als 1000 Dollars fallen würden, eine für die damaligen Zeiten und Verhältnisse ungeheure Summe und ein rühmlicher Beweis für die Wohlhabenheit der Geplünderten.

Belletre wagte dies Mal nicht, das auf der Südseite des Flusses gelegene befestigte Haus Herckheimers anzugreifen, weil er glaubte, daß es eine Besatzung von 350 Mann habe, während es in der That ganz von Vertheidigern entblößt war; er zog sich also ohne Verlust auf seiner Seite wieder nach Canada zurück, wohin er seine erst im folgenden Jahre wieder ausgelösten Gefangenen mitschleppte.

Indessen war der Kelch der Leiden für die armen Bewohner der German Flats noch nicht geleert. Im Frühjahr 1758 kam der Feind verstärkt wieder und griff die Niederlassungen auf der Südseite des

Mohawk an. Dieses Mal hatten sich aber die Ansiedler besser vorgesehen und waren auf die Ankunft der Franzosen vorbereitet. Kapitain Nikolaus Herckheimer leitete die Vertheidigung und schickte eine Kompagnie berittener Jäger aus, welche den ins Fort flüchtenden Bewohnern behülflich waren oder die entfernteren dem feindlichen Angriff ausgesetzten Häuser vertheidigen halfen. Am 30. April 1758, gegen 4 Uhr Nachmittags, griffen die Franzosen mit ihren indianischen Bundesgenossen die Wohnungen in der Nähe des Forts an. Etwa dreiunddreißig Personen wurden getödtet, dagegen verlor der Feind auch fünfzehn Todte. An das Fort selbst wagte sich derselbe nicht heran, weil er es gut vertheidigt fand, desto ungestrafter verwüstete er dagegen die preisgegebenen Häuser. Einzelne Ansiedler, welche sich nicht früh genug in Sicherheit bringen konnten, wurden unterwegs überrascht und niedergemacht. Ein Zug Flüchtlinge hatte gerade Halt gemacht und wurde von den Indianern überfallen. Die Fuhrleute waren aber nicht gewillt, sich ohne Kampf zu ergeben. Sie flüchteten also in den obern Stock des Hauses und unterhielten von hier aus ein wohlgezieltes Feuer auf die Indianer, bis diese von den zu Hülfe herbeigeeilten Gränzjägern verjagt wurden. Einer der Fuhrleute aber, Johann Ebel, erschrak ob der Drohung des Feindes, das Haus in Brand zu stecken, derartig, daß er aus dem Fenster sprang und getödtet wurde. Eine deutsche Frau hatten die Indianer skalpirt als todt auf dem Felde liegen lassen, nachdem ihr noch die Nase abgeschnitten und verschiedene Wunden beigebracht waren. Als es aber dunkel war, raffte sie sich auf und schleppte sich ins Fort. Nach ihrer Erzählung waren es Onondaga Indianer, welche die Franzosen auf ihrem Raubzuge begleiteten. Die Frau blieb trotz ihrer furchtbaren Verstümmelung am Leben, was als ein ganz außerordentliches Ereigniß in unsern Quellen hervorgehoben wird.

Uebrigens hielt die hier geleistete tapfere Gegenwehr die Franzosen vom weiteren Vordringen ins Thal ab. Die Kinder der armen Ansiedler, die vor den Banden der Turennes, Melacs, Villars und wie alle jene Mordbrenner heißen mochten, Sicherheit überm Meer gesucht hatten, mußten von den Söhnen und Enkeln jener Barbaren dieselben Niedertrachten, ja noch Aergeres in der amerikanischen Wildniß erdulden. Zu Dutzenden wurden die armen Deutschen von den Indianern, den wilden Bundesgenossen der Franzosen, skalpirt; selbst Frauen und

unschuldige Kinder wurden in jenen rohen Gränzkriegen mit zerschmettertem Hirn oder verstümmelten Gliedern häufig am Waldessaum gefunden. Aber alle diese Grausamkeiten vermochten nicht die französische Herrschaft über Amerika zu befestigen. Wie auf dem deutschen Kriegsschauplatz Roßbach sie dem Gespött der Welt preisgab, wie Minden ihre Niederlage vollendete, so sicherte auch in New York und Canada die Einnahme von Fort Frontenac (Kingston) und die Uebergabe von Quebeck (1759) den Sieg Englands und seine Alleinherrschaft in Amerika. Vor den Wällen von Quebeck wurden die hochfliegenden Pläne der französischen Hegemonie über den westlichen Kontinent auf ewig begraben.

Die nächste Folge für die deutschen Niederlassungen bestand in der Pazifikation der Indianerstämme und in den Segnungen des Friedens für die schwer heimgesuchten Ansiedler. Im folgenden Jahre kehrten die Ueberlebenden aus der Gefangenschaft zurück und fanden bei den vom Kriege verschont gebliebenen Landsleuten bereitwillige Hülfe und Unterstützung. Die verlassene Hofesstelle wurde wieder aufgesucht, und bald blühte wieder frisches Leben aus Schutt und Verwüstung.

Nur einmal noch tönte der gellende Kriegsruf durchs Thal, aber dies Mal glücklicher Weise nur als blinder Lärm. Am letzten Tage des Juli 1762 verbreitete sich nämlich plötzlich die Schreckenskunde, die Indianer seien von Fort Schuyler her im Anmarsch und metzelten Alles nieder, was ihnen begegne. Einige Wochen vorher hatte in der That ein ernstlicher Streit zwischen den Oneidas und der Besatzung von Fort Schuyler stattgefunden, wobei es sogar zum Blutvergießen gekommen war. Die Ansiedler hatten davon gehört und hielten deßhalb die schlimme Botschaft für nur zu wahrscheinlich. Alles eilte zu den Waffen. Sir Wm. Johnson brach noch in der Nacht auf, in welcher er die Nachricht empfing, und traf am nächsten Morgen in Frey's Hause in Canajoharie die Milizen und Mohawks, mit denen er vorzurücken gedachte. Hier klärte sich aber das Mißverständniß auf. Ein betrunkener Indianer war nackt durch den Mohawk geschwommen und unter Springen und Schreien auf ein Haus zugeeilt, in welchem zur Zeit nur zwei kleine Mädchen waren, während die Eltern im Felde arbeiteten. Die Kinder liefen in ihrer Angst hinaus zu den Arbeitern und machten aus dem einen betrunkenen Indianer einen

ganzen Haufen nackter Indianer mit geschwungenen Tomahawks und geladenen Gewehren. Die Männer, ohne nur nach den Einzelheiten zu fragen, schwammen eiligst über den Fluß, um Schutz bei den dortigen Ansiedlern zu suchen und riefen ihren Nachbarn zu, daß die Indianer in hellen Haufen heranrückten. Jeder trug die Schreckensbotschaft weiter, bald waren aus dem einen betrunkenen Indianer viele Hunderte geworden. Endlich gab sich doch der Eine oder der Andere die Mühe, der Sache auf den Grund zu gehen, und siehe, der betrunkene Indianer wurde am Heerde desselben Hauses, von welchem der Lärm ausgegangen war, im tiefsten Schlafe gefunden. So beruhigten sich denn allmälig die aufgeregten Gemüther wieder, aber es dauerte einige Tage, ehe die Wahrheit bis in die fernsten Winkel des Thals dringen konnte. So lächerlich dieses Ereigniß auch auf den ersten Blick erscheinen mag, so darf man doch nicht vergessen, daß die Metzeleien der Jahre 1757 und 1758 noch frisch im Gedächtniß der Ansiedler waren.

Als endlich im August des Jahres 1763 in den Kirchlein des Thals, an den German Flats, in Little Falls, in Canajoharie, Palatine Church und Stone Arabia, sowie endlich in Schoharie und am Hudson in Loonenburg und Germantown das Friedensfest gefeiert wurde, da war es nicht bloß das Gefühl der überstandenen Gefahr, welches die deutschen Ansiedler vereinigte und froh stimmte, sondern auch die nicht unbegründete Hoffnung, daß mit der Vertreibung der Franzosen Leben und Eigenthum fortan nicht mehr gefährdet, daß endlich die Tage der Ruhe und Erholung von den bisherigen Mühsalen gekommen seien.

Wenn auch länger, als zwischen den beiden eben erwähnten Kriegen, so ruhte der Sturm doch auch jetzt nur zwölf Jahre, denn schon 1775 brachen die ersten Kämpfe der Revolution aus. Diese kurze Zeit war aber eine Periode großen Gedeihens und rüstigen Fortschritts im Thale. Namentlich trug die Verwaltung Sir Wm. Johnsons viel zur Herbeiführung geregelter und geordneter Zustände bei. Es giebt überhaupt keinen Mann im Thal, welcher dort während des dritten Viertels des vorigen Jahrhunderts einen mächtigern persönlichen Einfluß ausgeübt hätte. Geboren 1715 in Irland, kam er 1738 auf den Wunsch seines Onkels, des spätern englischen Admirals Sir Peter

Warren, nach Amerika, der ihn zum Verwalter seiner großen an der Mündung des Schoharie in den Mohawk gelegenen Ländereien ernannte. Der junge Johnson, eine durchaus praktische, nüchterne und klar blickende Natur, fing bald einen selbstständigen (namentlich Pelz-) Handel mit den Indianern an und legte dadurch den Grund zu seinem spätern großen Vermögen. Seine Ehrlichkeit und Zuverlässigkeit erwarben ihm im höchsten Grade das Vertrauen der Ansiedler und Eingeborenen, welche letztere ihn sogar unter ihre Häuptlinge aufnahmen. So ist es lediglich sein Verdienst, daß die Mohawks so vielen Versuchungen Seitens der Franzosen widerstanden und stets der englischen Krone treu blieben. Bei den Deutschen erwarb er sich durch seine strenge Gerechtigkeit nicht minder hohes Ansehen. Er heirathete 1740 die Tochter eines armen deutschen Bauern, Katharine Weisenberg, die ihm drei Kinder, darunter die späteren Sir John und Guy Johnson gebar. Die Frau wird als schön, verständig, sanft und hingebend geschildert, starb aber schon 1746. Es war Schade, meint ein englischer Biograph Johnsons, daß sie nicht noch zehn Jahre länger lebte, denn sonst wäre die deutsche Bäuerin Lady Johnson geworden. Durch eine spätere Verbindung mit Molly Brand, der Schwester eines berühmten Indianer-Häuptlings, erhöhte Johnson noch seinen Einfluß unter den Indianern. Erst nach zehnjährigem Aufenthalt im Thale nahm er Theil an den öffentlichen Angelegenheiten. 1747 wurde er Milizen-Oberst, dann Indianer-Agent und 1757 sogar Baronet für den Sieg, welchen er am Georgs See über die Franzosen unter Dieskau errungen hatte; 1759 nahm er Fort Niagara, und mit dem Frieden erhielt er die einflußreiche Stelle eines Oberaufsehers aller Indianerangelegenheiten in New York und Canada. Er starb unmittelbar vor dem Ausbruch der Revolution, am 11. Juli 1774, und hinterließ in seinen beiden Söhnen zwei unbedingte Anhänger der königlichen Sache und thätige Feinde ihrer früheren Nachbarn, der Bewohner des Mohawk Thales.

Um jedoch zu der unmittelbar auf den Krieg folgenden Zeit zurückzukehren, so blieben die Ansiedler fortan unbelästigt von äußeren Gewaltthätigkeiten. Von Canada aus waren keine Einfälle mehr zu befürchten, da es englisch geworden war: auch die Indianer hatten ihre Bedeutung verloren, weil es keine sie aufhetzenden Parteien mehr gab, und weil das englische Interesse jetzt das allein maßgebende war.

In keinem frühern Zeitraum hatte sich deßhalb auch die Zahl der Niederlassungen und der Landbewilligungen so schnell vermehrt. Johnson selbst stand mit an der Spitze der Spekulation, welche sich die schönsten Landstrecken durch Eingaben beim Gouverneur des Staates sicherte. So wurden bloß im Gebiet des jetzigen Bezirks Herkimer bewilligt: 1761 an Alexander Colden und Genossen 4000 Acker, 1762 an Philipp Livingston 20,000 Acker, 1765 an Franz Conrad und Genossen (lauter Deutsche) 8000 Acker, 1768 an Wm. Walton 12,000 Acker, 1769 an Peter Hasenclever und Genossen 18,000 Acker, 1770 an Henry Glen (Jersey field Patent) 94,000 Acker. Dazu kommt die königliche Schenkung, welche Johnson zur Belohnung seiner Dienste von Georg III. erhielt. Der ihm gewordene "Royal Grant" enthielt alles zwischen den Canada Creeks, etwa 15 englische Meilen tiefe und nördlich vom Mohawk gelegene Land, welches ungefähr 60,000 Acker umfaßte. Dieser Strich hieß später das Königsland (King's land) und bildete einige Jahre nachher einen besondern Distrikt im Tryon Bezirk. Ja, im benachbarten, unmittelbar an Herkimer gränzenden Bezirk Oneida sicherten sich 1766 Johnson, Sir Henry Moore, General Gage und Lord Holland nicht weniger als 200,000 Acker des besten Indianerlandes. So wurden die Indianer mit jedem Jahre mehr zurück gedrängt. Die meisten der Belehnten aber ließen dies leicht gewonnene Grundeigenthum wild liegen und rechneten darauf, es später vortheilhaft zu verkaufen; Johnson dagegen that etwas für die Besiedlung und gab namentlich gern armen deutschen Familien gegen einen äußerst geringen Zins Grundstücke in Pacht.

Galt es übrigens, einen nichtswürdigen Landschwindel zu vereiteln, so zögerte Johnson nicht, mit seinem ganzen Ansehen für die übervortheilten Indianer einzutreten. Im Jahre 1763 ereignete sich ein solcher Fall, welcher charakteristisch für eine ganze Klasse ähnlicher Betrügereien ist und für uns auch aus dem Grunde ein näheres Interesse bietet, weil ein Deutscher, Georg Klock, eine hervorragende, wenn auch keineswegs beneidenswerthe Rolle dabei spielt.

Um den allergröbsten Betrügereien bei dem Landerwerb vorzubeugen, hatte die Regierung schon zu Ende des siebenzehnten Jahrhunderts verfügt, daß kein Indianertitel an sich gültig sein solle, sondern daß er zu seiner Rechtskraft der Bestätigung des Gouverneurs be-

dürfe. Wer also Land an sich bringen wollte, mußte demselben einen Uebertrag von den Indianern vorlegen, diese aber mußten ihn vorher bei den Berathungen des ganzen Stammes genehmigt und durch ihre Häuptlinge unterzeichnet haben. Die gewöhnliche Art des Betruges war nun die, daß man „genug Land für eine kleine Farm" verlangte und ihr später einen zehn=, hundert=, ja tausendfachen Umfang gab, daß man die Indianer betrunken machte, um sie zur Zeichnung zu bewegen, oder daß man beliebige unbedeutende Indianer an Stelle der Häuptlinge zuzog. Es hing dann natürlich immer noch von dem Einfluß der Käufer bei dem Gouverneur ab, ob sie die gesetzliche Bestätigung erhielten; meistens aber wurde diese nicht versagt, weil entweder der Gouverneur selbst oder seine nächste Umgebung Antheil an dem vortheilhaften Geschäft zu erhalten pflegten. Wer keinen Namen oder Anhang hatte, mußte natürlich größere Opfer bringen, als wer einer alten aristokratischen Familie angehörte. Die Kolonialaristokratie aber baute sich hauptsächlich aus glücklichen Landspekulanten auf, und der Gouverneur stand fast immer auf ihrer Seite, weil er durch unbedingte Hingabe an ihre Interessen seine eigene Lage bedeutend verbesserte. Wie in den Vereinigten Staaten noch heute die Gouverneurstellen in den westlichen Territorien zu den einträglichsten Aemtern gehören, weil sie Gelegenheit bieten, das beste Land vorwegzunehmen und aus den Landspekulationen oft kolossale Vermögen zu machen, so gab es im vorigen Jahrhundert kaum einen englischen Gouverneur in den amerikanischen Kolonien, welcher durch dasselbe Mittel nicht ebenfalls seine zerrütteten Vermögensverhältnisse zu verbessern oder seinen Reichthum zu vermehren gesucht hätte.

Unter den new yorker aristokratischen, durch Betrug reich gewordenen Familien standen die Livingstons oben an. Weß Geistes Kind Robert Livingston, ihr amerikanischer Begründer war, ist schon bei der Geschichte Leislers und der deutschen Ansiedlungen am Hudson erzählt worden. Sein Sohn Philipp trat ganz in die Fußtapfen des Vaters und ist uns als gewissenloser Spekulant bereits in diesem Kapitel begegnet. Er hatte 1733 das sogenannte Canajoharie Patent, welches die werthvollsten Ländereien der Mohawks in jener Gegend und vor allem ihre Ackergründe umfaßte, durch einen Betrug erworben, welcher selbst in jenen Tagen, wo jede Art Indianerbeschwindlung als

erlaubter Handelskniff galt, ganz unerhört war. Livingston nämlich verschaffte sich für seinen angeblichen Kaufbrief die Unterschrift von fünf einflußlosen Mohawks, und statt in Gegenwart der, übrigens in seinem Falle nicht vorhandenen Verkäufer das Land am Tage zu vermessen, schickte er in einer hellen Mondscheinnacht einen gewissen Collins und Peter Wagner an Ort und Stelle, die, während die Mohawks schliefen, in aller Eile etwa 100,000 Acker des besten Landes vermaßen. Auf Grund dieses gefälschten Uebertrags und dieser Mondschein-Vermessung nun ließ sich der biedere Livingston ein Patent vom Gouverneur geben. Es war offenbar seine Absicht, erst nach dem Tode der betheiligten oder vielmehr nicht betheiligten Indianer mit seinen angeblichen Rechten hervorzutreten; allein der Betrug wurde bald, nachdem er verübt war, entdeckt. Bei dem 1754 in Albany gehaltenen Kongreß beschwerten sich die Mohawks bitter darüber, und ihre Klage wurde für so begründet erachtet, daß sogar William Livingston, der Sohn des Hauptschwindlers, sich erbot, alle Titel und Ansprüche auf das Land aufzugeben. Die Sache konnte damals jedoch nicht definitiv erledigt werden, weil sich unter den Erben der ersten Theilhaber am Patent mehrere Minderjährige befanden. Inzwischen hatten sich Deutsche auf dem Lande niedergelassen; sie bebauten es gegen eine geringe Grundrente, welche sie den Indianern entrichteten. 1762 endlich hielt Livingston seine Zeit für gekommen, und während er früher unter der ausdrücklichen Angabe, daß das Land ihm nicht gehöre, den Verkauf einzelner Parzellen von der Hand gewiesen hatte, trug er jetzt auf gerichtliche Austreibung der dort angesiedelten deutschen Bauern an.

Während dieser Prozeß noch schwebte, verwickelte sich die Sachlage noch mehr durch die Niedertracht des obengenannten Georg Klock, eines in Canajoharie wohnenden Agenten und Spießgesellen Livingstons und eines Theilhabers an dem Patente. Er bat nämlich verschiedene Mohawk Indianer zu sich ins Haus, machte sie betrunken und ließ sie in diesem Zustande einen neuen Kaufbrief unterzeichnen, worin sie nicht allein alle ihre Rechte auf das fragliche Land aufgaben, sondern auch die Gültigkeit des ersten Uebertrags anerkannten. Der Gouverneur Monckton übergab nunmehr die Sache Sir William Johnson zur Untersuchung; dieser aber lud die Indianer und ihre Gegner auf den

10. März 1763 nach Canajoharie zur Verhandlung und Erledigung der dreißigjährigen Streitfrage ein.

Die Mohawks kamen mit allen ihren Häuptlingen, sowie mit dreiunddreißig ihrer vornehmsten Frauen. Sogar Oneidas und Cayugas erschienen im Interesse der endgültigen Regulirung dieser ihren Brüdern so wichtigen Angelegenheit. Johnson eröffnete, umgeben von acht Friedensrichtern, die Versammlung, machte die Indianer mit deren Zweck bekannt und forderte sie auf, sich über die beiden im Original vorgelegten Kaufbriefe von 1733 und 1762 zu erklären. Cayenquiragoa, ihr Sprecher, wies in einer längern Rede die Ungültigkeit der beiden Dokumente so rührend und überzeugend nach, daß unter den Richtern auch nicht der geringste Zweifel ob ihrer Verwerflichkeit bestehen blieb. Am ausführlichsten verweilte er bei dem letzten, angeblich an Georg Klock gemachten Uebertrag. Der Sprecher erzählte in schmucklosen, aber beredten Worten, wie dieser Mann bloß dadurch, daß er die Indianer betrunken gemacht, seine bösen Absichten erreicht habe, wie er ganz im Gegensatz zu den übrigen Deutschen, welche immer redlich und freundlich gegen die Mohawks gewesen seien, nur durch List und Betrug in den Besitz des fraglichen Dokuments gelangt sei, und wie er höchstens mit ein paar Gallonen Branntwein, nicht aber in Geld den Gegenwerth für das reiche und schöne Land bezahlt habe. Johnson entschied sofort an Ort und Stelle, daß dasselbe nach wie vor den ursprünglichen Besitzern gehöre, leider aber ließ der Gouverneur seine Entscheidung unberücksichtigt.

Die Vertreter von Livingston und alle übrigen Theilhaber am Patent, sei es, daß sie sich schämten, oder daß sie von der Unmöglichkeit der Aufrechterhaltung ihrer Ansprüche überzeugt waren, nahmen sofort den Ausspruch Johnsons als bindend für sich an. Nur Klock wollte nicht nachgeben und bestand auf seinem angeblichen Rechte. Indessen blieben alle Schritte erfolglos, welche er später zu deren Geltendmachung that; zudem wollte ihm Niemand das Land abnehmen. Den letzten Versuch, den angeblichen Verkauf umzustoßen, machten die Indianer durch Joseph Brant im Jahre 1772; allein obgleich der damalige Gouverneur Tryon ihnen volle Gerechtigkeit versprach, so blieb die Sache doch wieder liegen. Klock aber wurde seinen Nachbarn so verhaßt und hatte solche Angst vor den Indianern, daß er im letztgenannten Jahre Canajoharie verließ.

Ziemlich um dieselbe Zeit, in welcher diese Vorgänge spielen, unmittelbar nach dem Ende des siebenjährigen Krieges, machte ein bedeutender deutscher Kaufmann, Peter Hasenclever aus Remscheid (geboren daselbst 24. November 1716 und gestorben in Landeshut in Schlesien am 13. Juni 1793) den Versuch, Eisen- und Schmelzwerke im Mohawk Thale zu gründen und dieses durch deutschen Gewerbfleiß auf die Höhe der Hämmer und Schmieden im Lenne und Enneper Thal, seiner engeren Heimath, zu erheben. Leider scheiterten seine Pläne an unglücklichen Zufällen, welche außerhalb des Bereichs seiner wohlbegründeten Berechnungen lagen. Die seit fast zwei Menschenaltern sich täglich mehr hebende Entwicklung der Industrie des Mohawk Thales beweist, daß die natürlichen Vorzüge des Landes und die persönliche Geschicklichkeit und Kraft der Thalbewohner schon damals ganz richtig veranschlagt waren.

Hasenclever entstammt einer wegen ihres protestantischen Glaubens aus Tyrol in das ehemalige Herzogthum Berg eingewanderten Familie von Hammerschmieden und Eisenwerksbesitzern. Schon im vorigen Jahrhundert zu großer Bedeutung in Fabrikation und Handel emporgeblüht, gehört sie noch heute zu den solidesten und ersten Häusern im deutschen Stahl- und Eisengeschäft und führt die Erzeugnisse ihres Fleißes nach allen Welttheilen aus. Peter Hasenclever war ein Kaufmann ersten Ranges, eine elastische Natur, welche nicht zu brechen war, selbst vom äußersten Unglück sich stets wieder zu neuen und noch bedeutenderen Unternehmungen emporhob und schließlich doch noch sein Ziel erreichte. In Lennep und Solingen tüchtig vorgebildet und sogar praktisch als Arbeiter am Stahlhammer geübt, trat er mit neunzehn Jahren in das Geschäft seines Vaters, besuchte als dessen Reisender und später auch in seinem eigenen Interesse ganz Europa, beobachtete scharf und vernachlässigte keine Gelegenheit, sich gründlich zu unterrichten. So machte er z. B. 1736 seine zweite Reise von Köln aus über Frankreich nach Spanien und zurück über Brabant zu Fuß, eine Strecke von im Ganzen 400 deutschen Meilen! Er war nach einander etablirt in Aachen, Lissabon, Cadix und London, gewann ein großes Vermögen, war zu Zeiten sehr reich, und verlor wieder viel, wenn nicht Alles, durch Krieg und schlechte Schuldner und noch gewissenlosere Partners. In den Jahren 1759 und 1760 belief sich der Werth der von seinem Cadixer

Hause binnen zwanzig Monaten nach Südamerika exportirten Waaren auf 2,700,000 Dollars. Darunter waren 500,000 Schock westfälischer, schlesischer, pommerscher, sächsischer, russischer und holländischer Leinwand. Seine Gewinne betrugen damals, ein Jahr in's andere gerechnet, 40,000 Thaler per Jahr.

Hasenclevers Geschäft hatte damals seine höchste Blüthe erreicht; allein es genügte seinem kaufmännischen Ehrgeiz nicht. Er war einer der Männer, welche nicht ruhen und rasten, wenn sie nicht etwas Neues schaffen oder in neue Bahnen einlenken können. In Lissabon und Cadix hatte er von amerikanischen Schiffskapitainen und Kaufleuten gehört, daß im Norden der englischen Kolonien Eisenerze in Menge und zwar in nächster Nähe von großen Waldungen gefunden würden, und daß man letztere entweder von der Regierung umsonst erhalten oder zu sehr geringem Preise kaufen könne. Die Kohle wurde damals in Europa nur spärlich verbraucht, ihr Transport war zu theuer. Hasenclever dagegen wußte, daß die Abnahme des Holzes dort die Eisenwerke erschwere und vertheuere. Bei seinem Besuche in London lernte er ferner, daß England von fremden Nationen jährlich über 40,000 Tonnen Stangeneisen einführe, und dafür an Hanf, Flachs, Holz, Röthel und Potasche jährlich zwei Millionen Pfund Sterling an das Ausland zahle. Da man nun dort auch die fruchtbarsten Ländereien sehr leicht billig erhalten konnte, außerdem aber vortreffliche Wasserkraft vorhanden war, so ergab sich, daß man in New York und Jersey sein Vermögen weit vortheilhafter anlegen konnte, als in Europa, wo Landgüter und Fonds sich nicht leicht über 3½% verzinsten, während man in Amerika bei den genannten Anlagen auf 20 bis 30 % Reinertrag rechnen konnte.

Hasenclever also errichtete deßhalb in London mit einem Kapital von £21,000 ein neues Geschäft, in welches er £8000 einschoß, während seine Partners Andrew Seton und Charles Crofts £8000, resp. £5000 einlegten. Auch auf dem Festland und in England fand er Freunde und Förderer des Unternehmens, die sich bereit erklärten, £10,000 bis £40,000 darin zu wagen, und auch die Lords of Trade sprachen ihm am 10. Januar 1764 ihren Beifall zu seinem Plane aus, dessen große Vortheile für England sie sofort würdigten. Im April 1764 ging er für sein neu etablirtes londoner Haus, Hasen-

clever, Seton & Crofts, nach New York und kam dort im Juni desselben Jahres an. Seine an Ort und Stelle gemachten Untersuchungen bestätigten seine kühnsten Erwartungen, so daß er unverzüglich zum Werke schreiten konnte. Er kaufte Eisenminen und Wälder in New Jersey und am Mohawk und war im Stande, die Bergleute, Schmiede, Köhler und Zimmerleute, welche ihm im September von seinem Vetter aus Deutschland zugeschickt waren, im Ganzen mit Weibern und Kindern 535 Personen, in Arbeit zu setzen. Schon zu Anfang des Jahres 1765 konnte er einige Partien Stangeneisen nach London schicken, welches dort sehr gut befunden wurde.

Uns interessiren hier natürlich nur die im Staate New York am Mohawk gelegenen Ländereien. Hasenclever kaufte davon im heutigen Herkimer Bezirk am Mohawk Fluß und der Mündung des West Canada-Baches, wo jetzt die Städtchen German Flats, Schuyler und Newport stehen. Es waren zusammen 52,000 Acker Waldlandes, von denen etwa 18,000 auf das Mohawk Thal kamen; sie dienten zur Errichtung von Eisenwerken, Holzkohlenbrennereien, Potaschsiedereien und zum Anbau von Flachs und Hanf. Ferner schaffte er 122 Pferde an, 214 Züge Ochsen und Kühe, nebst allen Geräthschaften und nöthigen Werkzeugen und versuchte 53 Eisenminen. Vom 1. Mai 1765 bis in den November 1766 errichtete er 217 Gebände jeder Art, wie Wohnhäuser, Schuppen, Magazine, Schmelzöfen, Schmieden, Säge-, Stampf- und andere Mühlen, Ställe u. s. w. (Peter Hasenclever. Landeshut 1794, als Manuscript gedruckt, S. 41). Alles dies war in fünf Etablissements eingetheilt, von denen sich drei in der Provinz New Jersey und zwei in New York befanden. Zur Erleichterung des Transports wurden Brücken angelegt und Wege von drei bis zu acht engl. Meilen lang gemacht. Es kamen zwar einzelne Widerwärtigkeiten vor; so riß im Winter 1765 eine Ueberschwemmung fast alle angelegten Dämme fort; die deutschen Arbeiter streikten um höheren Lohn, den sie in der Folge auch erhielten, und zwei der geschicktesten Vormänner starben. Allein dafür waren die bereits erzielten Erfolge und Aussichten in die Zukunft desto versprechender. Für das Jahr 1765 bezifferte sich der Nettogewinn bereits auf 6230 Pfund und im Februar 1766 schrieben die euro-

päischen Partners, daß sich in diesem Jahre das eingeschossene Kapital verdoppeln werde. Dazu kam noch, daß einige bedeutende londoner Kaufleute und angesehene Persönlichkeiten dem Unternehmen als Theilhaber beigetreten waren. Kurz Alles ließ sich vortrefflich an, wenn nicht Seton und Crofts das schön aufblühende Geschäft durch ihren Leichtsinn und ihre Verschwendung ruinirt hätten. Hasenclever eilte nach London, hatte aber hier mit Intriguen, Lügen und Verleumdungen aller Art zu kämpfen, und mußte unverrichteter Dinge nach New York zurückkehren. Bei seiner Ankunft daselbst am 16. August 1767 fand er die Verbindlichkeiten in Folge der Betrügereien seiner Gesellschafter noch mehr aufgelaufen. Bald traten neue in London gewählte Direktoren an seine Stelle. Er suchte zu retten, was zu retten war, mußte aber schließlich den ungleichen Kampf aufgeben und im Sommer 1769 über Charleston nach London zurückfahren. Der hier angestrengte Prozeß, dessen Einzelheiten nicht hierher gehören, endete erst sechs Monate nach dem Tode Hasenclevers. Dieser erhielt sein Recht, indem die Verklagten, die ehemaligen Theilhaber der Gesellschaft, verurtheilt wurden, dem Hause des Klägers £72,000 mit 5 % für die letzten vierundzwanzig Jahre heraus zu zahlen; leider aber hatten die früher zahlungsfähigsten Gegner Hasenclevers kurz vorher Bankerott gemacht. Die Eisenwerke im Mohawk Thal wurden im Unabhängigkeitskriege von Engländern und Indianern zerstört, so daß nach dem Kriege kaum noch eine äußere Spur von ihnen vorhanden war. Hasenclever verlor übrigens trotz aller Schicksalsschläge nie den Glauben an die bessere Natur der Menschen und war überhaupt kein engherziger, nur seinen eigenen Vortheil ins Auge fassender Mann, sondern ein gemeinnütziger Charakter, welcher überall mit seiner Intelligenz und Erfahrung eingriff, wo er helfen und verbessern zu können glaubte. „Es ist" — schrieb er einst einem Hamburger Freunde — „immer meine Denk- und Handlungsweise gewesen, in dem Lande, wo ich wohne, und unter dem Regenten, dessen Schutz ich genieße, zum Wohle des Staates und meiner Mitbürger mich so wirksam zu beweisen, als mir der Himmel Fähigkeit zur Ausübung dieser Pflicht verliehen hat." So regte er in New York im Herbste 1767 die Errichtung der Handelskammer (Chamber of Commerce) an, indem er seinen Freunden und Berufsgenossen klar machte, welche

Vortheile durch eine derartige Anstalt in Europa, wie z. B. Frankreich geschaffen wurden. Seinem Vorschlage entsprechend wurde also im Januar 1768 zu New York das erste Kollegium dieser Art in Amerika errichtet, welches noch heute blüht und reichen Nutzen stiftet. Namentlich wurden hier alle Vorschläge zur Verbesserung des Handels und der Schifffahrt von Sachverständigen geprüft und je nach Umständen verworfen oder angenommen.

Im Jahre 1773 ließ sich Hasenclever, der jetzt dauernd nach Europa zurückgekehrt war, in Landeshut in Schlesien nieder und war hier im Leinwandhandel thätig, dessen Bedeutung er schon bei seinen früheren Besuchen erkannt hatte. Er trug viel zu dessen Verbesserung und zur Hebung der Gebirgsdistrikte überhaupt bei. Sein Rath wurde vielfach von Friedrich dem Großen begehrt, als dieser im Begriff stand, seinen berühmten Freundschafts- und Schifffahrtsvertrag mit der jungen Republik abzuschließen. Namentlich gab Hasenclever dem damaligen preußischen Minister des Auswärtigen, Herrn von Hertzberg, stets gründliche Auskunft über die für Preußen vortheilhaftesten amerikanischen Export- und Importartikel, wie z. B. in dem Bericht vom 16. April 1785. Seine Gutachten sind im Geheimen Staatsarchive in Berlin sorgfältig aufbewahrt und gehören zu den werthvollsten Aktenstücken für das Verständniß jener Verhandlungen. Hasenclever starb übrigens nicht allein hochgeachtet und verehrt, sondern auch in einem ihn befriedigenden Wirkungskreise und in guten Vermögensverhältnissen. Sein, wenn auch nur vorübergehendes Auftreten im Mohawk Thale bildet eine interessante Episode in unserer Geschichte. Schade, daß die dortigen Deutschen durch die oben geschilderten Widerwärtigkeiten um die Früchte seiner Thätigkeit gekommen sind!





Sechstes Kapitel.

Die Revolution. General Nikolaus Herkheimer.

Und wieder ertönte der Schlachtruf durch die Thäler des Mohawk und Schoharie, und wieder gellte der scharfe Pfiff der Indianer durch die Berge, und wieder hörte man von drohenden Bewegungen der Wilden, vom Anmarsch von Truppen, von vereinzelten Ueberfällen, von skalpirten Nachbarn oder Freunden. Besorgt untersuchte der deutsche Bauer den Zustand seines Hauses, ob es auch einem plötzlichen Angriff gewachsen sei, bedächtig prüfend setzte er seine Büchse in Stand, zählte und ordnete seine Schüsse, um jeden Augenblick gerüstet zu sein.

Die Stunden des Schwankens und Zauderns, die Tage der Unterhandlung und Unterordnung unter die königliche Regierung waren vorbei. Die Deutschen von Tryon County wußten, daß ihr Anschluß an die Revolution die Indianer mit dem Skalpirmesser über die Gränzen treiben, sie wußten andrerseits, daß ihr Verbleiben bei der königlichen Fahne ihnen Ruhe, Frieden und großen Landbesitz sichern würde; aber dennoch zauderten sie nicht und hielten fest zu ihren Nachbarn, sie traten als freie Männer für ihre Ueberzeugung ein.

So war es diesmal nicht der französische Feind, gegen den sie sich vorsahen; es war der englische König, welcher durch eine Reihe unkluger Maßregeln den Kampf der Kolonien heraufbeschworen hatte, welcher die Indianer gegen sie aufhetzte und zum schnöden Zerstörungswerke in seinen Dienst nahm. Was die Führer des kontinentalen Kongresses als politische Nothwendigkeit erkannten und durchführten, das wurde für die einfachen Bewohner der Thäler ein Gebot der Selbsterhaltung. Sie kannten die Indianer aus der Zeit, als sie im Bunde mit den Franzosen in ihre Ansiedlungen eingebrochen waren, sie sahen deßhalb auch voraus, daß die Wilden als Bundesgenossen der Engländer nicht minder furchtbar, nicht minder grausam und gefährlich

sein würden; aber trotz alledem waren sie fest und trotzten muthig dem herannahenden Sturm, galt es doch das Leben und den häuslichen Heerd tapfer zu vertheidigen, galt es doch die Aecker, welche zwei hart arbeitende Geschlechter der Kultur erobert hatten, für Kind und Kindeskind zu erhalten.

Bisher waren die deutschen Einwanderer am Hudson, Schoharie und Mohawk nur die Bauern gewesen, welche der König von England in seinem diplomatischen Spiele mit dem König von Frankreich vorgeschoben und geopfert hatte; jetzt aber tauschten sie die Rollen, jetzt boten die Bauern „Schach dem König!" Fast einmüthig standen sie für ihre Sache ein: in dieser großen Zeit, welche der Männer Herzen prüfte, gab es nur wenige Abtrünnige unter den Deutschen. Nicht als Söldlinge eines geldgierigen Fürsten in die Schlacht getrieben, wie die Kinder ihrer daheim gebliebenen Landsleute, „die blinden Hessen", welche ihnen sogar theilweise feindlich gegenüber standen, nein, als freie Bürger zogen sie für Haus und Heerd in den Kampf.

Das sind die Söhne und Enkel derselben Männer, welche hungernd und jammernd die Hände am Lagerfeuer in der Haide bei London gewärmt und schüchtern in den Straßen der großen Stadt gebettelt, derselben Männer, welche unterthänig vor dem Gouverneur Hunter gezittert und die Faust im Sack geballt hatten, als er sie bei ihrer beabsichtigten Meuterei ertappte; es sind die Söhne und Enkel derselben Flüchtlinge, welche als des Königs dienstpflichtige Knechte bei Nacht und Nebel entflohen waren, um das nackte Dasein zu retten, derselben Dulder, welche sich von einigen frechen Spekulanten von ihrem sauer erarbeiteten Besitzthum hatten verjagen lassen. Jetzt aber erheben sich diese Söhne und Enkel auf gleiche Höhe mit den Besten ihrer Zeit, sie legen Hand mit an zur Schöpfung eines freien Staates, eines der größten Werke des Jahrhunderts.

Und woher dieser mächtige Umschwung, woher dieser große Unterschied zwischen den Deutsch-Amerikanern im ersten und im letzten Viertel des vorigen Jahrhunderts? Wohl hatten sie an den Gewohnheiten, den Sitten und der Sprache der Heimath mit unverbrüchlicher Treue festgehalten, nur ausnahmsweise waren sie zu ihren amerikanischen Nachbarn in ein näheres Verhältniß getreten; nie hatten sie ihren Geist an den Meisterwerken englischer Dichter und Denker gehoben oder

gestärkt, ja sie wußten nicht, daß seit der Auswanderung ihrer Väter die deutsche Literatur ihre ersten stolzen Schwingen entfaltet und die Welt in Erstaunen und Bewunderung versetzt hatte. Aber diese Männer waren im Kampfe mit dem Leben gestählt, ihr starker Arm, ihre treue Büchse hatte ihnen Selbstvertrauen, den Stolz des freien Bürgers, eingeflößt, sie hatten durch den kleinen und großen Krieg mit den Elementen gelernt, daß nur der Mensch verloren ist, welcher sich selbst aufgiebt, daß aber der Alles gewinnt, der im rechten Moment sein Leben für seine Sache einsetzt.

Das eben ist die veredelnde Segnung der Freiheit, daß sie selbst die Armen an Geist läutert und hebt und daß sie ihnen in der Ausübung selbst des bescheidensten Berufes den innigen Zusammenhang zwischen ihren Rechten und Pflichten zum Bewußtsein bringt. Recht so, tapfere Landsleute, daß Ihr, wie die Schöpfer Eures eignen Glücks, jetzt auch die Gründer Eures eignen Staates werden wollt! Ihr schuldet dem König von England nichts. Das Wenige, das er für Euch gethan hat, geschah in seinem eignen Interesse. Früher luden Euch seine Maßregeln die Indianer auf den Hals; jetzt läßt er sie offen gegen Euch los. Also nur in Reihe und Glied vorgerückt! Die Hand, welche die lebendigen Bären und Wölfe in ehrlichem Kampfe erlegte, kann auch die blinden Bestien herunterschießen, welche das königliche Wappen halten. Nieder mit dem Leoparden, nieder mit dem Einhorn, fort mit dem todten Gethier, dann wird das Wappen auch zur Erde fallen! Das Volk und sein Recht wird das dieu et mon droit verdrängen. Frisch auf zum fröhlichen Jagen! Nur drauf los geschossen, der englische König ist ein Vorurtheil, ein transatlantisches Gespenst, aus vergilbten Pergamenten und verschimmelten Feudalrechten zusammengeflickt. Versucht's einmal, gebt Feuer, und es wird in alle vier Winde zerstieben!

Hurrah! da kommen sie aus den Thälern und Bergen, eine stattliche Schaar Freiwilliger, wie sie der ganze Kontinent nicht besser aufzuweisen hat; die einzelnen Haufen schwellen zu Kompagnien, und diese zu Regimentern, die fast alle von Deutschen befehligt werden.

In der That, prächtige Leute waren es, hoch von Wuchs und kräftig von Gestalt. Hören wir, wie ein bei Saratoga gefangen genommener Landsmann, ein braunschweigischer Offizier, die new

yorker (und neuenglischen) Bürgersoldaten schildert. „Wir passirten das feindliche Lager, in welchem alle Regimenter benebst der Artillerie ausgerückt waren und unter dem Gewehr standen. Nicht eins davon war ordentlich montirt, sondern ein jeder hatte das Kleid an, in welchem er ins Feld, in die Kirche oder in den Krug gehet. Sie standen aber wie Soldaten, wol gerichtet und mit einem militärischen Anstand, an dem wenig auszusetzen war. Alle Gewere waren mit Bajonetten versehen, und die Riflemänner hatten Büchsen. Die Leute standen so still, daß uns solches in die äußerste Verwunderung setzte. Nicht Ein Kerl machte Miene, mit seinem Nebenmann zu reden; noch mer, alle Kerls, die in Reihen und Gliedern standen, hatte die liebe Natur so schlank, so schön, so nett, so nervicht erschaffen, daß es eine Lust war sie anzusehen, und daß wir uns alle bei dem Anblick eines so schön erschaffenen Volkes verwunderten. Nun die Größe vollends! Liebster Bruder, Kerls, im Durchschnitt des Ganzen, von 6—7 Zoll nach preußischem Maße! und ich lüge nicht, daß man weit eher 8 bis 10zöllige Kerls sah, wie einen 5zölligen. Leute von noch größerm Wuchs waren in allen Kompagnien. Dies soll einmal der Captain .... bestätigen, der sich härmte, keine Rekruten aus diesem Volk anwerben zu können. Ganz im Ernste, das englische Amerika übertrifft in Ansehung des Wuchses und der Schönheit der Mannsleute die meisten in Europa. Und in Ansehung des weiblichen Geschlechts! .... davon ein ander Mal, wenn ich nach Kinderhook komme."

Schwer war der Kampf von Anfang bis zu Ende, aber Schulter an Schulter, Mann an Mann standen die Deutschen am Schoharie und Mohawk zusammen und fest hielten sie bis zuletzt aus. Die Niederlassungen an beiden Flüssen gehörten bis kurz vor dem Ausbruch der Revolution zum Bezirk Albany, welcher nur im Süden bestimmte Gränzen hatte, im Osten an den Connecticut Fluß, im Südwesten an den Delaware stieß und sich im Norden und Nordwesten in der Wildniß verlief. Im Jahre 1772 wurde der westlich von Schenectady gelegene Theil des jetzigen Staates New York vom County Albany getrennt und zu einem selbstständigen, dem damaligen Gouverneur Tryon zu Ehren benannten Bezirk erhoben. Während Tryon County sich nördlich bis an den St. Lorenz Fluß ausdehnte und westlich an den Oneida See stieß, war nur seine südöstliche Gränze theilweise bebaut: das Cherry Valley

nämlich im jetzigen Otsego County und der nördlich davon gelegene, von den Deutschen bewohnte Theil des Mohawk. Im übrigen war es eine undurchbrochene Wildniß, welche während der Revolution Schauplatz eines der grausamsten Gränzkriege wurde.

Wir haben es hier mit den Ansiedlungen am Schoharie und Mohawk zu thun. Die letzteren zerfielen in vier größere Distrikte und enthielten von Osten nach Westen, den Fluß entlang laufend, die jetzigen Bezirke Montgomery, Herkimer und einen Theil von Oneida. Der östlichste dieser Distrikte hieß Mohawk und hatte, von der Mündung des Schoharie an gerechnet, eine Ausdehnung von etwa 20 engl. Meilen zu beiden Seiten des Flusses. Als Sitz der Familie Johnson stand er unter deren Einfluß, ein Umstand, der später äußerst unbequem für die westlichen Ansiedlungen wurde. An ihn schloß sich, südlich am Flusse bis Little Falls laufend, der Canajoharie Distrikt, und nördlich davon, innerhalb derselben Gränzen, der Palatine Distrikt, jener mit Cherry Valley und Harpersfield, dieser mit Stone Arabia. Die westliche Gränze endlich bildete der Distrikt German Flats (deutsche Niederungen) und Kingsland, welche alle westlich von Little Falls zu beiden Seiten des Flusses gelegenen Ansiedlungen bis Fort Schuyler, dem jetzigen Utica, umfaßten. Im östlichsten dieser Distrikte wohnten zwischen den deutschen einzelne englische, irische und holländische Bauern zerstreut, die jedoch höchstens ein Drittel der Bevölkerung ausmachten, in den beiden mittleren Distrikten betrug das nichtdeutsche Element kaum ein Zehntel der Ansiedler; der westliche Distrikt German Flats dagegen war so ausschließlich deutsch, daß am Ende der Revolution nur eine einzige englische Familie, Namens Thompson, darin wohnte. Schoharie blieb zwar bis 1795 noch beim County Albany; indessen schwächte diese rein äußerliche politische Trennung von den Landsleuten am Mohawk nicht den Verkehr der Deutschen unter einander. Derselbe wurde im Gegentheil während des Krieges nur um so ausgedehnter und inniger, als der Umweg über Schoharie den Deutschen am Mohawk die Beziehungen mit Albany und der Außenwelt überhaupt vermittelte.

In New York war beim Herannahen und ersten Ausbruch der Revolution die Bevölkerung in zwei ziemlich gleiche Theile gespalten. In der Stadt gab es viele unbedingte Anhänger der englischen Regierung (Tories) und noch mehr gleichgültige Elemente, wie den Handels-

stand, der um des Geschäfts willen gern den Frieden bewahrt gesehen hätte; die einzigen energischen Freunde des Widerstandes gegen England fanden sich dagegen nur in der Jugend, im kleinen Gewerbe und im Handwerkerstande. Auf dem Lande waren die eigentlichen Farmer ihrer Mehrzahl nach begeisterte Anhänger der Revolution, dagegen war die alte Kolonialaristokratie getheilt; die Schuylers, Livingstons, Morris und Jay gingen, manche Schandthat der Vergangenheit sühnend, zur Sache des Volkes über; die Delanceys und Courtlands hielten fest zum König, ebenso die Johnsons, welche für Tryon County besonders wichtig sind. So lange Sir Wm. Johnson lebte (er starb 1774) machte er seinen gewaltigen persönlichen Einfluß ganz zu Gunsten der Krone geltend und hielt seine Nachbarn und Untergebenen von allen Feindseligkeiten ab. Jedermann fand es natürlich und erklärlich, daß der alte Herr fest zum König hielt, dem er seine Stellung und seinen Reichthum verdankte; die Vaterlandsfreunde bedauerten nur, daß er nicht auf ihrer Seite stand. Seine Schwiegersöhne, die Obersten Guy Johnson und Claus, sowie sein Sohn Sir John Johnson waren eingefleischte und leidenschaftliche Royalisten, und was sie nicht an Einfluß ihres Vaters besaßen, suchten sie durch Thätigkeit und Eifer für die königliche Sache zu ersetzen. Da sie große Güter im Osten des County hatten, durch welche der einzige Weg zu den westlicher gelegenen Ansiedlungen führte, so blockirten und zerschnitten sie den Zusammenhang der republikanischen Bewohner und hielten die ihnen günstigen Nachrichten oft Wochen lang zurück. Zugleich gewannen sie viele ihrer Untergebenen, die von ihnen abhängigen Pächter und Miethsleute, den Indianerhäuptling Joseph Brant und die Indianer für die königliche Sache.

Trotz aller Ungunst der äußeren Verhältnisse blieben aber die Whigs von Tryon County nicht müssig, und vor allem ließen sie sich durch die Drohungen der Tories nicht schrecken. Sie unterhielten durch geheime Sendboten den Verkehr mit der Außenwelt und erfuhren, wenn auch auf Umwegen, von Albany die sich drängenden Ereignisse. So begrüßten sie denn auch den Vorschlag für Berufung eines Kontinental-Kongresses mit Begeisterung und Freude. Bereits am 27. August 1774 fand im deutschen Distrikt Palatine (auf der Nordseite des Mohawk) eine große Volksversammlung statt, welche ungeachtet der dort ansässigen zahl-

reichen Tories und Indianer energisch für die Volksrechte eintrat. Noch ward Georg als rechtmäßiger König anerkannt, aber die einseitige Besteuerung als unverträglich mit den Gesetzen Englands, als ein Eingriff in die konstitutionellen Rechte der Kolonisten zurückgewiesen. Ebenso wurde die Blockade des Hafens von Boston für willkürlich und unterdrückerisch erklärt, den Bewohnern jener Stadt physischer und moralischer Beistand versprochen und die Beschickung eines allgemeinen kontinentalen Kongresses als eine heilsame Maßregel empfohlen und angenommen. Die Versammlung schlug schließlich einen stehenden Korrespondenz-Ausschuß für jeden Bezirk vor, um als Vermittler mit den großen Ausschüssen in Albany und New York zu dienen. Mitglieder dieses Ausschusses waren Christoph P. Yates, Isaak Paris, Johann Frey und Andreas Fink.

In Johnstown dagegen ward im Frühjahr 1775 von den Tories eine Erklärung veranlaßt und verbreitet, welche sich gegen die Maßregeln des Kongresses aussprach und sogar die Unterschrift der Grand Jury und fast sämmtlicher Beamten erhielt. Wie in Cherry Valley, so erklärte sich auch am 18. Mai 1775 der Ausschuß des pfälzer Distriktes in einem Briefe an das Komite in Albany dagegen. „Unser Bezirk befindet sich", heißt es dort, „bei dem großen Kampfe für amerikanische Freiheit in einer so eigenthümlichen Lage, daß wir nicht länger zögern, sie Ihnen auseinander zu setzen. Unser Bezirk war einer der ersten, welcher seine Hingabe an die Sache der Freiheit offen aussprach und die in Amerika angenommene Art des Widerstandes billigte. Wir bilden jetzt eine Vereinigung, ähnlich der in den übrigen Bezirken dieser Provinz gebildeten, und hoffen, Ihnen in wenigen Tagen die desfallsige Erklärung zur Veröffentlichung durch die Presse zusenden zu können. Da der Bezirk sehr ausgedehnt ist, so nimmt es viel Zeit, ehe die der Sache günstig gesinnten Bewohner behufs der Unterschrift erreicht werden können. Wir wurden Jahre lang von einer Familie regiert, deren verschiedene Zweige sich immer noch große Mühe geben, dem Volke von der Zustimmung zu den Maßregeln des Kongresses abzurathen, und sogar noch in letzter Woche eine große Versammlung im Mohawk Distrikt abhielten, wo sie bewaffnet mit allem ihrem Anhang erschienen, um das Volk von der Besprechung seiner Beschwerden abzuhalten. Die Johnsons waren so bedeutend an Zahl, das Volk aber so wenig bewaffnet, daß es sich erschrocken

zerstreute. Es heißt, daß sie Johnson Hall jetzt befestigen und ein paar Kanonen dort aufstellen, ja daß Oberst Johnson gestern einen Theil seines Milizregiments unter die Waffen gerufen hat, um ohne Zweifel die Freunde der Freiheit zu verhindern, daß sie die Begeisterung für ihre große Sache der Welt verkünden. Außerdem sollen 150 Hochländer (römische Katholiken) in Johnstown lauern und zum Aufbruch gerüstet sein. Wir sind davon in Kenntniß gesetzt, daß Oberst Johnson zwei Neu-Engländer verhaftet und durchsucht hat, weil er sie im Verdacht hatte, daß sie sich von uns oder von den Indianern Hülfe erbitten wollten. Nun fürchten wir niemanden mehr, als die Indianer, weil man sie benutzen will, um uns in Schrecken zu erhalten. Wenn Sie in unsre Gegend Pulver und Blei verschicken, so lassen Sie es nur an unsern Ausschuß und solche Händler gehen, die wir Ihnen in unserm Nächsten namhaft machen werden, denn wir sind entschlossen, daß niemand in unserm Bezirk Pulver verkaufen soll, der unserm Bunde nicht beitritt und von uns nicht die ausdrückliche Erlaubniß dazu hat. Sobald wir etwas Näheres über die Indianer oder sonst etwas Interessantes hören, werden wir es Ihnen unverzüglich mittheilen, und da wir ein junger Bezirk sind, weit entfernt von der Hauptstadt, so bitten wir Sie, Alles, was Sie erfahren, möglichst schnell an uns zu vermitteln. Wir werden kaum im Stande sein, Abgeordnete zum Provinzial-Kongreß zu senden, aber seien Sie versichert, daß wir darum nicht weniger warm der amerikanischen Freiheit zugethan sind. Obgleich gering an Zahl, sind wir entschlossen, der Welt zu zeigen, wer wir sind und wer gegen uns ist. Wir müssen die unlöschbare Schmach verwischen, welche uns durch die Erklärung unsrer Grand Jury und einzelner Beamten zugefügt ist, durch Männer, welche bei der Mehrheit des County als Feinde ihres Landes gelten. Mit einem Wort, meine Herren, es ist unser fester Entschluß, alle vom Kontinental-Kongreß empfohlenen Maßregeln zu unterstützen und auszuführen und frei zu sein oder zu sterben."

Inzwischen sperrte Oberst Johnson die westlichen Distrikte vollständig von dem Osten ab und verhinderte namentlich, daß Pulver und Munition dahin gelangte, an welchen das Mohawk Thal sehr arm war. Der Canajoharie Distrikt schloß sich dagegen dem Pfälzer an, und auch die German Flats und Kingsland blieben nicht zurück. Wohl be-

durfte es dieser engen Vereinigung, da die deutschen Niederlassungen im Rücken von den Johnsons und in der Front von den Indianern bedroht waren. Die Boten, welche sie wegen Pulver nach Albany schickten, mußten den Umweg über Schoharie machen. Aber schrecken ließen sich die tapferen Bauern nicht.

„Wir verabscheuen", hieß es in einem von ihnen am 21. Mai 1775 gefaßten Beschluß, „die uns angedrohte Sklaverei, und wie wir durch die Bande der Religion, der Ehre, Gerechtigkeit und Vaterlandsliebe auf einander angewiesen sind, so vereinigen wir uns in dem festen Entschluß, nie Sklaven werden zu wollen, und unsre Freiheit mit Gut und Blut zu vertheidigen." Der Bund war geheim und umfaßte bald die große Mehrzahl der Bewohner des Thales; sein Einfluß erstreckte sich auf alle Gemeindeangelegenheiten und schloß jede Einwirkung von außen aus. Am 2. Juni 1775 fand die erste allgemeine Versammlung der sämmtlichen Mohawk Distrikte statt. Es erschienen 41 Abgeordnete, unter denen sich 22 Deutsche befanden, der beste Beweis dafür, daß die ganze Bewegung auf der deutschen Bevölkerung ruhte, denn sonst hätte bei der Zurückhaltung der pfälzer Ansiedler in öffentlichen Dingen und bei ihrem Widerstreben, vor die Oeffentlichkeit zu treten, die Mehrzahl der Abgeordneten nicht aus Deutschen bestehen können. Es wird also kein Fehlschluß sein, daß die Männer, welche englische Namen haben, zugleich, wenn nicht in erster Linie, als die Vertreter deutscher Auftraggeber handelten. Von Osten nach Westen fortschreitend, wurde die Zahl der Deutschen immer stärker. Im Mohawk Distrikt kamen auf zehn Delegaten nur zwei Deutsche, Friedrich Fischer und Volkhart Vetter; im Canajoharie Distrikt, welcher die Deutschen Nikolaus Herckheimer und Wilhelm Siebert sandte, stellt sich das Verhältniß wie acht zu zwei; im pfälzer Distrikt werden 7 Deutsche unter den 11 Abgeordneten gewählt, nämlich Johann Frey, Andreas Fink, Andreas Reiber, Peter Wagner, Jakob Klock, Georg Ecker und Christoph W. Fuchs; in den German Flats endlich und Kingsland findet sich nur ein Nichtdeutscher unter den 12 Abgeordneten; die Deutschen sind: Eduard Wall, Wilhelm Petrie, Johann Petri, August Heß, Friedrich Orendorf, Georg Wentz, Michel Illig, Friedrich Fuchs, Georg Herckheimer, Friedrich Helmer und Johann Frink. Die entschiedene Hal-

tung dieser Versammlung machte einen so tiefen Eindruck auf den Obersten Guy Johnson, daß er seinen bisherigen Wohnort verließ und weiter nach Westen zog. Damals gelang es ihm noch nicht, außer den Mohawks andere Indianer auf seine Seite zu bringen. Johnson ging erst nach Fort Stanwix und dann nach dem Ontario-See, von wo er schließlich nach Canada übersiedelte. Er zog unbelästigt ab, da die Bewohner des Thales zu schwach waren, ihn mit seinem zahlreichen Gefolge erfolgreich anzugreifen.

Das ganze Mohawk-Gebiet war jetzt, wenn auch noch viele Loyalisten zurückblieben, in den Händen der Republikaner. Der Ausschuß erweiterte sich zu einer Sicherheitsbehörde, welche alle Angelegenheiten von Tryon County beherrschte und bei ihren Anhängern auch willigen Gehorsam fand. So setzte sie u. a. Johann Frey an Stelle des königlich gesinnten Alexander White als Sheriff ein. Der Provinzial-Kongreß billigte ihre Maßregeln und dankte den Männern, welche den Ausschuß bildeten, für ihre aufopfernde Hingabe an die Interessen des Landes und der Freiheit. Gleichwohl schwebte das Thal immer noch in Angst vor den Johnsons. Ein Gerücht drängte das andere. Heute sollte Sir John mit den Indianern von Canada aus einbrechen, morgen hieß es, daß seine Anhänger von Johnstown aus die benachbarten Niederlassungen überfallen wollten. Gewiß war, daß von Canada aus ein regelmäßiger Verkehr mit den Loyalisten in Tryon County stattfand, und daß die Indianer Briefe und Waffen mit Munition beförderten; es galt also auf das Aeußerste gerüstet zu sein.

Unter diesen Befürchtungen und Vorbereitungen verging das Jahr 1775. Im Januar 1776 wiederholte sich das Gerücht eines Einfalls ganz bestimmt. Sir John Johnson war selbst nach Johnstown gekommen. General Schuyler, welcher zu jener Zeit von Albany aus die zu bildende nördliche Armee befehligte, eilte mit ein paar Kompagnien ins Thal. Nikolaus Herckheimer, welcher damals gerade zum General befördert worden war, ließ sämmtliche Milizen ausrücken und auf dem gefrorenen Mohawk bei Fonda vor Schuyler Revue passiren. Johnson selbst aber wurde nebst seinen Anhängern gefangen genommen und nach Fishkill am Hudson abgeführt, so daß die Bewohner von Tryon County vorläufig Ruhe hatten. Im folgenden Mai aber brach Johnson sein Wort und entwich nach Montreal, von wo aus er jetzt mit verdoppeltem Eifer den

Krieg gegen seine Landsleute und ehemaligen Nachbarn organisirte, und u. a. ein Regiment, die sog. „Johnsons königlichen Grünen", ausrüstete, welches im Laufe des Krieges viel Unheil in New York anrichtete.

Inzwischen waren aber auch die Deutschen im Thal nicht müßig gewesen. Der Sicherheitsausschuß von Tryon County hatte dessen Streitkräfte in vier Bataillone organisirt, und die Listen der Offiziere am 26. August 1775 dem in New York tagenden allgemeinen Sicherheitsausschuß zur Billigung eingesandt, welche dann auch am 6. September 1775 erfolgte. Alle vier Obersten waren Deutsche. Nikolaus Herckheimer kommandirte das erste Bataillon (Canajoharie), Jakob Klock das zweite (pfälzer Distrikt), Friedrich Fischer das dritte (Mohawk) und Hanjost Herckheimer das vierte (German Flats und Kingsland). Während bei den ersten drei Bataillonen uns nur die Namen der Stabsoffiziere erhalten sind und unter diesen sich verschiedene Nichtdeutsche befinden, weist das vollständig erhaltene Verzeichniß des Offizierkorps des vierten Bataillons, mit Ausnahme von einem Lieutenant, nur Deutsche nach. Außer dem Obersten Herckheimer gehören zum Stab Obristlieutenant Peter Bellinger, Major Hanjost Schumacher, Adjutant Johann Demuth. Die Hauptleute, ersten und zweiten Lieutenants, sowie Fähndriche der neun Kompagnien sind:

1. Kompagnie: Johann Eisenlord, Johann Keiser, Adam Bellinger, Johann Schmidt.
2. Kompagnie: Johann Petrie, Hanjost Max Petrie, Hanjost H. Petrie, Wilhelm Empich.
3. Kompagnie: Daniel Petrie, Peter Volz, Max Raspach, Georg Helmer.
4. Kompagnie: Friedrich Bellinger. Heinrich Herter, Johann Demuth, Peter J. Weber.
5. Kompagnie: Peter Bellinger, Jakob Beschauer, Nikolaus Staring, Johann Peter Bellinger.
6. Kompagnie: Hanjost Herckheimer, Friedrich Orendorf, F. Klappsattel.
7. Kompagnie: Rudolf Schumacher, Dietrich Stahl, Friedrich Schumacher.
8. Kompagnie: Georg Herckheimer, Friedrich Fuchs, Archibald Armstrong, Hanjost Teichert.

9. Kompagnie: Wilhelm Teichert, Jakob Volz, Georg Wenz, Friedrich Frank.

In Schoharie riefen dieselben Befürchtungen dieselben Maßregeln wie am Mohawk hervor. Zuerst galt es, sich der Absichten der Indianer zu vergewissern. Werden sie zu den Nachbarn halten oder neutral bleiben oder zu den Engländern übergehen? Das war die große Frage. Der Sicherheitsausschuß veranstaltete auf dem alten Grunde bei Middleburg eine Zusammenkunft mit den Indianern, unter denen sich auch Brant mit verschiedenen anderen Häuptlingen befunden haben soll. Die Frau eines deutschen Bauern, Richtmeyer, war die Dollmetscherin. Die Indianer versprachen zwar neutral zu bleiben, indessen traute man ihnen trotzdem nicht, weil man ihre Vorliebe für Krieg und Raub gut genug kannte. Und so kam es auch. Kaum war der Krieg ausgebrochen, so traten sie auf die englische Seite.

Der Vorsitzende des in Schoharie gebildeten Sicherheitsausschusses war während der ganzen Revolution Johannes Ball, und auch seine Mitglieder waren fast ausschließlich Deutsche. Wir finden unter ihnen Joseph Borst, Joseph Becker, Peter Becker, Peter Ziele, Peter Schwarz, Wilhelm Zimmer, Wilhelm Dietz, Samuel und Peter und Adam Vrooman, Nikolaus Sternberg, Georg Werner und Jakob Zimmer. Im Oktober 1775 bildete sich auch ein Milizregiment im Distrikt Schoharie und Duanesburg, welches später das „15. New Yorker" hieß und ursprünglich aus drei Kompagnien bestand. Oberst war Peter Vrooman, Obristlieutenant Peter Zille, Majore Thomas Eckerson und Joseph Becker, Adjutant Lorenz Schulkraft und Quartiermeister Peter Ball. Die Kapitäne der drei Kompagnien waren die Deutschen Georg Mann, Jakob Hager und Georg Richtmeyer. Später wurde noch in Kobelskill eine Kompagnie unter Kapitän Christian Braun und Lieutenant Jakob Borst gebildet, welche dem Regiment von Schoharie beigegeben wurde. Beim allgemeinen Sicherheitsausschuß für die Provinz war Schoharie durch Johannes Ball und Peter Becker vertreten.

Uebrigens vergingen fast zwei Jahre, ehe die Thäler des Mohawk und Schoharie von den kriegerischen Ereignissen berührt wurden. Während die Kolonisten an der Seeküste bereits die Schrecken des Kriegs

empfanden, waren die Gränzansiedlungen noch unbetheiligte, wenn auch keineswegs gleichgiltige und müßige Zuschauer des Kriegs. Erst im Sommer 1777 traten die dortigen Deutschen mithandelnd und mitleidend in den Kampf ein.

Es ist zum besseren Verständniß der folgenden Erzählung nöthig, hier einen wenigstens flüchtigen Blick auf die Ereignisse zu werfen, welche zu jener Zeit auf dem großen Kriegsschauplatz vorbereitet wurden.

General Burgoyne trat Mitte Juni 1777 seinen Marsch von St. Johns aus an. Er wollte von Canada aus über die Seen Champlain und George den Hudson entlang nach New York vordringen, um sich dort mit Clinton zu vereinigen und um auf diese Weise den Norden und Osten von den mittleren Staaten zu trennen. Zugleich erwartete er für die glückliche Ausführung seiner Pläne große Hülfe und Erleichterung von einer Diversion, die zu seiner Rechten von Oswego aus in das Mohawk Thal unternommen werden und bei Albany ihre Verbindung mit der Hauptarmee bewerkstelligen sollte. Zum Befehlshaber dieser Hülfsexpedition ernannte Burgoyne den Obersten St. Leger, dem er etwa 750 weiße Soldaten, darunter hessenhanauische Jäger, und etwa 1000 Indianerkrieger mitgab. Um die Schrecken vor den Wilden noch zu erhöhen, war der Gouverneur Hamilton von Detroit vom englischen Ministerium angewiesen, möglichst viele Wilde auf die unbeschützten westlichen Ansiedlungen loszulassen; er sandte also nicht weniger als fünfzehn verschiedene Banden aus, die im Ganzen 289 Mann zählten und unter dreißig weißen Offizieren standen, deren Aufgabe es war, Alles niederzumetzeln und niederzubrennen, was ihnen in den Weg kam. St. Leger verließ Montreal gegen Ende Juli, drang von dort nach Oswego vor und gelangte am 3. August in die Nachbarschaft des jetzigen Rome, auf jene enge Hochebene, welche die Wasserscheide zwischen dem Hudson und St. Lorenz bildet. Er fand hier das gut gebaute Fort Stanwix, das mit festen Erdwällen versehen und von etwa 600 bis 700 Mann unter Oberst Gansevoort besetzt war. Eine an ihn gerichtete Aufforderung zur Uebergabe wurde entschieden abgewiesen. So blieb dem englischen General nichts übrig, als zur regelmäßigen Belagerung zu schreiten. Er hatte den Befehl, nach der als selbstverständlich vorausgesetzten Einnahme des Forts durch das Mohawk Thal nach Johns=

town vorzurücken und sich dort zu befestigen. Von hier aus sollte er, je nach Umständen, eine Schwenkung zu Gunsten Burgoyne's unternehmen oder den Rückzug der amerikanischen Armee abschneiden helfen, zugleich aber das reiche Thal als Vorrathskammer für sich und andere einfallende Truppen ausbeuten und brandschatzen.

Die Nachricht vom Vorrücken Burgoyne's und den Plänen St. Legers hatten die den Amerikanern freundlich gesinnten Oneida Indianer den Behörden von Albany und Tryon County im Juli mitgetheilt. Beide ergriffen sofort Maßregeln gegen die das Thal bedrohenden feindlichen Schaaren. General Herckheimer erließ als Oberbefehlshaber von Tryon County am 17. Juli einen Aufruf an die Bewohner des Thals, worin er sie von den Absichten des Feindes unterrichtete. Alle Männer zwischen 16 und 60 Jahren wurden von ihm aufgefordert, die Waffen zu ergreifen, während diejenigen, welche älter als 60 Jahre waren, sich an bestimmten Plätzen zur Vertheidigung der Frauen und Kinder stellen sollten. Selbst die Mitglieder des Sicherheitsausschusses wurden nicht von der Verpflichtung zum Dienst ausgenommen, sondern eingeladen, sich an näher zu bestimmenden Plätzen einzufinden, um den Landesfeind zurückzutreiben; die meisten von ihnen dienten in Reihe und Glied.

Die Nachricht von dem Heranrücken St. Legers war kaum nach Tryon County gelangt, als Herckheimer seine Brigade nach Fort Dayton (da wo jetzt das Städtchen Herkimer steht) einberief. Die vier, zusammen etwa 800 Mann starken Bataillone trafen unter ihren obengenannten Befehlshabern zur bestimmten Zeit dort ein und rückten am 4. August unter Herckheimers Befehl nach Fort Stanwix vor, um dem am 3. August dort angekommenen St. Leger in den Rücken zu fallen. Sie überschritten den Mohawk beim alten Fort Schuyler (dem jetzigen Utica) und lagerten sich am Abend des 5. August an der Stelle, wo der Oriska in den Mohawk fließt, und wo jetzt das Dorf Oriskany steht. Die ungeübten Truppen brannten vor Begierde, sich mit dem Feinde zu messen. Herckheimer dagegen, welcher im letzten französischen Kriege seine Erfahrungen gesammelt hatte, war bedächtiger und wollte keine Gefahr laufen, welcher er nicht durch Tapferkeit und gute Haltung gewachsen war. Er drückte daher den Offizieren seine wohlbegründeten Zweifel ob der Thunlichkeit weitern Vorrückens aus

und schlug vor, wenigstens so lange damit zu warten, bis das verabredete Signal von Fort Stanwix aus gegeben sein würde. Herckheimer hatte nämlich einen Boten, Adam Helmer, an Oberst Gansevoort geschickt und ihn von seinem Herannahen benachrichtigt. Er sollte einen Ausfall auf den belagernden Feind machen und die Eröffnung der Feindseligkeiten durch drei Kanonenschüsse anzeigen, worauf die Deutschen sofort zum Angriff übergehen würden. Der Bote kam aber erst am 6. August Mittags gegen 1 Uhr bei Gansevoort an.

Die Offiziere wurden ungeduldig und wollten von keinem längern Aufenthalt hören; sie drangen auf sofortigen Abmarsch und gingen sogar so weit, dem General Mangel an Entschiedenheit und Patriotismus vorzuwerfen. Der tapfere Mann erwiderte den ihn Drängenden mit Würde und Ruhe, daß er sich als den Vater der ihm untergebenen Truppen betrachte, und daß er sie nicht in eine Lage zu bringen wünsche, aus welcher er sie nicht befreien könne, daß er persönlich nicht dieselben Gründe zur Vorsicht und Schonung seines Lebens habe, als die meisten Offiziere und Mannschaften, da, wenn er falle, kein Kind seinen Verlust beklage; daß aber, wenn sie sich jetzt blindlings in die Gefahr stürzten, das ganze Mohawk Thal bald von den Klagen der Wittwen und Waisen wiederhallen werde, und das zu einer Zeit, wo Fort Stanwix und seine kleine Garnison alles sei, was zwischen den deutschen Ansiedlungen und den grausamen Wilden, ja den noch grausameren Tories stehe. Zugleich äußerte Herckheimer seine Besorgniß darüber, daß das Fort, wenn ihm sein Entsatz nicht gelingen sollte, sich unbedingt ergeben müsse, daß dann aber nichts in der Welt ihre Häuser vor Feuer, ihre Weiber und Kinder vor dem Tomahawk und Skalpiermesser retten werde. Allein die Offiziere und ihre Leute wollten sich nicht belehren lassen, ungestüm drangen sie auf sofortiges Vorrücken. Feigling, Tory! erscholl es aus den Reihen. Widerwillig und gegen seine bessere Einsicht gab Herckheimer endlich, um die im Angesicht des Feindes doppelt verderbliche Insubordination im Keime zu ersticken, den Befehl zum Aufbruch und zum Vorrücken, nicht ohne vorher den lautesten Schreiern, dem Obersten Fischer und seinen Offizieren, warnend zugerufen zu haben, daß sie im Augenblick der Gefahr die ersten sein würden, welche ihr Heil in der Flucht suchten.

Das herckheimer'sche Korps konnte wegen der engen Waldstraße nicht einmal seine Flanken gehörig decken und soll es zudem sträflicher

Weise versäumt haben, seine Plänkler vorauszuschicken. Ein ungeordneter Haufe bewegte es sich auf dem schmalen Waldwege fort. St. Leger schickte am frühen Morgen den Obersten Butler mit einer ansehnlichen Streitmacht, sowie Brant mit seinen Indianern gegen die Deutschen ab. Jene sandten, um sich über die Stärke der letzteren zu vergewissern, Späher aus, die sich am Wege verbargen, die Zahl und Unordnung des arglos herannahenden Feindes genau beobachteten und, auf Umwegen zurückeilend, ihrem Häuptling willkommenen Bericht erstatteten. Brant hatte auf eine feindliche Uebermacht gerechnet. Als er jetzt entdeckte, daß er sich nur mit 700—800 Mann zu messen brauchte, beschloß er mit Butler, dem feindlichen General zuvorzukommen und ihn unvorbereitet noch im Walde zu überfallen.

Etwa sechs englische Meilen von Fort Stanwix und eine halbe Wegstunde von Oriskany führte der Weg durch eine Schlucht, deren morastiger Boden nur durch einen Knüppeldamm gangbar gemacht war. Beide Seiten der Höhe, die östliche wie die westliche, waren mit dichtem Wald bedeckt, von welchem aus man den engen Pfad genau beobachten konnte. Auf der westlichen Seite der Höhe lagerten sich Brant und Butler. Es war etwa elf Uhr Morgens, als Herckheimer, auf einem Schimmel an der Spitze seines Bataillons reitend, die Schlucht erreichte. Langsam folgten seine Leute, aus dem Walde kommend, ihm in die Thalsenkung, langsam erstiegen sie aus der Niederung die westliche Höhe, wo Herckheimer sie erwartete. Die kleine Streitmacht war zum Theil auf der letztern angekommen, zum Theil noch in der morastigen Schlucht, die Gepäckwagen waren eben hineingefahren und nur die Nachhut, bestehend aus Oberst Fischers Regiment, befand sich noch am östlichen Abhang, als Tories und Indianer mit schrecklichem Geheul und Geschrei aus dem Walde drangen, die Verbindung Fischers mit dem Hauptkorps unterbrachen und im wüthenden Angriff auf die Deutschen los stürzten. Der Nachtrab kam kaum in Betracht, da er in wilder Flucht zurückeilte und von den verfolgenden Indianern fast ganz aufgerieben wurde. Was den Schrecken der Angegriffenen noch vermehrte, war das teuflische Aussehen der Indianer, welche, bunt bemalt und fast nackt, hinter den Bäumen hervor und mit gellendem Geheul auf ihre Opfer losstürzten. Und gerade Fischer war, wie wir gesehen haben, derjenige gewesen, der Herckheimer die lau-

testen Vorwürfe gemacht hatte! Als dieser das erste feindliche Feuer empfing, befahl er Cox, mit seinem Bataillon sofort auf der Straße in Linie einzuschwenken; indessen war der Kugel- und Pfeil-Regen des unsichtbaren Feindes so stark, daß der Versuch aufgegeben werden mußte, und daß die Leute hinter den einzelnen Bäumen Schutz suchten. Der kaltblütige Führer übersah schnell genug seine verzweifelte Lage. Es gab nur eine Rettung aus ihr, und diese war Kampf und Widerstand bis aufs äußerste. Sofort entbrannte denn das erbittertste Handgemenge zwischen den mit einander ringenden Feinden. Der Deutsche setzte dem Tomahawk des Indianers sein Messer oder die Gewehrkolbe entgegen; hier rangen die Gegner mit einander, bis der eine erschöpft am Boden lag, dort zerfetzten sie sich mit Messern und sogar mit den Zähnen, ja selbst im Tode hielten sie einander noch krampfhaft umklammert. Wie ein Augenzeuge erzählt, fand man sie am Abend nach der Schlacht die Hand des Einen in dem Haar des Andern, die Rechte noch nach dem Messer greifend, mit welchem der Obenliegende die Brust des Unten-liegenden durchbohrt hatte. Herckheimer kämpfte in den vordersten Reihen und erhielt gegen Mittag einen Schuß, sechs Zoll unterm Knie, der sein Bein zerschmetterte und sein Pferd tödtete. Er ließ seinen Sattel an die Seite eines alten Baumstammes tragen und gab, an diesen gelehnt, seine weiteren Befehle. Seiner Umgebung, welche ihn auf die Gefahr aufmerksam machte und ihm eine geschütztere Stellung empfahl, erwiderte er: „Ich will dem Feinde ins Gesicht sehen", und ruhig fuhr er mit der Ertheilung seiner Befehle fort. Mitten im heftigsten Feuer langte er Stahl und Schwamm aus der Tasche und steckte seine Pfeife an.

Allmälig fanden sich die Deutschen wieder zusammen und boten den Königlichen und den Indianern einen so hartnäckigen Widerstand, wie diese ihn nicht erwartet hatten. Die Ruhe und Kaltblütigkeit des Generals wirkten begeisternd auf seine Leute, deren Energie und Ausdauer es bald gelang, die im Anfang verloren gegangene Ordnung wieder herzustellen. Sie bildeten um Herckheimer einen Kreis und boten in eng geschlossenen Reihen dem grimmigen Feinde die Stirn. Wohl wütheten Tomahawk, Bayonnet, Messer und Axt schrecklich unter den tapferen Bauern vom Mohawk, aber sie standen jeder seinen

Mann und zahlten ihre Verluste blutig heim. Da fiel, es war gegen Mittag, ein heftiger Regenschauer, welcher der blutigen Arbeit für eine Stunde ein Ende machte. Als der Himmel sich wieder klärte, hatten die bis dahin Angegriffenen noch mehr Haltung und Zusammenhang gewonnen. Bisher waren die Indianer ihnen dadurch überlegen gewesen, daß sie keinem Schützen, der seinen Schuß hinter dem Baum her abgefeuert hatte, mehr Zeit zu einem zweiten Schuß ließen, sondern ihm entgegen liefen und ihn, ehe er laden konnte, mit dem Tomahawk niederschmetterten. Jetzt stellte Herckheimer zwei Männer hinter jedem Baum auf. Sobald der eine geschossen hatte, legte der andre an, um den heranspringenden Indianer niederzuschießen, der sich seines Opfers sicher wähnte. Diese Taktik wirkte; die Indianer fielen massenhaft und wagten, in ihrer Wuth nachlassend, keinen Angriff mehr auf die ihre Kriegsweise überbietenden Deutschen. Diese dagegen gewannen mit jedem von ihrer Hand niedergestreckten Feinde größere Zuversicht und betrachteten sich schon als die Herren des Schlachtfeldes, als ganz plötzlich eine Abtheilung des Johnson'schen Regiments „Royal Greens" den schon unterliegenden Tories zu Hülfe eilte. Eine bedeutende Anzahl der Mannschaften dieses Regiments war aus ehemaligen Bewohnern des Thals, aus Nachbarn, Freunden und Verwandten derselben Männer angeworben, welche ihnen jetzt mit den Waffen in der Hand gegenüber standen. Hatte es vorher schon für Jeden gegolten, sein Leben gegen die Indianer so theuer als möglich zu verkaufen, so entbrannte diesen Verräthern gegenüber die Kampflust der Republikaner vom Mohawk zur höchsten Wuth. Der Indianer war die wilde Bestie, die man aus Nothwehr erlegte; der ehemalige Nachbar aus dem Thal war ein Gegenstand des Abscheus und des fanatischen Hasses, weil er mit den Feinden gemeinschaftliche Sache gemacht hatte. Das Zielen und Schießen dauerte den braven Deutschen zu lange; sie kehrten bald ihre Büchsen um und schlugen mit den Kolben auf die Royalisten los, ja sie kamen sich so nahe, daß sie einander bei der Gurgel packten und erwürgten, mit dem Messer zustießen oder selbst im Handgemenge todt hinsanken. Oberst Cox fiel in einem solchen Faustkampfe. Seine helle, gebietende Stimme übertönte anfeuernd und ermuthigend den wilden Schlachtruf der Indianer und den Lärm der Kugeln. Auch der feindliche Anführer, Major

Watt, ein Schwager John Johnsons, fiel an dieser Stelle. Man ließ ihn als todt liegen; aber später kam er wieder zu sich. Endlich, nach länger als halbstündigem Kampfe waren die Royalisten zurückgedrängt. Bald darauf vernahmen die kämpfenden Parteien aus der Richtung von Fort Stanwix her heftigen Kanonendonner, die Engländer fürchteten, im Rücken angegriffen zu werden, und flohen in wilder Flucht vom Schlachtfeld, in dessen Besitz nunmehr die tapferen Bauern von Tryon County blieben.

Aber dieser Erfolg war auch theuer genug erkauft; an zweihundert Mann, ein Viertel der am Morgen in die Schlacht eingerückten Mannschaften, waren gefallen und lagen entweder todt oder so schwer verwundet auf dem Schlachtfelde, daß sie nicht fortgeschafft werden konnten. Außer Herckheimer, auf welchen wir noch zurückkommen, waren von Offizieren der Oberst Cox, der Obristlieutenant Friedrich Bellinger, die Majore Eisenlord, Klappsattel und van Slyck, der Hauptmann Friedrich Hellmer, der Lieutenant Dietrich M. Petrie gefallen. Die große Mehrzahl der Subalternoffiziere blieb oder gerieth mit dem Obersten Bellinger und Major Frey in Gefangenschaft. Es gab kaum ein Haus oder eine Hütte im Thal, welche durch den Tod entweder des Vaters, oder Bruders, oder Sohnes nicht in Trauer versetzt worden wäre. So blieben zwei Wohllebens auf dem Schlachtfelde, neun Schells, mehrere Kasts, Demuths, Heß, Baumanns, Vetters und Orendorfs; andere wurden schwer verwundet in die Gefangenschaft geschleppt oder von den Indianern halb zu Tode gequält und dann mit kaltem Blute ermordet. Noch am Abend des 6. August kehrten die erschöpften und ermüdeten Deutschen nach dem alten Fort Schuyler, dem jetzigen Utica, zurück, wo sie die Nacht zubrachten, am 7. und 8. traten sie ihren Rückmarsch in die Heimath an.

Aber auch die Feinde hatten schrecklich gelitten. Selten ist wohl ein Treffen unglücklicher eingeleitet worden, als das bei Oriskany für die tapferen Thalbewohner; aber selten auch hat die Hartnäckigkeit und Zähigkeit des Angegriffenen die anfängliche Niederlage in einen Triumph verwandelt wie dort. Gleich beim ersten Angriff fiel das ganze Gepäck und die Munition in die Hände des Feindes, doch die kräftigen Bauern ließen sich dadurch nicht entmuthigen. Der Tag war heiß, und nicht ein frischer Trunk fand sich im Bereich der Deutschen.

Trotzdem kämpften sie tapfer drei volle Stunden lang und machten durch ihre Tapferkeit die militärische Unbesonnenheit wieder gut, durch welche sie dem Feinde sich fast machtlos überliefert hatten. Jetzt mochte Manchem, der am Morgen für unbedingtes und schnelles Vorrücken gestimmt hatte, wohl klar werden, daß der brave Herckheimer im Recht gewesen, wenn er nicht sofort angreifen wollte. Aber nun half kein Grübeln und Nachdenken mehr. Es galt mit der Ehre die Heimath von Mord, Brand und Todtschlag zu retten, es war im eigentlichen Sinne des Worts ein Kampf pro aris et focis. So mußte der Feind für jeden Todten auf deutscher Seite bluten, er litt ebenso schrecklich, wenn nicht schrecklicher, als im Anfang des Treffens die Deutschen gelitten hatten. Am Abend des Tages waren von Tories und Indianern mehr als 100 gefallen und fast ebenso viel verwundet. Nicht weniger als dreißig Senekas, darunter fünfzehn Häuptlinge, bedeckten mit ihren Leichen das Feld.

Auf die überlebenden Wilden hatte aber die Metzelei bei Oriskany einen so tiefen, schrecklichen Eindruck gemacht, daß, soviel Angriffe sie in der Folge auch vom Hinterhalt aus noch ausführten, sie doch nicht mehr wagten, den Deutschen in offener Feldschlacht gegenüber zu treten. Dazu kam der Verlust, welcher ihnen von Fort Stanwix aus beigebracht wurde. Der Bote Herckheimers hatte nämlich um ein Uhr Mittags dasselbe erreicht und das Herannahen des Generals angekündigt. Gansevoort schickte sofort unter Obristlieutenant Marinus Willet 250 Mann ab, um St. Leger und den Seinigen in den Rücken zu fallen und Herckheimer Luft zu schaffen. Sie drangen in das Lager Sir Johnsons ein, nahmen dessen Gepäck und Papiere, erbeuteten fünf englische Fahnen und sämmtliche für die Indianer bestimmten Geschenke, worauf sie unbelästigt mit ihrer Beute ins Fort zurückkehrten. So verloren die Indianer ihre ganze Habe, ja sogar ihre alten Decken, da sie ihrer Gewohnheit gemäß fast nackt in die Schlacht geeilt waren. Sie froren in der Nacht, und viele erlagen ihren Wunden. Selbst die Qualen, mit denen sie ihre Gefangenen peinigten, konnten sie für ihren Verlust und den Tod ihrer Häuptlinge und besten Krieger nicht entschädigen. Um sich zu rächen, plünderten sie bald darauf das Gepäck der englischen Offiziere, sowie die Boote am Wood Creek und machten sich mit ihrem Raube davon. Als die Senekas in ihr Gebiet zurückkehrten, heulten

die in den Dörfern Zurückgebliebenen vor Schmerz und Jammer über den Tod der besten Krieger und Häuptlinge. Die Indianer waren durch Oriskany vollständig demoralisirt und entmuthigt. Die Engländer fanden nun, daß ihre Bundesgenossenschaft doch mehr schlimme als gute Folgen nach sich zog, und verwandten sie fortan nicht mehr als Hülfstruppen. Von jetzt an begegnen wir ihnen nur noch auf heimlichen Raubzügen und bei vereinzelten Ueberfällen.

Am Tage nach der Schlacht schlichen sich Willet und Stockwell durch die Belagernden, um Hülfe herbeizurufen. Der tapfere Gansevoort lehnte stolz die ihm wiederholt gewordenen Aufforderungen zur Uebergabe ab. Schon drohte der täglich fühlbarer werdende Mangel an Lebensmitteln ihn dazu zu zwingen, als Arnold mit den im Mohawk Thal gesammelten Freiwilligen und einer Handvoll regulärer Soldaten zur Hülfe herbeieilte. Die übertriebenen Gerüchte von seiner Nähe und Stärke erzeugten einen so panischen Schrecken im Lager St. Legers, daß dieser am 22. August 1777, Zelte, Geschütz und Munition im Stiche lassend, die Belagerung aufhob und sich in wilder Flucht davonmachte.

Das Gefecht bei Oriskany und die Behauptung von Fort Stanwix gehören in der Geschichte zusammen; sie sind der erste bedeutende Triumph der republikanischen Waffen im Norden und bilden die Vorläufer der Uebergabe Burgoyne's. Aus dem Zusammenhang mit den Ereignissen gerissen, war die Schlacht bei Oriskany unbedeutend, zumal wenn man nur die Zahl der darin Kämpfenden in Betracht zieht. Im Sinne heutiger Kriegsführung könnte sie höchstens als kleines Gefecht auf eine flüchtige Erwähnung in den Zeitungen Anspruch machen; allein trotzdem gehört sie durch ihre Folgen zu den allerwichtigsten Schlachten des Revolutionskrieges. Hätte nämlich St. Leger nicht diesen erbitterten Widerstand bei Oriskany gefunden, und wären in Folge dessen die indianischen Bundesgenossen nicht entmuthigt und zuchtlos geworden, so würde den Engländern und Indianern das wichtige Mohawk Thal für die Dauer des Krieges in die Hände gefallen sein, so würde ihrer Verheerung des Thals bis Albany kein Hinderniß im Wege gestanden haben, und so würde vor allem Burgoyne rechtzeitig durch eine Streitmacht verstärkt worden sein, welche bei ihrer genauen Ortskenntniß ihm den Weg nach Albany geöffnet und ihn vor der Kapitulation bei Saratoga gerettet hätte. Ebenso hoch, wenn nicht

höher, ist der weitgreifende moralische Eindruck anzuschlagen, den Oriskany auf das ganze Land machte. Wie es den Triumph der amerikanischen Waffen bei Saratoga wesentlich bedingen half, so hob es, als erster Sieg der freien Bauern über Reguläre und Indianer, das Selbstgefühl der nördlichen Massen und strahlte als erster Hoffnungsschimmer für die in Folge bisheriger Niederlagen gebeugten Gemüther. In diesem Lichte faßten auch Washington und die hervorragenden Männer im Felde und im Kongreß das willkommene Ereigniß auf. So haben die patriotischen deutschen Männer, welche die Schlacht bei Oriskany schlugen, nicht bloß für das Thal und ihre Angehörigen, sie haben für die Freiheit des ganzen Landes geblutet und einen der festesten Grundsteine zu dessen Unabhängigkeit legen helfen.

Wenden wir uns jetzt wieder zu ihrem Führer zurück, der sie durch sein edles Beispiel zur Tapferkeit begeisterte und das hervorragendste Opfer des Kampfes wurde: Herckheimer hatte während desselben, trotzdem daß er nicht stehen und gehen konnte, den Oberbefehl geführt. Nach der Schlacht trug man ihn auf einer Bahre nach seinem Hause, welches in der gegenwärtigen Gemeinde Danube, etwa eine Stunde östlich von Little Falls, heute noch steht. Hier wurde ihm das arg zerschmetterte Bein unterhalb des Knies abgenommen. Es scheint, daß der operirende Wundarzt nichts oder sehr wenig verstand; er wurde beschuldigt, die Blutgefäße nicht gehörig unterbunden und Fleisch und Knochen geradezu abgeschnitten zu haben. In den ersten Tagen nach der Schlacht erregte der Zustand des Generals gleichwohl nicht die mindeste Besorgniß. Er selbst schrieb Briefe und besorgte seine Geschäfte ganz in der gewöhnlichen Weise. So meldete er am 8. August dem General Philipp Schuyler als Oberbefehlshaber des nördlichen Departments, die Ereignisse der letzten Tage und den glücklichen Ausgang der Schlacht. „So eben", antwortet Schuyler am 9. August aus Albany, „habe ich Ihren gestrigen Brief erhalten. Ihr und Ihrer wenigen Mitkämpfer Tapferkeit, welche eine so überlegene Anzahl Wilder zurückschlug, macht Ihnen große Ehre. Ich habe Ihnen vor drei Tagen einige Kontinental-Truppen zugesandt, eine andre Abtheilung marschirt heute ab, und da die Miliz auch herbeieilt, so hoffe ich, Ihnen bald fernere Verstärkungen zuschicken und vor allem Fort Schuyler entsetzen zu können. Ich wünsche Ihnen eine glückliche und schnelle Heilung Ihrer Wun-

den." Ebenso berichtet Schuyler am 10. August 1777 dem Präsidenten des Kongresses, daß Herckheimer nicht todt, sondern nur verwundet sei.

Nach ein paar Tagen trat indessen Verblutung ein. Als Herckheimer sein Ende herannahen sah, bat er um eine Bibel und las daraus seiner Umgebung den 38. Psalm vor: „Herr, strafe mich nicht in deinem Zorn und züchtige mich nicht in deinem Grimm!" Er starb am 17. August 1777 und wurde ungefähr 25 Ruthen südöstlich von seinem Hause auf einem kleinen Hügel begraben. Ein einfacher weißer Stein zeigt die Stelle an; er trägt die Inschrift: „General Nikolaus Herckheimer, gestorben am 17. August, zehn Tage nach der Schlacht von Oriskany, in welcher er die Wunde erhielt, welche seinen Tod herbeiführte."

Der Verlust des tapfern Mannes rief im ganzen Thal die tiefste Trauer und Bestürzung hervor, aber auch in weiteren Kreisen wurde das unzeitige Ende des treuen Patrioten schmerzlich empfunden. Im Oktober 1777 nahm der Kongreß der Vereinigten Staaten einen Beschluß an, wodurch fünfhundert Dollars zur Errichtung eines Denkmals für Herckheimer angewiesen wurden. In der dem Gouverneur des Staates New York dieserhalb gewordenen Mittheilung schreibt der Präsident des Kongresses: „Dem Andenken erlauchter Männer, welche ihr Leben für die Freiheit und das Glück ihres Landes hingaben, jede Art Auszeichnung zu erweisen, ehrt Diejenigen, welche ihm diesen Zoll ihrer Dankbarkeit darbringen, und ermuntert das heranwachsende Geschlecht, auf demselben Pfade zu wandeln, nach Ruhm und Unsterblichkeit zu streben."

Gouverneur Clinton, welcher diesen Beschluß an den Sicherheitsausschuß von Tryon County einsandte, bemerkte dazu: „Beifolgend sende ich Ihnen die Abschrift eines Briefes und Beschlusses des Kongresses für Errichtung eines Denkmals zu Ehren Ihres verstorbenen braven Generals. Während ich mit Ihnen die traurige Veranlassung beklage, bin ich tief durchdrungen von der großen und reichlich verdienten Ehre, welche der Kongreß dem Andenken des tapfern Mannes erwiesen hat." Einfacher und erschöpfender kann aber das Verdienst Herckheimers nicht geschildert werden, als in den wenigen Worten Washingtons, wenn er sagt, daß der Held vom Mohawk Thal es war, welcher den ersten glücklichen

Umschwung in die traurige Führung des nördlichen Feldzuges gebracht; daß er aus Liebe zum Lande, nicht mit dem Wunsche nach einem höhern Kommando, geschweige um pekuniärer Vortheile willen gedient habe.

Ueber die Vergangenheit und namentlich die Jugend Herckheimers ist wenig bekannt. Auch darin ist er der echte Volksheld, daß er ebenso schnell und entscheidend auf den großen Schauplatz tritt, als er wieder davon verschwindet. Außer seinem Testamente ist nicht eine Zeile von ihm erhalten. Er scheint überhaupt wenig geschrieben zu haben, und dieses Wenige war unbeholfen und steif. Auch sein Bericht über die Schlacht von Oriskany konnte trotz eifrigen Suchens weder in Washington, noch in Albany aufgefunden werden. „Es ist schade," schreibt Duane darüber an Livingston, „daß Herckheimer der schriftlichen Darstellung so wenig mächtig war, und daß er uns in seinem Briefe eine so lahme und unvollständige Beschreibung des großen Ereignisses gegeben hat." Ebenso wenig ist ein Bild von ihm erhalten, welches uns das Aeußere des Mannes vergegenwärtigte. Der Eine hält Herckheimer für einen Holländer, der Andere für einen Amerikaner; daß er der Sohn eines Deutschen im Thal war, scheint sogar den amerikanischen Geschichtsschreibern unbekannt geblieben zu sein. Wir Deutsche aber wollen ihn uns nicht nehmen lassen, denn wir haben alle Ursache, stolz auf ihn zu sein und sein Andenken in Ehren zu halten.

Unter den so vielfach verstümmelten deutschen Namen, denen wir in den englischen und amerikanischen Archiven begegnen, giebt es kaum einen, welchem dieses Unglück in höherm Grade zugestoßen wäre, als der Familie Herckheimer. Wir finden sie 1725 angeführt als Erghemar, 1752 als Herchkeimer, 1756 als Harkemeis, 1758 als Hareniger, und zu späteren Zeiten als Herchamer, Harchamer, Harkaman und Herkermer; jetzt heißt sie im allgemeinen Herkimer, wie auch der nach dem General benannte Bezirk. Diese Verschiedenheit der Schreibart erklärt sich aus der pfälzer Aussprache, welche bei diesen wie ähnlichen Familien- und Ortsnamen den Ton auf die erste Silbe legt. Die Amerikaner haben offenbar den Namen nach dem Gehör niedergeschrieben; daß aber Herckheimer der richtige Name des Generals war, geht außer dem Zeugniß von Zeitgenossen und

vielen anderen Beweisen am bestem aus dem Umstande hervor, daß er sich in seinem von Canajoharie am 7. Februar 1777 datirten und jetzt noch im Archive des Appellationsgerichts in Albany befindlichen Testamente als Nikolaus Herckheimer unterschreibt. Weniger fest als der Name steht das Alter des Generals. Nach einigen war er ein älterer Mann, in den Sechszigern, als er starb, nach anderen über fünfzig, nach anderen sogar erst 46 Jahr alt. Die Wahrheit scheint in der Mitte zwischen den beiden letzteren Annahmen zu liegen. Der Vater des Generals, Johann Jost Herckheimer, war einer der ersten Deutschen des Mohawk Thals unter dem sogenannten Burnetsfield Patent. Dasselbe bewilligte, wie wir im fünften Kapitel gesehen haben, jedem wirklichen Ansiedler, selbst Kindern und Frauen, je hundert Acker Land. Unter denselben finden sich außer dem genannten Vater des Generals noch Jürgen Erghemar und Magdalena und Katharina Erghemar, welche je hundert Acker auf der Südseite des Flusses erhielten. Der Name begegnet uns hier zum ersten Mal; nach der Reihenfolge zu urtheilen, in welcher sie auf einander folgten, scheint es, daß Magdalena die Frau von Jürgen und Katharina die Frau von Johann Jost war. Hätten die beiden Herckheimers damals Kinder gehabt, so würden sie selbstredend auch deren Namen eingetragen haben, um für jedes Kind hundert Acker zu erhalten. Möglicherweise waren die beiden Frauen auch die Schwestern der Männer, welche dann erst nach ihrer Niederlassung geheirathet hatten. Jedenfalls aber waren diese noch jung, denn Johann Jost Herckheimer, der Vater des Generals, starb erst im August 1775, also nur zwei Jahre vor seinem berühmten Sohne. Er hatte im ganzen dreizehn Kinder (der General das älteste), und zwar fünf Söhne und acht Töchter, deren Nachkommen noch heute im Thale blühen. Woher und wann die beiden Herckheimers nach Amerika kamen, ist gleichfalls in unseren Quellen nicht gesagt. Daß sie Pfälzer waren, zeigt ihr Name; möglicherweise befanden sie sich unter der Einwanderung von 1722. Unter den Nachkommen ihrer Familie giebt es eine Ueberlieferung, wonach die beiden Brüder, nachdem sie einige Zeit hier gewesen, Nachrichten aus der Heimath erhielten, daß sie eine große Erbschaft gemacht, und daß sie in Folge dessen beschlossen hätten, ins Vaterland zurückzukehren. Als sie aber nach New York gekommen wären, habe der Anblick des

Meeres und die Erinnerung an ihre schreckliche Herreise ihren Entschluß erschüttert und ihre sofortige Rückkehr ins Thal bewirkt. Wenn also Johann Jost Herckheimer bei seiner Niederlassung noch nicht verheirathet war, so liegt die Vermuthung nahe, daß er sehr bald darauf zur Ehe schritt, daß sein ältester Sohn Nikolaus in der zweiten Hälfte der zwanziger Jahre des vorigen Jahrhunderts geboren, also bei seinem Tode etwa fünfzig Jahre alt war.

Nikolaus Herckheimer wurde am 5. Januar 1758 während des französischen Krieges zum Lieutenant in der Miliz von Schenectady ernannt und vertheidigte anderthalb Jahre, wie wir in einem frühern Kapitel gesehen haben, das nach ihm benannte Fort Herkimer, als die Franzosen und Indianer die German Flats angriffen. Von 1760 an lebte er in Canajoharie. 1775 ward er Oberst des ersten Bataillons der Miliz von Tryon County und zugleich der Vorsitzende des für dasselbe gebildeten Sicherheitsausschusses. Am 5. September 1776 erhielt er vom Konvente des Staates New York seine Beförderung zum Brigadegeneral sämmtlicher Milizen von Tryon County und befehligte als solcher die amerikanischen Streitkräfte in der Schlacht von Oriskany. Die herckheimer'sche Familie war eine der reichsten und angesehensten im Thale, ihre Mitglieder übten einen großen Einfluß auf die dortigen Deutschen, und auch der General war wohlhabend und sogar reich. Sein Haus hatte die für die damalige Zeit hohe Summe von etwa 8000 Dollars gekostet und galt lange Zeit als das solideste und schönste in der ganzen Umgegend. Er hinterließ, obwohl zweimal verheirathet, keine Kinder und vermachte sein Vermögen, darunter 1900 Acker Land, seinen Verwandten. Herckheimer wird als ein untersetzter, kräftiger Mann geschildert, dessen ursprünglich dunkles Haar schon frühzeitig ergraut war. Weiter geht die Beschreibung seiner Person nicht. Dagegen sagt Washington von ihm: „Der Held vom Mohawk Thal war es, welcher den ersten glücklichen Umschwung in die traurige Führung des nördlichen Feldzugs brachte. Er diente aus Liebe zum Vaterland, nicht mit dem Wunsche nach einem höhern Kommando, geschweige denn um pekuniärer Vortheile willen." Das sagt Alles!

Der Kongreß hat außer ihm auch für einen andern Deutschen ein Denkmal bestimmt, jedoch nur für den letztern erst im Jahre 1882 die zur Ausführung seines Beschlusses erforderlichen Gelder angewiesen.

Dieser andere Deutsche ist der General Kalb, eines fränkischen Bauern Sohn, der bei Camden in Süd-Carolina drei Jahre später tapfer kämpfend für die amerikanische Freiheit fiel. Der deutsche Adel führte in jenem Kriege im Interesse des englischen Königs die Waffen, er kämpfte, mit ein paar rühmlichen Ausnahmen, wie Steuben und Weißenfels, für Kost und Logis im Dienste der englischen Truppenlieferanten; aber die deutschen Bauern haben sich um die junge Republik verdient und die Sünde jener deutschen Landsknechte wieder gut gemacht, und an ihrer Spitze steht der Sohn des pfälzer Bauern. Im December 1883 ist endlich, nach mehr als hundertjähriger Verzögerung, das dem Andenken des General Herckheimer auf dem Schlachtfelde von Oriskany unter Aufsicht der Oneida Historical Society errichtete Denkmal vollendet worden. Dasselbe steht, soweit man darüber im Klaren ist, auf dem nämlichen Platze, wo Herckheimer, schwer verwundet, an einen Baum gelehnt, seine Pfeife rauchend die Befehle ertheilte, welche zu dem wichtigen Siege der deutschen Bauern über Engländer und Indianer führten.





Siebentes Kapitel.

Für Haus und Hof.

Nach der Schlacht bei Oriskany greifen die Deutschen des Mohawk Thals nicht mehr in die großen kriegerischen Bewegungen ein, dagegen leiden sie fortan desto mehr durch feindliche Raubzüge, Plünderungen, Brandstiftungen und sonstige Bedrängnisse des sogenannten kleinen Krieges.

Während des ganzen Jahres 1777 und bis zum Sommer 1778 wurde das Thal nicht vom Feinde beläſtigt. Die Bewohner bestellten ihre Aecker und rechneten auf eine ergiebige Erndte, deren sie um so mehr bedurften, als der vorjährige Ertrag durch die Sorgen für die Erhaltung von Haus und Hof bedeutend geschmälert worden war. Diese Hoffnungen sollten aber schwer getäuscht werden. Am 25. Juni 1778 hatte der Gouverneur des Staates das Regiment des Thals reorganisirt, aber die neun Kompagnien vom Sommer 1775 waren zu sieben zusammengeschmolzen, so sehr hatte Oriskany unter der waffenfähigen Jugend aufgeräumt. Von den ausgebreitetsten Familien, wie den Herckheimers und Schuhmachers, finden wir keine Angehörigen mehr darunter, von den Petries nur noch einen. Zum Obersten wurde Peter Bellinger ernannt, zum Oberstlieutenant Friedrich Bellinger, zum Adjutanten Georg Demuth. Die sieben Hauptleute hießen Michel Ittich, Heinrich Herter, Jakob Schwahl, Heinrich Staring, Severin Casselmann, Friedrich Gethmann und Heinrich Eckler. Alle übrigen Offiziere waren gleichfalls Deutsche, mit Ausnahme des Fähndrichs Patrick Campbell bei Kapitain Ittichs Kompagnie. Natürlich reichten diese über eine so große Fläche zerstreuten Truppen für die Vertheidigung des Thals nicht aus, sie konnten höchstens an einzelnen Punkten entscheidend eingreifen; allein leider sorgten die zwischen den Republikanern zerstreut lebenden Tories dafür, daß der Feind stets von den Bewegungen der Soldaten in Kenntniß gesetzt

wurde. Dazu kam, daß der westliche Eingang zum Thal nicht gehörig geschützt war. Fort Stanwix lag dreißig englische Meilen von den letzten deutschen Ansiedlungen entfernt, so daß es durch kleine Streifpartien leicht umgangen werden konnte. Namentlich kannte der gefährlichste Feind der Deutschen, Joseph Brant, der Mohawk Häuptling, der jetzt im Dienste Englands das Thal verwüstete, jeden Weg und Steg, und selbst als Fort Stanwix im Mai 1781 aufgegeben und das Hauptgewicht der Vertheidigung auf Fort Dayton (im jetzigen Städtchen Herkimer) gelegt wurde, hinderte ihn das nicht, auf Seitenwegen und aus den Wäldern über die zerstreut liegenden Niederlassungen herzufallen und gerade da hervorzubrechen, wo man ihn am wenigsten erwartet hatte. Dieser Brant führte einen der grausamsten Gränzkriege, von welchen die Geschichte der nordamerikanischen Kolonien zu berichten weiß. Was ihn nur noch gefährlicher und furchtbarer machte war, daß er auch an Bildung den Deutschen, wenn nicht überlegen, so doch wenigstens gleichstand. Sir William Johnson hatte ihn nämlich, etwa zwanzig Jahre alt, 1761 auf eine Schule nach Lebanon in Connecticut geschickt und ihm dort eine für die damalige Zeit gute Erziehung geben lassen. Später ward er von der Regierung dazu verwandt, die Zivilisation unter seinen Landsleuten im Thal zu fördern. Hier war er Jahre lang thätig und kam natürlich auch mit den Deutschen in nähere Berührung, deren Vorzüge und Schwächen er genau kennen lernte. Beim Ausbruch der Revolution versicherten sich die Johnsons der werthvollen Dienste Thayendanegeas — so hieß Brant bei seinen Landsleuten — und in dieser Verbindung fällt er in den Bereich unsrer Geschichte. Im Vorübergehen sei hier noch bemerkt, daß er sich nach dem Kriege mit den Johnsons nach Canada wandte und dort 1807 starb.

Brant eröffnete die Feindseligkeiten damit, daß er im Juli 1778 eine kleine, nur aus sieben Familien bestehende Niederlassung in der südöstlichsten Ecke des jetzigen Herkimer County, Andrustown, überfiel. Vier Personen wurden dabei getödtet, darunter ein alter Mann, Namens Bell; ein Anderer kam in den Flammen seines eignen Hauses um. Die Uebrigen wurden als Gefangene abgeführt und alle beweglichen Sachen von den Indianern mitgenommen. Als die Bewohner von German Flats von diesem Ueberfall hörten, setzten sie sofort Brant

nach, konnten ihn aber nicht mehr erreichen. Um ihre Freunde zu rächen, plünderten und verbrannten sie das Haus eines Torys, Namens Jung, den Brant als einen Freund seiner Sache nicht belästigt hatte. Der Indianerhäuptling kehrte zunächst nach Unadilla zurück und bereitete jetzt einen großen Raubzug nach den German Flats vor. Es wohnte hier eine Bevölkerung von nahezu 1000 Seelen in etwa 70 Häusern, die zu beiden Seiten des Flusses lagen. Auf der Nordseite desselben schützte Fort Dayton, auf der Südseite Fort Herkimer die Ansiedler. Beide Forts waren von breiten Gräben umgeben und hatten vor diesen flüchtig aufgeführte Erdwerke; als Zufluchtsorte und Vertheidigungswerke gegen plötzliche Angriffe entsprachen sie völlig ihrem Zwecke. Die reiche Erndte des Sommers war gerade eingebracht worden, als Brant ins Thal einbrach. Von den vier Boten, welche seine Bewegungen erkundschaften sollten, wurden drei von den Indianern getödtet, der vierte aber, Johann Helmer, kehrte unversehrt am letzten August 1778 nach German Flats zurück und meldete das Herannahen des Feindes. Wer nur konnte, flüchtete mit seinen Habseligkeiten ins Fort, in dessen Nähe Brant auch schon am nächsten Abend mit 300 Tories und 152 Indianern bei eintretender Dunkelheit anlangte. Die von ihren Bewohnern verlassenen Häuser steckte er sammt Scheunen, Ställen und sonstigen Gebäulichkeiten an; Pferde und Vieh aber trieb er, ohne einen Angriff auf die Forts zu wagen, mit sich hinweg. Es wurden bei dieser Gelegenheit 63 Wohnhäuser, 57 Scheunen, 3 Mahlmühlen und 2 Sägemühlen mit ihrem Inhalte verbrannt, sowie 235 Pferde, 229 Stück Hornvieh, 269 Schafe und 93 Ochsen mitgenommen. Dagegen verloren nur zwei Personen ihr Leben. Etwa 300—400 Mann Soldaten, welche dem Feinde bis nach Unadilla nachsetzten, vermochten ihn nicht mehr einzuholen.

Dagegen war der Oberstlieutenant Butler erfolgreicher, welcher damals in Schoharie stand und auf die Kunde von dem Raubzug Brants sofort mit dem vierten pennsylvanischen Regiment, einer Abtheilung der morgan'schen Schützen und zwanzig Gränzjägern von Schoharie nach dem Susquehannah aufbrach und Oghkeroga zerstörte. Butler brauchte sechszehn Tage zu seinem mit vielen Beschwerden verbundenen Zuge und kehrte mit Verlust von nur einem Mann nach Schoharie zurück.

Es war im Verlaufe des Krieges das erste Mal, daß den Deutschen am Mohawk Hülfe aus dem Schoharie Thale kam. Wir haben dieses letztere beim Ausbruch der Feindseligkeiten in dem Augenblick verlassen, wo es seinen Sicherheitsausschuß bildete und seine Streitkräfte organisirte. Seitdem war es noch nicht vom Kriege heimgesucht worden. Die dortigen Indianer hatten sich aber nicht zur Neutralität bestimmen lassen und waren gleich zu Anfang des Krieges den Mohawks und den Johnsons nach Canada gefolgt. Sie wurden dadurch ihren alten Nachbarn nur um so gefährlicher und brachen desto häufiger in das Thal ein, wo sie die Oertlichkeit so genau kannten und zugleich an einem Theil der Bewohner thätige Genossen fanden. Nirgend im Staate New York hatte die Revolution eine solche Theilung der Ansichten und Spaltung der Familien erzeugt, als in Schoharie, Vater stand gegen Sohn, wie z. B. in den angesehenen Familien Ball und Kreisler, Bruder gegen Bruder, wie bei den Manns und Beckers. Nur eine einzige Familie, die Hagers, waren in sich einig und standen mit allen ihren Mitgliedern zur Sache der Revolution. Die unentschiedenen, unschlüssigen Gemüther aber wurden von den entschlossenen, ihres Zieles bewußten Männern mit fortgerissen, und da zu Anfang des Krieges in Schoharie die Entschiedenen zu den Loyalisten gehörten, so war das Thal bald in sich gespalten und uneins, ja fast wehrlos den feindlichen Ueberfällen preisgegeben.

Bis zum Sommer 1777 blieb auch in Schoharie Alles ruhig; höchstens, daß hier einmal ein paar Tories verhaftet oder dort einige unbedeutende Indianereinfälle abgewehrt wurden. Da keine unmittelbare Gefahr drohte, so war sogar ein Theil der zur Vertheidigung des Thales bestimmten Streitkräfte nach Fort Edward verlegt worden. Im Juli des genannten Jahres näherte sich aber dem Thale die erste größere Gefahr. Gleichzeitig mit Burgoyne's Vorrücken nach Süden und St. Legers Marsch an den Mohawk war nämlich der schottische Kapitain Donald Mac Donald, dem wir später noch einmal als einem der gefährlichsten Tories begegnen werden, vom englischen Obergeneral beauftragt worden, mit ein paar hundert Tories und Indianern in die Niederlassungen am Schoharie einzubrechen und nach deren Zerstörung bis Albany vorzudringen, wo er sich mit den aus Norden und Nordwesten eingetroffenen englischen Streitkräften

vereinigen sollte. In Schoharie traf der Sicherheitsausschuß bereits am 7. Juli seine Vorkehrungen und stellte die nöthigen Wachen aus, um gegen einen plötzlichen Ueberfall gerüstet zu sein. Sogar zur Kirche mußten die Ansiedler bewaffnet kommen, wenn sie nicht eine schwere Strafe bezahlen wollten. Leider bot sich ihnen kein Schutz, und weder nach Süden noch nach Westen stand dem Feinde das geringste Hinderniß im Wege. Die an den new yorker Sicherheitsausschuß gerichteten Bitten um Verstärkung konnten nicht berücksichtigt werden, da dieser selbst keine verfügbaren Kräfte hatte. Die Einnahme von Ticonderoga entmuthigte einen großen Theil der Bewohner des Thals derartig, daß sie keinen Widerstand mehr zu leisten wagten und sich in das Aeußerste zu ergeben beschlossen. Die Miliz weigerte sich anfangs zu marschiren und zur nördlichen Armee zu stoßen, da ihre eignen Angehörigen dem Feinde ohne Schutz preisgegeben seien, und später war sie nur mit Androhung von Gewalt zum Abmarsch zu bestimmen. Washington sandte zwar Glovers Division nach dem Norden und bestimmte, daß ein Theil davon die Gränzansiedlungen am Schoharie beschützen solle; indessen hielt General Schuyler diese Verstärkungen zurück, um sie gegen den täglich näher rückenden Hauptfeind, den General Burgoyne, zu verwenden. Mac Donald zeigte sich am 10. August 1777 zuerst bei Breakabeen im Thale und zog entweder die Unschlüssigen mit sich fort und verstärkte dadurch seine Reihen, oder stellte sie unter königlichen Schutz, wodurch sie jedenfalls der Sache des Volkes verloren gingen. Zum Glück für die Einwohner war aber der Schotte seiner Sache zu sicher und vergeudete zu viel Zeit in kleinen Quälereien, Brandschatzungen und Plünderungen. Statt sofort vorzurücken, hielt er sich drei Tage zwischen Breakabeen und Middleburg auf und ließ dem die Vertheidigung des Thales leitenden Obersten Harper Zeit, nach Albany zu eilen und eine Verstärkung von 28 Reitern zu holen. Mit diesen und einigen Dutzend in der Eile aufgerafften Bauern fiel Harper am 13. August über den durchaus unvorbereiteten Mac Donald her und jagte Indianer und Soldaten durch die Heftigkeit seines plötzlichen Angriffs derartig in Angst und Schrecken, daß sie eiligst die Flucht ergriffen und nicht eher als am Susquehannah Halt machten.

Jetzt, nachdem die dringende Gefahr abgewandt war, machte sich auch der Gemeingeist unter den Schohariern wieder geltend. Sie schickten

bedeutende Korn- und Mehlsendungen an General Gates — so u. a. am 18. Oktober 131 Zentner — und statt Schutz vom Kongresse zu verlangen, ließen sie einen Theil ihrer bewaffneten Macht zu der Burgoyne gegenüberstehenden nördlichen Armee stoßen. Um aber für die Zukunft besser gegen die verderblichen Folgen eines feindlichen Einfalls gesichert zu sein, veranlaßte der Sicherheitsausschuß, daß zum Schutze der Ansiedler drei Forts im Thale errichtet wurden. Das untere derselben wurde nördlich vom Dorfe Schoharie, da wo jetzt die holländisch-reformirte Kirche steht, erbaut. Der massive Thurm derselben stammt noch aus jener Zeit und zeigt seine ursprüngliche Bestimmung an. Das von allen zuerst erbaute mittlere Fort, welches ziemlich in der Mitte der Niederlassungen, eine halbe englische Meile nordöstlich von der Middleburger Brücke lag, diente zugleich als Hauptquartier, während das obere Fort etwa fünf englische Meilen südwestlich von dem zuletzt genannten, auf der Westseite des Flusses an der Stelle errichtet war, wo sich jetzt die murphy'sche Mühle findet. Sämmtliche Forts wurden im Herbst 1777 vollendet und erwiesen sich in der Folge als eine große Wohlthat für die bisher schutzlos gewesenen Ansiedler.

Das Jahr 1778 verlief ohne weiteres Unglück für die Bewohner von Schoharie, dagegen wurde Cobelskill am 1. Juni von den Indianern unter Brant zerstört. Der listige Indianer lockte die dort gebildete Kompagnie unter Kapitain Braun in einen Hinterhalt und rieb sie hier fast ganz auf. Nicht weniger als 22 Bürgersoldaten wurden getödtet, andere schwer verwundet und nur sechs entkamen unverletzt. Die Frauen und Kinder flohen in den Wald, von wo aus sie ihre Häuser und Felder in Brand gesteckt sahen. Brant verfolgte aber den hier gewonnenen Vortheil nicht, sondern wandte sich an den Susquehannah zurück, wo zu Anfang Juli die Ansiedlungen im Wyoming Thal von Loyalisten und Indianern so grausam zerstört wurden, und fiel im Juli ins Mohawk Thal ein.

Bald nach diesen Ereignissen erhielt das Schoharie Thal endlich die so lange vergeblich erbetene Besetzung von Kontinentaltruppen. General Washington sandte den Oberstlieutenant Wm. Butler mit dem vierten pennsylvanischen Regiment und drei Kompagnien Scharfschützen von Morgans Korps zuerst nach Albany und dann nach Schoharie, wo sie das mittlere Fort zu ihrem Hauptquartier machten und

für sämmtliche Gränzniederlassungen bis an den Susquehannah einen wirksamen Schutz boten. Wie wir bereits oben gesehen haben, unternahm Butler mit einem Theil dieser Truppen die erfolgreiche Verfolgung Brants und seiner Indianer, als sie am letzten August die German Flats überfallen und verwüstet hatten. Im Herbst 1778 wurde noch ein Regiment new yorker Staatstruppen unter Oberst Dubois nach Schoharie verlegt, so daß dieses jetzt gegen jeden offenen Einfall hinreichend gesichert war.

Desto erbitterter tobte dagegen der sogenannte kleine Krieg. Die englische Regierung setzte um diese Zeit einen Preis von acht Dollars für jeden amerikanischen Skalp aus. In Folge dieser barbarischen Maßregel wurde der Gränzkrieg, der bisher vorzugsweise gegen die waffenfähigen Männer gewüthet hatte, zu einer grausamen Metzelei. Indianer und Tories suchten nämlich jetzt so viele Skalps als möglich beizubringen und tödteten, bloß um die versprochenen acht Dollars zu gewinnen, Kinder, Mütter und Greise. Mehr als ein deutscher Ansiedler fand, wenn er Abends aus dem Felde nach Hause kam, seine ganze Familie abgeschlachtet in oder vor seinem Hause, Frau und Kinder mit abgeschnittener Kopfhaut oder gar mit zerschmettertem Schädel, wenn die Kopfhaut sich nicht schnell genug abziehen ließ. Das Skalpiren wurde jetzt ein regelmäßiges Geschäft und kunstgemäß betrieben. Am Abend nach einem Ueberfall pflegten die Indianer die erbeuteten Skalps auf Stäben auszuspannen und während der Nacht zu trocknen, während die Angehörigen der Abgeschlachteten als Gefangene mit gebundenen Händen der empörenden Operation zusehen und bei der geringsten Aeußerung ihres Schmerzes einer ähnlichen Behandlung gewärtig sein, ja oft die grausamste Tortur, ein allmäliges Rösten, als langsamen Feuertod erdulden mußten.

Im Jahre 1779 blieben die Thäler des Schoharie und des Mohawk von jedem feindlichen Einfall verschont. Washington hatte nämlich, um die Indianer für die in Wyoming und überhaupt im Westen des Staates New York begangenen Gräuel zu züchtigen, den Kongreß veranlaßt, unter Sullivan eine Expedition gegen dieselben auszurüsten. Dieser General drang im August 1779 mit seinem Unterbefehlshaber, General Clinton, der vom Mohawk aus

gemeinschaftlich mit ihm operirte, an der Spitze von fünftausend Mann gegen die sechs Nationen vor, verheerte und verwüstete ihr Land, schlug sie am 29. August bei Newtown, in der Nähe des heutigen Elmira, und verfolgte sie bis in das Genessee Thal, wo er mehr als vierzig ihrer Dörfer zerstörte. Der Mangel an den unentbehrlichsten Lebensmitteln trieb die Indianer mit ihren Freunden, den Tories, über die Gränze nach Canada, von wo aus sie wenigstens bis zum Jahre 1780 keinen Einfall mehr wagten. Im Mohawk Thale ließ General Clinton zwei new yorker Linienregimenter zurück, welche in Canajoharie einquartirt wurden und von hier aus Indianer und Tories in Respekt und angemessener Entfernung hielten.

Sullivans Kriegsführung war nicht energisch genug gewesen, um die Feinde auf längere Zeit unschädlich zu machen, geschweige denn ganz zu vernichten. Sie hatten zwar viel gelitten, waren aber durchaus nicht entmuthigt, im Gegentheil erbitterter als je zuvor. Bereits im Frühjahr 1780 erschienen sie wieder in New York und fingen ihre alten Raubzüge von neuem an. So überfielen sie am 3. April 1780 die Niederlassungen in Riemenschneiders Busch, einige Meilen nördlich von Little Falls, verbrannten die dortige Mahlmühle und führten neunzehn Gefangene mit sich, darunter Johann Windecker, Georg Adler, Joseph Neumann und Johann Garter. Letzterer starb unterwegs an den ihm zugefügten Mißhandlungen; die anderen wurden nach Canada geschleppt und erst nach dem Frieden wieder in ihre Heimath entlassen. Bei dieser Gelegenheit begegnet uns zum ersten Male ein Verräther aus dem Mohawk Thal. Ein gewisser Casselmann führte die Feinde ganz unerwartet in die Mitte seiner Landsleute. Diese ahnten nichts Böses, als sie ihren Nachbar erblickten, und wurden, von Schreck, Angst und Wuth betäubt, ganz willenlos abgeführt. Jetzt war nirgends mehr Sicherheit in diesem Theile des Thals; die Ansiedler in der Nähe von Little Falls gaben fast alle ihre Wohnungen auf und zogen weiter östlich in die dichter bewohnten Bezirke.

Auch die Verlegung des äußersten Vorpostens von Fort Stanwix (Rome) nach Fort Dayton (Herkimer) nutzte den westlichen Ansiedlungen wenig, indem der Feind entweder von Nordwesten

her den Black River entlang ins Thal einbrach oder von Südwesten her von Unadilla aus sich näherte. Zudem war die Besatzung von Fort Dayton durch vierzig Mann von Oberst Fischers Regiment nicht hinreichend. Auf einem Rekognoszirungszuge, welchen der diesen Posten befehligende Lieutenant Woodworth unternahm, stieß er drei Meilen nördlich vom Fort am Ost-Canada Bache auf feindliche Indianer, die an Zahl doppelt so stark waren. Es entspann sich sofort ein heftiges und blutiges Gefecht, aus welchem nur 15 Deutsche entkamen; ein paar Mann wurden gefangen genommen, Woodworth fiel mit mehr als der Hälfte seiner Mannschaft und wurde später mit allen seinen Leuten in einem Grabe an derselben Stelle beerdigt.

Natürlich wurden die Indianer durch ihre Erfolge immer kühner, auch entsprach der kleine Krieg ihrem Geschmack und ihrer Gefechtsweise am besten. Kein Ansiedler war vor einem plötzlichen Ueberfall mehr sicher; er schlief mit den Waffen neben sich und sprang bei dem geringsten Geräusch aus dem Bette, um gerüstet zu sein und wenigstens sein Leben so theuer als möglich zu verkaufen. Aber auch größere Ueberfälle kamen hie und da vor. Brant war die Seele aller feindlichen Bewegungen. Ueberall unterhielt er seine Späher und war von dem, was im Thale vorging, stets genau unterrichtet. Er wußte immer seine eigentlichen Absichten unter geschickten Scheinmanövern zu verbergen; an dem einen Punkte drohte er mit einem Angriff, um an einem andern desto unerwarteter zu erscheinen und den Feind durch Furcht und Schrecken zu lähmen. So hatte er gegen Ende Juli 1780 gehört, daß General Clinton die in Canajoharie liegenden Truppen nach Fort Schuyler gesandt hatte, um die für diesen Platz bestimmten Vorräthe zu beschützen, als er am 2. August an der Spitze von etwa 500 Indianern und Tories ganz plötzlich in Canajoharie einbrach und eine furchtbare Verwüstung anrichtete. Die ganze wehrhafte Mannschaft war abwesend, weßhalb von ernstem Widerstand gar keine Rede sein konnte. Sechszehn Einwohner blieben todt auf dem Platze, sechszig Frauen und Kinder fielen in die Gefangenschaft, die Kirche des Ortes, 63 Wohnhäuser sammt Scheunen und Ställen wurden verbrannt, mehr als 300 Pferde und Ochsen getödtet oder mit fortgeführt. Alle Werkzeuge und Ackergeräthe gingen bei dem Brande verloren, so daß die armen

Leute nicht einmal im Stande waren, die noch ausstehende Ernte einzuthun. Auf das, was die Canajoharier jetzt litten, mußten alle Ansiedler täglich, ja stündlich gefaßt sein, und was noch schlimmer war, nirgend zeigte sich die leiseste Hoffnung auf Hülfe und Besserung, die schwächste Aussicht auf Ruhe und Frieden.

Es würde ermüdend sein, die einzelnen Angriffe auf die verschiedenen deutschen Höfe im Thal aufzuzählen und zu beschreiben, und möge deßhalb die Erwähnung des bedeutendsten unter diesen traurigen Ereignissen genügen.

Es war der Ueberfall der schell'schen Niederlassung, welcher am 6. August 1781 stattfand. Johann Christian Schell wohnte mit seiner Frau und sechs Söhnen etwa eine Stunde nordöstlich von Fort Dayton in dem nach ihm genannten Schells Busch. Er beschloß, dem Sturm zu trotzen, und sich auf das sichere Auge und den tapfern Arm der Seinigen verlassend blieb er auf seiner Farm, während seine Nachbarn ringsum flohen und sich und ihre Habseligkeiten im Fort in Sicherheit brachten. Schells Blockhaus war stark und gut gebaut und eignete sich besonders zur Vertheidigung gegen Indianer und sonstige feindliche Angriffe. Die untere Lage Balken hatte keine andere Oeffnung als einen Eingang, der durch eine massive Thüre beschützt war, und Schießlöcher, durch welche die Belagerten auf ihre Angreifer feuern konnten. Der Gang des obern Stocks ragte über den untern Theil des Gebäudes hervor und hatte Löcher im Boden, sicherte also die Vertheidiger und bot zugleich die Mittel, den Feind zu belästigen, der es wagen sollte, das Haus anzustecken oder die Thür zu erbrechen. Schell besaß Waffen und Schießbedarf genug, um einen gewöhnlichen Angriff auszuhalten. Er befand sich gerade mit seinen Söhnen im Felde auf der Arbeit, als der Feind erschien; die beiden jüngsten, Zwillinge von acht Jahren, konnten dem ins Haus zurückeilenden Vater und den älteren Brüdern nicht so schnell folgen, wurden gefangen und bald darauf nach Canada geschleppt. Es mochte etwa gegen zwei Uhr Nachmittags sein, als die Angreifer gegen das gehörig verrammelte Haus anrückten. Es waren ihrer 48 Indianer und 16 Tories, im ganzen 64 Mann, an deren Spitze Donald Mac Donald stand; geführt wurden sie von zwei Verräthern aus dem Thal, Empich und Casselmann. Während Schell und seine vier Söhne schossen, lud Frau Schell die Gewehre. Fast jeder Schuß

traf, und den gut geschützten Belagerten konnte der Feind wenig anhaben. Schon hatte er sich mehrere Male bemüht, bis an das Haus vorzudringen, aber jedesmal mußte er sich unverrichteter Dinge vor dem heftigen Feuer zurückziehen. Endlich gelang es Mac Donald selbst, die Thür zu erreichen, die er mit einem Hebebaum zu sprengen suchte; aber während er an der Arbeit war, wurde er durch einen Schuß ins Bein verwundet. Geschwind wie der Wind entriegelte Schell die Thür und zog den verwundeten Anführer ins Haus. Dieser Erfolg rettete die Belagerten nicht allein vor Feuersgefahr, denn die Belagerer hätten bei einem etwaigen Versuche Mac Donald ja mit verbrannt, sondern er gab ihnen auch dessen Munition in die Hände, die um so erwünschter kam, als die Schells nur noch wenig Schüsse übrig hatten. Als die Feinde ihren Führer in der Gewalt ihrer Gegner sahen, wurden sie für eine kurze Zeit stutzig und zogen sich in den Busch zurück, bald aber kamen sie wieder und suchten das Haus im Sturm zu nehmen. Es war gegen Abend, und die untergehende Sonne vergoldete mit ihren letzten Strahlen den einsamen Kampfplatz im Walde. Wohl war das tapfere Häuflein, das sich drinnen im Hause vertheidigte, ermüdet von der ungewohnten blutigen Arbeit, aber erschreckt oder gar entmuthigt war es nicht. Während Vater und Söhne ihre Gewehre in Ordnung brachten und, jeden Augenblick auf einen neuen Angriff gefaßt, ein paar Sekunden ausruhten, stimmte die Mutter „Ein' feste Burg ist unser Gott" an. Die Männer fielen mit ein, und die begeisterten Worte des protestantischen Siegesliedes drangen befremdend, aber feierlich hinüber zum wilden Feinde. Der Vers der stolzen Hymne:

„Und wenn die Welt voll Teufel wär'
Und wollt' uns gar verschlingen,
So fürchten wir uns nicht so sehr,
Es muß uns doch gelingen!"

war noch nicht verklungen, als die Belagerer in ein paar raschen Sätzen ans Haus vordrangen und die Läufe ihrer Gewehre durch die Schießlöcher den Belagerten entgegenhielten; aber die muthige Frau Schell ließ sich nicht schrecken; sie war gleich mit der Axt bei der Hand und verbog durch ein paar kräftige Schläge fünf der feindlichen Waffen. So gewannen die Männer Zeit, die Gegner aufs Korn zu nehmen und durch einige gut gezielte Schüsse zurückzutreiben. Wieder trat eine

augenblickliche Pause ein, und diesmal gelang es dem braven Schell, die Feinde durch eine Kriegslist zu täuschen. Als es nämlich dunkel wurde, jubelten, schrieen und lärmten die Belagerten so sehr sie konnten, als ob Unterstützung aus dem benachbarten Fort Dayton für sie im Anzuge sei. Die Angreifer, nicht im Stande, den Wald zu überblicken und ohnehin durch den Verlust ihres Führers entmuthigt, zogen sich in die Wälder zurück und nahmen die beiden jüngsten Söhne Schells mit. Dieser gelangte bei Nacht mit seiner Frau und den vier ältesten Söhnen ins Fort. Mac Donald blieb im Blockhaus zurück, wurde aber am andern Tage auch ins Fort geschafft und amputirt. Seine Leute, welche ihn am Abend besucht hatten, schickten durch ihn Botschaft an Schell, daß die Behandlung seiner gefangenen Söhne von der Sorgfalt abhänge, welche Mac Donald zu Theil werde. Keiner der Belagerten hatte den mindesten Schaden gelitten; die Belagerer aber verloren elf Todte und zwölf Verwundete, von denen, wie Schells später von Canada zurückgekehrte Söhne meldeten, noch neun unterwegs starben.

Als Schell ein Jahr nach dem hier erzählten Kampfe nicht weit vom Hause mit zweien seiner Söhne im Felde arbeitete, wurde er von Indianern, die im Hinterhalte auf ihn lauerten, überfallen und schwer verwundet. Die beiden Söhne vertheidigten sich tapfer, der eine von ihnen fiel, der andere ward schwer verwundet; aber sie trieben die Indianer zurück. Johann Christian Schell starb bald darauf an seinen Wunden. Wären die Heldenthaten, welche er und die Seinigen zum Schutz ihres Heerdes verrichteten, im Dienste eines Fürsten oder in Reih' und Glied eines Heeres geschehen, so würden sie lobpreisend in die Welt posaunt worden sein, und die Nachwelt würde den Namen Schell feiern und preisen. Indessen verliert die tapfere That dadurch, daß sie von einfachen, anspruchlosen Bauern, fern von der Welt, in der Wildniß der amerikanischen Gränzansiedlungen vollbracht wurde, nichts an ihrer Bedeutung und Größe. Dem Geschichtsschreiber aber ist es eine willkommene und heilige Pflicht, durch die schmucklose Schilderung des Geschehenen dem tapferen Landsmanne den Zoll der Anerkennung und Liebe darzubringen. Unsere Dichter, Maler und Bildhauer wetteifern mit einander in der Verherrlichung von tapferen Kriegsknechten, großen Schlachten und massenhaftem Blutvergießen. Ist die deutsche Bauernfamilie, die an den Gränzen der Zivilisation mit dem Feuereifer

der Reformation ihr Leben für die amerikanische Revolution gegen Indianer und Tories einsetzt, wohl ein weniger würdiger Gegenstand für die Feder, den Pinsel und den Griffel? In Herkimer ist übrigens das Andenken an Schell und seine That im Volke noch lebendig, ein paar dortige Bürger erzählten sie dem Verfasser dieser Geschichte mit großem Stolz, und Campbell hat im Anfange seiner Annalen von Tryon County das Volkslied aufbewahrt, welches den tapfern Johann Christian Schell preist.

Auch im Schoharie Thal ruhte während dieser Zeit der grausame Gränzkrieg nicht. Es verging kaum eine Woche, in welcher der Feind nicht über die eine oder andere Ansiedlung herfiel oder aus dem Hinterhalt sich seine Beute zu sichern suchte. Namentlich bildete das fette Vieh der Schoharier einen nur zu verführerischen Anziehungspunkt für die in Folge ihrer langen Raubzüge meistens ausgehungerten Tories und Indianer. Die seit Herbst 1778 errichteten drei Forts boten den Bewohnern einen ziemlich ausreichenden Schutz. Von ihnen aus war zugleich ein regelmäßiger Kundschafterdienst organisirt, der von den unerschrockenen Gränzjägern (rangers) verrichtet wurde, welche in den meisten Fällen zeitig auf jede Gefahr aufmerksam machten. Nahte eine solche, so warnte ein Kanonenschuß die Ansiedler; folgte dem ersten Schuß ein zweiter, so war es für sie gefährlich, nach einem der Forts zu eilen, ertönte aber ein dritter, so galt er als Zeichen dafür, daß sie keines der Forts erreichen konnten, ohne auf den Feind zu treffen. Bisher hatte sich diese Einrichtung vortrefflich bewährt, und es waren keine größeren Unglücksfälle vorgekommen. Am 9. August 1780 aber, als die Bewohner des Thals unter dem Schutz von patrouillirenden Soldaten des Forts gerade ihre reichen Erndten einthaten, fiel Brant, von Canajoharie kommend, plötzlich mit seinen Indianern und Tories über sie her.

In Schoharie waren die Vorbereitungen gegen jede Art Ueberraschung zwar ebenso sorgfältig wie bei früheren Gelegenheiten getroffen; allein die ausgesandten Kundschafter befolgten die ihnen gewordenen Befehle nicht und einer von ihnen gab Feuer auf die ersten Indianer, deren sie ansichtig wurden, statt, ohne einen Schuß zu thun, in einem der Forts schleunige Anzeige vom Herannahen des Feindes zu machen. Die Indianer ließen dem unvorsichtigen Mann keine Zeit

mehr zum Laden; er rannte also, von ihnen verfolgt, zum Fort zurück und erreichte dieses auch glücklich; aber es war zu spät, um den Bewohnern des Thals die nöthige Warnung zukommen zu lassen. Diesmal waren es 73 Indianer, die, so gut wie nackt, doppelten Schrecken verbreiteten, 5 Tories und ein Mulatte, die unter der Führung Brants an 3 Stellen in das Thal einfielen. Sie zeigten sich zuerst auf der Westseite des Flusses, am obern Fort, und überraschten mehrere Männer und Frauen im Felde an der Arbeit. Es war nämlich die Gewohnheit der in oder bei dem Fort schlafenden Leute, am Tage nach ihren Häusern zu gehen und, wenn keine unmittelbare Gefahr drohte, dort kleine Geschäfte zu besorgen oder selbst die Erndte einzuthun. So war auch Kapitain Tunis Vrooman, welcher eigentlich die Wache des mittlern Forts hatte, auf seine Farm gegangen, um nach dem Waizen zu sehen; seine Frau begleitete ihn, um Wäsche zu holen. Die Eheleute hatten vier Söhne und hielten zur Zeit des Ueberfalls zwei Sklaven. Vrooman war gerade im Begriff, den Waizen in die Scheune zu ziehen, als die Indianer über ihn herfielen, ihn tomahawkten und skalpirten, worauf ihm noch der Hals abgeschnitten wurde. Die Frau wusch zwischen dem Hause und der Küche, und ohne nur Zeit zu haben, sich aufzurichten, traf auch sie ein heftiger Schlag, der sie todt zu Boden streckte. Das Haus wurde darauf geplündert und angesteckt. Die drei ältesten Söhne geriethen mit den Schwarzen in die Gefangenschaft der Indianer, welche den jüngsten, weil er sich verborgen hatte und erst auf die Anzeige eines der Sklaven gefangen genommen ward, grausam ermordeten und dann skalpirten. Von Tunis Vrooman zogen die Tories und die Wilden nach dem Hause des Lieutenants Ephraim Vrooman, dessen Familie außer seiner Frau aus vier Kindern bestand, von welchen das jüngste kaum fünf Monate alt war. Der Vater nahm, als er den Lärm des herannahenden Feindes hörte, dieses jüngste Kind auf den Arm und flüchtete in ein hohes Kornfeld; seine Frau mit den übrigen folgte ihm. Hier wären sie vielleicht unentdeckt geblieben, wenn die Gattin nicht in ihrer Herzensangst nach ihrem Mann gerufen hätte. Sie sank sofort von einer Kugel durchbohrt nieder. Gleich darauf wurde auch Vrooman entdeckt. Er konnte sich mit dem Kind auf dem Arm nicht wehren und lehnte sich an einen Baum. Ein starker Indianer

stieß mit dem Speer nach ihm. Vrooman parirte den Stoß, und das Kind lächelte. Der Indianer stößt zum zweiten Male, das Kind, den ganzen Vorgang nach wie vor für einen Spaß nehmend, lächelt noch freudiger und klatscht in seine Händchen. Es lächelt auch bei dem dritten Stoß, den der Indianer nach seinem Feinde führt. Jetzt wurde der Wilde selbst gerührt. Er schonte dessen Leben und schleppte ihn in die Gefangenschaft, mit ihm zwei Deutsche, Kreisbauer und Hoffmann, welche bei Saratoga gefangen genommen waren und jetzt bei Vrooman dienten. Manchem Einwohner gelang es noch zu entkommen und sich in den Wäldern zu verbergen; im ganzen aber fielen den Indianern dreißig Personen in die Hände und fünf wurden getödtet. Ein früher dem Thal angehöriger Indianer, Seths Henry, ließ, ehe er abzog, absichtlich seine Kriegskeule zurück, auf welcher nicht weniger als 45 Skalps und 40 Gefangene, und diese alle vom Mohawk und Schoharie, verzeichnet waren. Von Schoharie drangen die Feinde, da sie den Forts nicht beikommen konnten, den Fluß hinauf nach Breakabeen, verbrannten hier noch mehrere Häuser, deren Bewohner Zeit gefunden hatten, sich in den Bergen zu verstecken, und zogen auf verschiedenen Wegen mit ihrer Beute und ihren Gefangenen nach Canada. Die letzteren wurden erst ein Jahr später ausgewechselt, nachdem sie unsägliche Beschwerden und Mühsale erduldet hatten.

Kaum zwei Monate waren nach den hier erzählten Ereignissen vergangen, als das Schoharie Thal von neuem vom Feinde heimgesucht wurde. Diesmal brach Sir John Johnson selbst mit etwa 1000 Mann, darunter die Hälfte Indianer, von Niagara aus auf demselben Wege, den im vorigen Jahre General Sullivan gezogen war, in Schoharie ein, um sich der reichen Erndte des Sommers zu versichern oder sie zu zerstören, falls er sie nicht mitschleppen könnte. Der Feind zeigte sich zuerst am 16. Oktober auf den westlich von Schoharie gelegenen Bergen. Die Bewohner des Thals waren aber schon zwei Tage vor seinem Erscheinen gewarnt, und bald ertönten die Alarmschüsse von den Forts; ja es blieb noch Zeit genug übrig, um Marcus Bellinger nach Albany zu schicken und durch ihn Munition zu beschaffen, die wenigstens für das untere Fort noch rechtzeitig eintraf. Johnson drang zwischen dem obern und mittlern Fort, nicht weit von

Vroomans Nose, ins Thal und suchte noch vor Tagesanbruch das letztere zu nehmen, weil er mit seiner Einnahme sich auch die beiden übrigen gesichert haben würde. Er brach aber einige Stunden zu spät auf; die Schoharier waren zudem auf ihrer Hut und gaben, als sie früh Morgens den ums obere Fort herum nach dem mittlern marschirenden Feind entdeckten, sofort das Lärmsignal. Brennende Häuser und Kornschober bezeichneten seinen Weg. Die Einwohner hatten sich in die Forts geflüchtet und konnten von hier aus die Fortschritte des Feuers beobachten.

Um acht Uhr begann der Angriff auf das mittlere Fort. Johnsons Truppen feuerten Kanonen- und Bombenschüsse auf dasselbe ab; indessen gingen jene bei der Ungeschicklichkeit der Artilleristen zu weit, während diese meistens zu früh explodirten. Eine der Bomben fiel in ein Bett im oberen Stockwerk des Forts, wo ein alter Junggeselle, Christian Reichard, durch den Lärm und das plötzliche Umherfliegen der Bettfedern beinahe zu Tode erschreckt wurde. Mit Federn über und über bedeckt, ja sie theilweise ausspeiend, eilte er nach unten und erwiderte auf die Frage: „Was da oben los sei?" mit zitternder Stimme: „Ich denke, der Teufel ist los da oben auf dem Söller, denn die Federn fliegen so dick herum, daß ich nichts sehen kann." Die Indianer gaben, hinter den Bäumen aufgestellt, Feuer, indessen standen sie meistens zu weit und richteten deßhalb nur geringen Schaden an. Im Fort selbst lagen 150 Mann Kontinentaltruppen und etwa 100 Freiwillige. Sie hatten nur einige Pfund Pulver, als der Feind erschien, und erhielten erst im Laufe des Tages neue Vorräthe; ebenso fehlte es an Patronen und Blei. Die Vertheidigung erschien dem kommandirenden Major Woolsey als reiner Wahnsinn, er wollte sich deßhalb auch bei der ersten Annäherung des Feindes ergeben; allein die tapfern Bewohner des Thals zeigten in der Stunde der Gefahr mehr Muth und Geistesgegenwart, als der feige Kontinentaloffizier, und zogen den Tod in der Vertheidigung des Forts einer langwierigen Gefangenschaft oder einem grausamen Tode durch die Indianer vor. Als der Angriff begann, versteckte sich der Major, und unter der allgemeinen Entrüstung der Soldaten aus seinem Versteck gezogen, kroch er auf allen Vieren an die Wälle des Forts heran. Die Szene hatte etwas so Komisches, daß Männer und Frauen laut auflachten und von doppeltem Muthe beseelt

wurden. Als der Feind sah, daß sein Feuer keine große Wirkung machte, suchte er von einer nahe dem Fort gelegenen Hütte aus dasselbe durch einen Sturmangriff zu nehmen; aber auch dieser Angriff mißlang. Bald darauf schickte er einen Parlamentär. Die Mannschaften wollten jedoch von seiner Annahme nichts hören, und einer der muthigsten Soldaten, Timotheus Murphy, dem wir später noch begegnen werden, schoß sogar auf die Parlamentärflagge. Die Autorität des Befehlshabers Woolsey war eben durch seine Feigheit verscherzt; die von ihm angeordnete Verhaftung und Bestrafung Murphy's wurde verlacht und nicht befolgt. Ebenso gaben die Soldaten nicht zu, daß auf dem Fort die weiße Fahne aufgezogen würde, und zwangen Woolsey dazu, daß er den Befehl zu Gunsten des Obersten Vrooman niederlegte. Während hier unter den Belagerten ein offener Kampf auszubrechen drohte, rüstete sich der Feind gegen 3 Uhr Nachmittags zum Abmarsch. Er gab, ohne einen weitern Versuch zu wagen, die Belagerung auf, indem er einem falschen Gerüchte Glauben schenkte, daß Verstärkungen aus Albany herannahten, und zog nach dem vom Major Becker, einem tapfern Manne, vertheidigten untern Fort, wo er indessen nur einige Schüsse abfeuerte und keinen Angriff auf die Besatzung mehr wagte, welcher die Frauen zur Anfeuerung des Muthes Schnaps mit Pulver gemischt verabreichten.

Desto ärger waren aber die Verwüstungen, welche Johnson im Thale anrichtete. Kaum daß ein Haus, eine Scheune oder ein Kornschober verschont wurde. Ein kalter Nordostwind fachte die Flammen an, die im ganzen 300 Häuser und Scheunen zerstörten. Auch das Vieh, und vor allem die Pferde, wurden, wenn nicht getödtet, so doch weggetrieben und sogar die Kirche in Middleburg verbrannt. Nur ein paar Häuser, welche Tories gehörten, blieben stehen. Als die Bewohner von Schoharie am 17. Oktober, nach Johnsons Abzug, sich wieder aus den Forts ins Freie wagen konnten, fanden sie nur Trümmer und Schutthaufen an der Stätte frühern Wohlstandes und Gedeihens, und es bedurfte mehrerer Jahre, bis die einzelnen Ansiedler sich nur aus dem Rohesten wieder herausgearbeitet hatten, und bis die an dem verhängnißvollen 16. Oktober 1780 vom Feinde geschlagenen Wunden nur nothdürftig geheilt waren. Zum Glück für das Thal blieb es bis zum Ende des Krieges von ferneren

Einfällen verschont. Die Verwüstung desselben machte sich übrigens auch in weiteren Kreisen ganz empfindlich geltend. Schoharie war bisher im Stande gewesen, die benachbarten Bezirke und einzelne Abtheilungen der Kontinentalarmee mit seinem Ueberschuß an Waizen zu versehen; jetzt aber hatten seine Bürger nicht mehr genug für ihren eigenen Unterhalt. „Die Einfälle des Feindes in die new yorker Gränzbezirke" — schreibt das damalige Kongreßmitglied und der spätere Präsident James Madison am 14. November 1780 aus Philadelphia — haben sich für uns höchst verderblich erwiesen. Sie haben beinahe vollständig jene herrliche Waizengegend zerstört, welche die Magazine der Hauptarmee und der nördlichen Posten mit Getreide zu versehen im Stande war. Die Ansiedlung in Schoharie, welche nach einem Briefe des Generals Washington allein 80,000 Bushel Korn für den öffentlichen Gebrauch zu liefern vermochte, ist vollständig in Asche gelegt." Zwei Jahre später jedoch war Schoharie durch die Energie seiner Bewohner schon wieder in den Stand gesetzt, seine Getreidelieferungen für die Armee von neuem aufzunehmen.

Von Schoharie wandte sich Johnson ins Mohawk Thal, das er bei Fort Hunter erreichte. Auch hier bezeichneten brennende Häuser seinen Weg; auf eine Entfernung von 15—20 Meilen konnte man das Feuer sehen. Wer nur flüchten konnte, hatte sich in Sicherheit gebracht. Am 18. Oktober verbrannte der Feind Caughnawaga. Der Oberst Fischer, welcher hier wohnte, vertheidigte sich tapfer. Seine beiden Brüder fielen; er selbst wurde skalpirt und blieb als todt auf dem Platze liegen, indessen erholte er sich wieder und lebte noch lange Jahre nach dem Kriege. Von dort zog Johnson an die Nordseite des Mohawk und verheerte alles bis nach Stone Arabia. Hier wehrte sich der Oberst Brown mit seiner ganzen Streitmacht von etwa 130 Mann gegen den ihm überlegenen Feind, fiel aber mit etwa 30 seiner Leute im erbitterten und fruchtlosen Kampfe, da er die vom General Rensselaer versprochene Verstärkung nicht erhielt. Weiter westlich, ungefähr zwei englische Meilen unter der obern Mohawk Feste, traf dieser endlich auf den Feind. Es war spät Abends, aber der Angriff auf die befestigte Stellung Johnsons mißlang. Rensselaer wollte ihn am nächsten Morgen wiederholen. Johnson hatte es aber für besser befunden, in der Nacht abzuziehen, weil seine Truppen zu erschöpft waren. Der Feind erlitt zwar auch

manchen Verlust; indessen war das ein schlechter Trost für die Heimsuchung der wehrlosen Bewohner des Thals. Wie im August die ganze Südseite des Mohawk durch Brant aufs empfindlichste gelitten hatte, so holte jetzt Johnson auf der Nordseite des Flusses bis Stone Arabia und Palatine (also etwa bis an die Gränzen des heutigen Bezirks Montgomery) nach, was jener damals versäumt hatte.

Wenn im ganzen Norden vom Herbste des Jahres 1780 an sich der Krieg auch thatenlos hinschleppte, und wenn er namentlich seit der Gefangennahme Cornwallis keine größeren Schlachten und Gefechte mehr aufzuweisen hatte, so hörten darum doch die Raubzüge der Indianer und die Einfälle der Tories bis zur offiziellen Friedenserklärung nicht auf, trotzdem daß vom englischen Gouverneur von Canada der strenge Befehl erlassen war, keine Indianerexpeditionen mehr auszurüsten. Die auf Beute und Rache erpichten Feinde lauerten um die Häuser und Forts herum, und wehe dem Thalbewohner, der nicht auf seiner Hut war, oder sich zu weit hinauswagte: im günstigsten Falle war Gefangennahme sein Loos, meistens aber traf ihn der Tod, wenn nicht noch schlimmere Qual. Außer dem Schaden und Unglück für die davon Betroffenen bieten aber alle diese sich täglich wiederholenden Zwischenfälle des erbittertsten Gränzkrieges kein allgemeines Interesse. Wohl ist es erschütternd, vom Untergange ganzer Familien zu hören, wie der Dietz, der Franz und Weidmann, welche im Frühjahr 1782 in Beaverdam, im heutigen Bezirke Albany, von den Indianern ermordet wurden; wohl ist es peinlich, sich die Qualen anderer Deutschen, wie des Jakob Diefendorf, zu vergegenwärtigen, der fünf Jahre zur Heilung der ihm durch die Skalpirung geschlagenen Wunde brauchte, wohl ist es gräßlich zu lesen, daß das schönste Mädchen des Thals, Katharina Merckle, aus reinem Muthwillen erschossen und daß selbst der die That verübende Indianer, im Begriffe, ihr den Skalp auszuschneiden, von so viel jugendlicher Schönheit gerührt, von Reue ob des ruchlosen Mordes ergriffen wurde. Doch wozu noch die weiteren Beispiele? reichen doch die bereits erzählten zur Feststellung des Charakters des Krieges und der Leiden der deutschen Bauern hin. Zudem muß der Schmerz des Einzelnen und das ihm zugefügte Unrecht schweigen in der Mitte dieser großen geschichtlichen Konflikte, wenigstens hat er keinen Anspruch auf ausführliche Darstellung. Selbst verhältnißmäßig größere

Ereignisse, wie der im Juni 1781 bewerkstelligte Ueberfall und die Zerstörung der Mahlmühle bei Little Falls, der Einfall von Roß und Butler bei Johnsons Hall, der im August 1782 mit ihrer Niederlage durch den Obersten Willet und dem Tode des grausamen Butler endigte, oder die Heimsuchung des Fuchsbaches in Schoharie, welche der der Sache seiner Landsleute feindlich gegenüberstehende Kapitain Cryslaer (Kreisler) im Juli 1782 leitete, alle diese blutigen Episoden sind nur die monotone Wiederholung ähnlicher Raubzüge, welche wir schon aus den ersten Jahren des Krieges kennen und welche wir deßwegen jetzt füglich übergehen können.

Je länger übrigens der Krieg dauerte, desto mehr bildete sich in der waffenfähigen Jugend der Thäler die Lust an Wagnissen und gefährlichen Abenteuern aus, desto wirksamer wurde der Schutz, den sie ihren Angehörigen angedeihen ließ. Die berittenen Späher des Mohawk und Schoharie thaten es bald an Kühnheit des Ueberfalls, an Sicherheit des Schusses und der Planmäßigkeit des Angriffs den erfahrensten Indianern gleich, wenn nicht zuvor. In Schoharie galt vor allen Timotheus Murphy als der gefürchtetste Schütze. Er war mit den regulären Truppen ins Thal gekommen, blieb aber dort hängen, als jene wieder abzogen, und entführte Margarethe, die Tochter eines alten deutschen wohlhabenden Ansiedlers, Johann Fick, der, wohl oder übel, später seinen Segen zur Heirath gab und einen seßhaften Mann aus dem unsteten Jäger machte. Murphy war bis zum Ende des Krieges die Seele, der Mittelpunkt aller gewagten Unternehmungen und losen Streiche; noch heute werden seine Heldenthaten so sehr mit Sage und Dichtung versetzt im Thale erzählt, daß ihr Urheber bereits zu einem halben Mythus geworden ist. Er starb übrigens erst 1818 in hohem Alter als wohlhabender Mann, geehrt und geachtet von seinen Mitbürgern.

Nicht so glücklich beschloß sein thatenreiches Leben Murphys ebenbürtiger Genosse im Mohawk Thale, Johann Adam Hartmann aus Edenkoben in der Pfalz, der alle seine Landsleute an Wachsamkeit und Vorsicht, an Schnelligkeit und Ausdauer übertraf. Niemand wußte genau, wann er nach Amerika gekommen war, aber jedermann kannte, liebte und schätzte ihn. Er selbst pflegte wohl zu erzählen, daß er im

September 1743 geboren und daß er ausgewandert sei, weil er ohne hohe obrigkeitliche Bewilligung sich einen schönen Hirsch geschossen habe. Hartmann war ein Riese von Gestalt und Kraft. Als die Amtsdiener und Förster ihn packen wollten, streckte er sie mit einem kräftigen Faustschlag nieder, und statt daheim den freien Himmel und den schönen Wald mit einem dunkeln Loch zu vertauschen, ging er nach Amerika, wo es keine Jagdordnung gab und die betreßten Livreebedienten nicht die Vorsehung spielten. Als die Revolution ausbrach, war er schon als der beste Schütze im Thal bekannt, und als auf Anstiften der Johnsons sich die Indianer gegen ihre früheren Nachbarn wandten, wurde Hartmann ihr erbittertster Feind und lauerte ihnen bei Tag und bei Nacht auf. Er hatte kein Haus und keine Familie, aber es gab keine deutsche Hütte, in welcher er nicht willkommen gewesen wäre. Die Mütter waren ruhig, wenn sie ihn in der Nähe wußten, die Kinder spielten unbekümmert vor der Thür und im Hofe, wenn sie Hans Adam im Laufe des Tages gesehen hatten, und der sonst so ängstliche Bauer ging sorglos an die Arbeit ins Feld, wenn er Hans Adam im benachbarten Busch sah, denn er war sicher, daß Hartmanns erprobte Büchse sofort die mindeste Gefahr anzeigen würde. Wo er war, suchte man ihn zu halten; es war nicht allein das Gefühl der Sicherheit, welches er durch seine bloße Erscheinung brachte, seine Gutmüthigkeit und Bescheidenheit machte ihn überall gern gesehen und gelitten. Wohin er ging, dahin folgten ihm die guten Wünsche seiner Landsleute und Freunde, und wie diesen ein Helfer in der Noth, war er den Indianern ein unerbittlicher Feind, der ihnen Schrecken und Furcht einflößte, weil er ihre eigene Kampfesweise noch überbot. Wie viel Indianer er niederschoß, weiß niemand, denn Hartmann liebte es nicht, darüber zu sprechen; aber eine seiner Thaten ist bekannt geworden, welche zugleich ein Licht auf die Sitten und Menschen jener Zeit wirft und deßhalb hier erzählt werden mag. Es war unmittelbar nach dem Ende des Krieges, als Hartmann nicht weit vom jetzigen Herkimer mit ein paar Indianern im Wirthshaus zusammentraf. Der eine von ihnen prahlte besonders mit seinen Heldenthaten, die er während des Krieges gegen die Deutschen des Thals vollbracht haben wollte, zählte die Namen derjenigen auf, welche er angeblich skalpirt hatte, und rühmte sich als den Tapfersten

seines Stammes. Hartmann hörte ihn ruhig an; er selbst war nicht bewaffnet und wollte deßhalb keinen Streit anfangen. Als aber der Indianer seinen Tabacksbeutel zeigte, den er sich aus der Armhaut eines weißen Kindes gemacht hatte und den er, mit den Fingern und Nägeln am untern Ende, als seine beste Trophäe herumzeigte, da ging Hartmanns Galle über, und er beschloß, den Indianer zu bestrafen. Er begleitete denselben auf seinem Rückwege und erbot sich, ihm, der noch einen dicken Ballen auf dem Rücken trug, sein Gewehr zu tragen. Der Indianer gab das Gewehr arglos hin. Bald darauf kamen sie an einen Sumpf, den sie durchwaten mußten. Hartmann erschoß sofort den Indianer, warf ihn gegen einen alten Baumstamm und den Ballen daneben, das Gewehr aber in den Morast. Auf die Frage, was aus dem Indianer geworden, erwiderte Hartmann, derselbe sei einige Schritte vorausgegangen und dann an einem Baumstamm plötzlich umgefallen, als sei er plötzlich verwundet worden. Ein Jahr darauf fand man das Gewehr, die Ueberreste des Ballens und den Leichnam des Indianers an der Stelle, wo ihn Hartmann angeblich hatte fallen sehen. Eine gegen den letzteren in Johnstown angestellte Untersuchung ergab keinen Beweis und endete mit der Freisprechung des Angeklagten. Dieser lebte noch dreinndfünfzig Jahre nach dem Ende des Revolutionskrieges und starb erst am 5. April 1836 in Herkimer, wo er, verkrüppelt und arbeitsunfähig, wie er durch seine Kämpfe mit den Indianern geworden war, im Armenhause verpflegt wurde. Sein Grab liegt auf dem Kirchhof in der Nähe des Gerichtshauses und trägt die Inschrift: „Johann Adam Hartmann, geboren in Edenkoben in Deutschland, ein großer Patriot in unserm Unabhängigkeitskriege, starb am 5. April 1836, 92 Jahre und 3 Monate alt.

Endlich kam der Frieden und mit ihm das Ende der Leiden. Mehr als die Hälfte der waffenfähigen Bevölkerung der Thäler war geblieben, höchstens e i n Haus unter fünfzig nicht verbrannt; 3000 Waisenkinder und 300 Wittwen beweinten den Tod ihrer Ernährer. Es gab kaum noch Etwas zu zerstören; das ganze schöne Land war mit Ausnahme der nächsten Umgebungen der Forts in eine Wildniß verwandelt. Mehr als einmal hatte während des Krieges eine Hungersnoth unvermeidlich geschienen, und nur der äußersten Sparsamkeit und dem größten Fleiße gelang es, die darbenden Familien durch den letzten

Winter des Krieges zu bringen. Zerstörte Häuser, verwüstete Felder und ein ödes Land war Alles, was den trostlosen Ueberlebenden bei der Rückkehr an den häuslichen Heerd entgegenstarrte. Aber sie verloren den Muth nicht, sondern machten sich frisch an die Arbeit und brachten es durch ihre Energie bald dahin, daß die schlimmsten Spuren des Krieges in wenigen Jahren verwischt wurden.

So friedlich sonst auch der Charakter der Deutschen sein mochte, in einem Punkte waren sie alle unerbittlich: sie haßten aus dem tiefsten Grunde ihres Herzens die Indianer und Tories und duldeten nicht, daß fernerhin noch ein einziger derselben unter ihnen wohnte. Ohne nur den Erlaß von Staatsgesetzen abzuwarten, welche das Vermögen der königlich Gesinnten für verwirkt erklärten, ließen sich die deutschen Bauern auf den Ländereien der Tories nieder, den wenigen aber, welche zurückzukehren wagten, bereiteten sie einen solchen Empfang, daß ihnen alle Lust zur Wiederholung ihres Besuches verging. Johann Jost Herckheimer war der einzige Deutsche des Mohawk Thals, der seiner Güter für verlustig erklärt wurde; in Schoharie waren die Royalisten ziemlich zahlreich in Breakabeen, Neu-Rheinbeck und Neu-Durlach vertreten. Viele von ihnen wandten sich nach Canada; nur wenige wagten später zurückzukehren oder blieben unbelästigt.

Ebenso wenig galt es als ein Vergehen, geschweige denn ein Verbrechen, einen Indianer zu erschießen, und wo sich nur einer von ihnen sehen ließ, war er seines Lebens nicht sicher. Namentlich in Schoharie kamen unmittelbar nach dem Kriege viele absichtliche Versehen vor, indem die Ansiedler die in den Wäldern umherstreifenden Indianer für Bären oder Wölfe hielten und, wie sie auf Befragen erklärten, aus reinem Irrthum niederschossen. Da kein Ankläger auftrat, so hörte man auch nie von einer Untersuchung, aber sehr bald gab es keine Indianer mehr in den Thälern des Schoharie und Mohawk.

Dieser Ausrottungskrieg wird vielleicht manchem durch die cooper-sealsfield'sche Indianer-Romantik voreingenommenen Leser nutzlos und grausam erscheinen; er möge indessen nicht übersehen, daß die Kriegführung der Indianer deren Vernichtung zur heiligen Pflicht, zum Gebote der Selbsterhaltung für die Deutschen gemacht hatte. Die bescheidenen Bauern aber waren schließlich nicht, wie Burnet seiner Zeit gewollt hatte, für England, sondern gegen England der starke Wall

geworden, an welchem die Einfälle des Feindes abprallten und an welchem alle Versuche scheiterten, die nördlichen und östlichen Kolonien von den mittleren zu trennen. Und indem sie zugleich für die Sache des ganzen Landes kämpften, bluteten und siegten, machten sie sich hochverdient um den Triumph der jungen Republik. Ohne die Zähigkeit und Tüchtigkeit der Männer am Mohawk und Schoharie wäre wohl schwerlich der endliche Sieg errungen worden, der auch ihnen seine reichen Segnungen spendete und die Söhne der dienstpflichtigen Knechte des Königs von England zu freien Bürgern der jungen amerikanischen Republik, zu Gleichen unter Gleichen erhob.



Achtes Kapitel.

Häusliches und gesellschaftliches Leben der Deutschen. Mangel an geistigem Interesse. Prozeß gegen Johann Peter Zenger.

Die Deutschen in den Thälern des Schoharie und Mohawk hatten bis zur Revolution abgeschlossen für und unter sich gelebt und gleich den englischen oder holländischen Kolonisten einen selbstständigen Bestandtheil der Bevölkerung des Landes gebildet. Mit der Erklärung der Unabhängigkeit traten sie aus ihrer Isolirung in die große politische Strömung ihrer Zeit ein, und mit dem erkämpften Siege gingen sie in der neuen Nationalität auf. Damit hat auch ihre Geschichte als Deutsche ein Ende, und fortan kommen sie politisch nur als Amerikaner in Betracht.

Wenden wir, an der Schwelle des Uebergangs vom Deutschthum zum Amerikanerthum angekommen, den Blick noch einmal zurück auf das häusliche und gesellschaftliche Leben unserer Landsleute und versuchen wir, die ihre Eigenthümlichkeit charakterisirenden Züge schließlich in einem Bilde zusammenzufassen.

Zunächst ist es ein Gebot der Gerechtigkeit, anzuerkennen, daß die große Mehrzahl der deutschen Einwanderer, trotz der harten Anfänge, ihre materielle Lage bedeutend verbesserte und in Amerika durch Fleiß und Sparsamkeit es meistens erst zu einem menschlichen Dasein brachte. Das Menschenmaterial, welches, wie noch heute, so namentlich zu der uns beschäftigenden Zeit in Amerika einströmte, ist die durch Jahrhunderte hindurch geschlichene und geschleifte mittelschlächtige Schicht von Bauern, Tagelöhnern, Handwerkern und Dienstmädchen, Kaufleuten und Abenteurern, die zerdrückt von Despotismus aller Art, gedemüthigt durch jegliche Noth und Bedrängniß, mißhandelt

und mißachtet von jeglichem offiziellen Standpunkt, eingepferdt durch Uebervölkerung in die engsten Gränzen, vor allem auf Raum, freie Bewegung und Nahrung für ihren Leib ausgeht. Außer der deutschen Noth und dem deutschen Partikularismus, außer einem Gemenge von deutschen Dialekten und den alleräußerlichsten Gewohnheiten des Lebens, außer dem rohesten Rohmaterial, aus welchem das deutsche Volk sich schafft und erneut, sind sie weder im Bewußtsein noch in Aeußerung und Streben der Ausdruck des gebildeten Deutschthums. Was sie darum in ihrer Masse kennzeichnet, das sind deutsche Sitten, aber nicht deutsche Erkenntniß; deutsche Gewohnheiten, Anlagen und Instinkte, aber nicht die blüthenreichen Resultate dieser Instinkte. Zugleich aber bringen sie einen Fond von physischer und moralischer Gesundheit, ohne den die amerikanische Gesellschaft vielleicht sehr bald verlottern würde, und vor allem gerade die Elemente der Ausdauer, des Zusammenfassens, der begränzten Begierde nach Erwerb und Eigenthum, der Zusammengehörigkeit des Menschen mit seinem Wohnplatze, die dem angelsächsischen Amerikaner vollkommen fremd sind, und die den wahren Kitt großer, zukunftsreicher Völker bilden.

Durch den Kampf mit den Elementen, mit vollkommen freier Konkurrenz, durch den Kampf mit einem Worte für eine neue Existenz unter neuen Umständen ward im Deutschen gerade so sehr wie im Angelsachsen das Gefühl der Selbstständigkeit und das Bewußtsein von der Nothwendigkeit der Initiative erweckt. Der staatlichen Vormundschaft, der Fürsorge seiner frühern Gemeinde, einer ihn auf Schritt und Tritt beobachtenden und kontrollirenden Polizei, dem Zwangsgebot seiner Klasse, seines Standes, seiner Religionsgenossen, der stillschweigend drückenden Last einer engherzigen öffentlichen Meinung entgangen, ist er auf einmal unter Hunderttausenden freier Menschen auf seine eigenen Füße gestellt, auf sein eigenes Urtheil angewiesen und gerade wie diese Hunderttausende zum Range eines Schöpfers seines eigenen Glückes befördert. Eigene Erfahrung, eigenes Prüfen und Wählen, die größere Nothwendigkeit der Selbsthülfe, die Wahrnehmung von allgemeinem Wohlstand und sicherm Auftreten der ältern Bevölkerung geben seiner Beobachtungsgabe, seinen Gefühlen, dann seinem Handeln und endlich seinem Denken eine neue Richtung.

Und wie das „Hilf Dir selbst!" den deutschen Einwanderer mit dem Betreten des amerikanischen Bodens als guter Schutzgeist umschwebt, so baut es seinen Heerd und waltet auch über seinen Beziehungen zur Außenwelt. Fortan arbeitet er bewußt mit an der Gemeinde, dem Bezirke, dem Staate, kurz an der politischen Schöpfung, welche durch seine und seiner Genossen Arbeit in der Wildniß erwächst und erstarkt und täglich weiter nach Westen ihre Wurzeln ausstreckt; so wird er eins mit den Nachbarn, mit welchen er gute und schlechte Tage, Frieden und Krieg durchgemacht hat, so wird er der Mitbegründer und Erweiterer der neuen Nationalität, der amerikanischen, welche, aus dem Mitrathen und Mitthaten aller ihrer Angehörigen ihre Kraft schöpfend, gegen Ende des vorigen Jahrhunderts in den Kreis der Mächte der Erde tritt.

In Deutschland drückte meist befohlene, gedankenlose Arbeit den Bauer fast zum Thiere des Feldes herab, und nur selten gelang es ihm, den Bann zu brechen, welchen Geburt und äußere Verhältnisse um ihn gezogen hatten; in Amerika ist es freiwilliges, denkendes Schaffen, welches den Mann erhebt und seinem losgebundenen Streben den weitesten Spielraum eröffnet. Neben dem reichen äußerlichen Segen aber erblüht dem Schaffenden aus der freien Bethätigung seiner Kräfte als köstlichste Frucht jenes sichere, fast prometheische Selbstgefühl, welches oft eckig und in seiner Form verletzend, aber in seinem innern Kern edel und wieder Großes erzeugend, dem ganzen Lande seinen Charakter aufdrückt.

Sozial vollzog sich diese Verschmelzung mit den Amerikanern englischer Zunge langsamer. Wie zwei Flüsse selbst nach ihrer Vereinigung noch eine Zeitlang die ihrem Wasser eigenthümliche Farbe behalten, und wie dieses erst allmälig einen gemeinsamen Grundton annimmt, so bewegte sich auch noch Jahrzehnte lang das in das Amerikanerthum einmündende kleinere Gewässer des Deutschthums unvermischt in dem großem Strome fort, bis es allmälig von ihm verschlungen wurde. Je näher die deutsche Ansiedlung einer amerikanischen lag, je zugänglicher sie den alten englischen Niederlassungen war, deren Bevölkerung sich nach dem Revolutionskriege theilweise in den nördlich und westlich von Albany gelegenen Theil des Staates New York wandte, desto schneller fand dieser Umwandlungsprozeß statt. Schoharie blieb am längsten

deutsch, weil es abseits von der großen Straße lag; das Mohawk Thal wurde am ersten amerikanisirt, weil es ziemlich nahe an Neu-England gränzte, und weil von hier aus eine verhältnißmäßig bedeutende Einwanderung einströmte. Den äußern Anlaß dazu gab 1787 die mißglückte shay'sche sogenannte Rebellion, welche zuerst mehrere hundert an ihr betheiligte Massachusettser nach Westen und in das Mohawk Thal trieb. Die Flüchtlinge in diesen damals abgelegenen Theil des Landes zu verfolgen, fiel daheim Niemandem ein. Es wird angenommen, daß von 1785 bis 1800 nicht weniger als 10,000 Neu-Engländer sich in New York, dem damaligen Westen, niederließen. Da der Zufluß der deutschen Einwanderung bedeutend nachgelassen und in Folge dessen die am Mohawk ansässigen Deutschen sich mehr dem englisch-amerikanischen Wesen genähert hatten, so gingen die deutschen Bevölkerungsbestandtheile täglich mehr in den englischen auf. Dieser Prozeß der allmäligen Amerikanisirung läßt sich sogar auf Schritt und Tritt verfolgen.

In Herkimer waren noch 1789 sämmtliche öffentliche Beamte ausschließlich Deutsche, ja einzelne hervorragende Bürger, wie Heinrich Staring, Melchior Folz, Georg Folz, Georg Weber und Hans Demuth erhielten je zwei Aemter, weil die Deutschen sich als die alleinigen Herren des Thales und der Gemeinde betrachteten. Mit dem Jahre 1791 aber, wo der jetzige Bezirk Herkimer zum selbstständigen County erhoben wurde, schlägt das Verhältniß um, und die mit Leitung der Gemeindeangelegenheiten vertrauteren, eben eingewanderten Neu-Engländer bringen sich ohne große Schwierigkeit in die Aemter. So ist es fast überall. Das englische Element war als das gebildetere auch das mächtigere und angreifende; das deutsche verhielt sich als das gemüthliche mehr passiv. Jenes herrschte auf dem Markte, im Gericht und im öffentlichen Leben, dieses im freundschaftlichen und häuslichen Kreise. Zuerst freute sich der deutsche Bauer, wenn er mit seinem neu eingewanderten neu-englischen Nachbarn englisch radebrechen konnte, und wenn dieser ihm anerkennend auf die Schulter klopfte. Es ist eine alte Schwäche selbst des gebildetern Deutschen, eine Folge seiner bisherigen Vaterlandslosigkeit, daß er im Auslande lieber jede andere, meist mit Mühe und Noth angequälte Sprache spricht, als seine eigne, ja, daß er sich selbst den Anschein giebt, als könne er sich darin ebenso gut wie in seiner Muttersprache unterhalten. Noch heute werfen sehr viele deutsche

Einwanderer, sobald erst an der amerikanischen Küste der Pilot an Bord gekommen ist, nur mit yes oder no um sich, wenn sie nicht ein paar sonstige Phrasen auswendig gelernt haben. Haben sie aber erst den Fuß aufs feste Land gesetzt, so sehen sie es sofort dem Amerikaner ab, wie er sich räuspert und spuckt, setzen den Hut schief auf den Kopf, lernen einen englischen Fluch auswendig, kauen wo möglich Tabak, kurz suchen in der Annahme dieser Aeußerlichkeiten ihren innern Umwandlungs- und Umhäutungsprozeß zu versinnbildlichen. So ist es heute, so war es damals, und unsere Landsleute müßten keine deutschen Bauern und Kleinbürger gewesen sein, wenn sie es sich nicht zur besondern Ehre angerechnet hätten, mit den Neu-Engländern in ihrer Sprache zu radebrechen. Je mehr Neu-Engländer aber ins Thal kamen, desto mehr wurde aus der anfänglichen Höflichkeit eine Pflicht. Sehr bald traten Englisch und Deutsch auf den Fuß der Gleichberechtigung, und nicht lange nachher ward das Englische bei allen öffentlichen Verhandlungen die anerkannte Sprache. Höchstens wenn ein Bäuerlein nicht hören, keine Vernunft annehmen wollte, ging man mit ihm bei Seite und redete ihm deutsch ins Gewissen. Das half denn meistens auch.

Die heranwachsende Jugend übernahm die Hauptrolle bei dieser friedlichen Revolution, denn sie blieb nicht bei der Annahme der englischen Sprache stehen, sondern es folgte dieser die Annahme englischer Sitten, Anschauungen und sogar religiöser Konfession als nothwendige Ergänzung. Der junge Neu-Engländer machte der Deutschen den Hof und näherte sich ihr zunächst auf dem Wege zur Kirche, denn Sonntag war der einzige Tag, an welchem die Arbeit ruhte und sich eine Gelegenheit für den gegenseitigen Verkehr ergab; oder umgekehrt heirathete der Deutsche die Tochter seines neu-englischen Nachbarn; in diesem Falle aber verstand es sich ganz von selbst, daß er englisch sprechen mußte. So wurde der Kirchenbesuch bald ein aus beiden Nationalitäten gemischter. Die englisch Redenden wollten doch auch von der Predigt etwas verstehen. Der Pfarrer mußte sich also bequemen, abwechselnd deutsch und englisch zu predigen. Gegen Ende des vorigen Jahrhunderts und zu Anfang des gegenwärtigen tritt zuerst dieses Predigen in zwei Zungen auf, und zur selben Zeit macht der deutsche Lehrer dem englischen Platz. Die Gesangbücher und Kirchenlieder hielten noch

länger vor, denn ihre plötzliche Verdrängung hätte die älteren Gemeindemitglieder zu unsanft berührt und zu große Kosten, darum Erbitterung verursacht. Die deutschen Bauern hielten ihre Familienbibeln in Ehren, benutzten sie als Hauschronik, verzeichneten Geburts- und Sterbefälle regelmäßig darin oder ließen sie durch einen Nachbar eintragen, der eine schöne Handschrift schrieb, ja sie hegten gegen die englische Bibel eine gewisse Geringschätzung. „Das mag Alles recht schön sein, was darin steht", sagte dem Verfasser dieser Geschichte eine achtzigjährige deutsche Frau im Schoharie Thal, „aber ich verstehe es doch nur halb, trotzdem daß ich von Jugend auf englisch gesprochen habe. Das war eben nur für den gewöhnlichen Gebrauch; wenn ich mit meinem Herrgott reden will, so kann ich's doch inniger auf Deutsch. Das klingt mir herzlicher in die Ohren." In kaum mehr als einem Menschenalter ward aber auch der letzte Ueberrest deutschen Wesens, die Bibel und das Gesangbuch, aus den Kirchen verdrängt, im Hause selbst flüchteten sie sich in den Winkel und beanspruchten im günstigsten Falle nur noch den Charakter eines frommen, lieben Andenkens. Englische Hymnenbücher und englische Bibeln traten an ihre Stelle und trugen den letzten Rest des Deutschthums zu Grabe.

So richtig die Deutschen auch ihre Muttersprache schrieben, so inkorrekt handhabten sie das Englische, indem sie diese Sprache meistens nur mit dem Gehör erlernt hatten. Auch diese ersten Versuche im Englischen treten zuerst gegen Ende des Jahrhunderts auf und sind u. a. noch auf den Leichensteinen erhalten, welche auf dem Friedhof von Schoharie stehen. Da heißt es u. a.: "A. Philip Sternberg theparted (departed) his (this) live (life) ageget (aged) 81 years" oder "Lambert Lawyer departed his live 12. Abrill 1795." Die älteren deutschen Inschriften sind dagegen alle korrekt. Noch heut zu Tage sprechen die älteren Leute unter den Nachkommen der ursprünglichen Ansiedler von Schoharie deutsch oder vielmehr den pfälzisch-schwäbischen Dialekt der deutschen Sprache, und bei besonders feierlichen Gelegenheiten wird noch deutsch gepredigt; aber mehr zum Besten der jüngeren Einwanderer, die noch kein Englisch können, als für die Nachkommen der alten Ansiedler, welche das Englische geläufiger und lieber sprechen. Ueberhaupt ist der Charakter des Thals durchaus

amerikanisch-englisch. Die Bevölkerung aber ist auch aufgeweckter, fortgeschrittener und gebildeter, als die von pfälzisch-schwäbischen Einwanderern abstammenden Landbewohner Pennsylvaniens, welche bei ihrer bisherigen Abgeschlossenheit von der Welt die deutschen Eigenthümlichkeiten und ein deutsches Kauderwelsch beibehalten haben und mitten im bewegten, rastlos vorwärts stürmenden Leben der Gegenwart größtentheils einen im vorigen Jahrhundert stecken gebliebenen Bauernstand bilden.

Im Mohawk Thal dagegen, welches jetzt eine der Hauptadern des modernen Verkehrs bildet, ist, bis auf die Namen der einzelnen Ortschaften, selbst die letzte Spur des deutschen Ursprungs verwischt, und auch in den kleinen Kirchen von Stone Arabia, Canajoharie, Little Falls und Herkimer jede Erinnerung an ihre deutschen Erbauer erloschen. Selbst die Mehrzahl der Nachkommen der ursprünglichen Ansiedler glaubt, daß sie von den Holländern abstammen, ein Irrthum, welcher durch die landläufige, theils absichtliche, theils unabsichtliche Verwechslung des Dutch und German veranlaßt wird.

Nicht ganz so leicht und natürlich bewerkstelligte sich dieser Uebergang auf dem Gebiete des Rechts und der Rechtsprechung. So sehr der deutsche Bauer, in Amerika wie zu Hause, auch stets auf „sein Recht" pochte, so wenig hatte er bei dem Mangel jeder geistigen und politischen Bildung und bei der ihm Jahrhunderte lang anerzogenen Passivität eigentliche Rechtsbegriffe mitgebracht und so wenig vermochte er, das, was ihm selbst fremd und äußerlich geblieben war, auf amerikanischen Boden zu übertragen. Bis zur Revolution waren die Rechtsverhältnisse unter den Deutschen so primitiver Natur, daß es kaum einer Rechtsprechung unter ihnen bedurfte; ein Friedensrichter, der bis zu fünfzig Dollars Kompetenz hatte, reichte hin, ihre Streitigkeiten zu schlichten. Ihrer großen Mehrzahl nach waren die Leute unverdorben und ehrlich, höchstens einmal etwas hartköpfig und eigensinnig; Ellbogenraum gab es nach allen Seiten hin, und Gränzstreitigkeiten, Erbschaftsprozesse oder gar Kriminalfälle kamen äußerst selten vor. Der "justice" war für die Deutschen unfehlbar; sie nannten ihn nicht anders als den "justus", gerade vielleicht, weil er ihnen als die verkörperte Gerechtigkeit erschien. Nach der Revolution wurde

das anders. Die in die Thäler strömende neu-englische oder englisch redende Bevölkerung brachte Unruhe und Beweglichkeit, Reibung und Streit mit; wie ihr geistiges Leben durch die Kirche, so wurde ihr Erwerbs-, Rechts- und Familien-Leben von dem common law und den aus demselben hervorgehenden Rechtsanschauungen beherrscht. Dem deutschen Bauer hatte daheim der Amtmann, der Richter, ja selbst der Polizeidiener als etwas Fremdes, wenn nicht als Feind gegenüber gestanden, weßhalb er denn auch möglichst gern jede Berührung mit ihnen vermied; jetzt trat plötzlich ein Recht an ihn heran, welches in seinen Grundanschauungen in der Selbstregierung des Volkes wurzelte, ja die Forderung an ihn stellte, selbst mit Hand anzulegen und Recht zu sprechen. Aber er verstand weder die öffentliche Anklage, noch die Bedeutung der Geschworenen, noch die große Macht der Advokaten und die verhältnißmäßig untergeordnete Stellung des Richters, ja er erblickte in der strikten Beweislast und im Kreuzverhör der Zeugen höchstens eine Chikane der „Rechtsverdreher," der Advokaten. Widerstand leistete er nicht, die friedliche Einführung des englischen Rechts unter dieser nichtenglischen Bevölkerung fand deßhalb um so weniger Hindernisse, als eben den englischen Rechtsanschauungen und Traditionen keine anderen gegenüberstanden. Die Träger der letzteren sprachen natürlich nur englisch und führten sie in englischer Sprache ein. Unter den Deutschen dagegen war der Sinn für das Rechtswesen nicht einmal genug entwickelt, um auf die Uebersetzung der englischen Formen zu dringen, oder sich diese anzueignen. So dauerte es länger als ein Menschenalter, bis das englische Recht die Deutschen erobert hatte, und es entwickelte sich während dieser Zeit das komische Schauspiel, daß in den deutschen Distrikten Richter und Geschworene, Kläger und Verklagter einander meistens nicht verstanden, und daß oft die ergötzlichsten Wahrsprüche zu Tage gefördert wurden. Es kam vor, daß eine Jury auf die Frage, ob sie zu Gunsten des Klägers oder Verklagten entscheide, die Antwort gab: „Für Beide."

Natürlich lieferten derartige Entscheidungen den englisch redenden Nachbarn vielen Stoff zum Lachen und Veranlassung zu Uebertreibungen, ja sogar zu Erfindungen von Geschichten, die alle auf Rechnung eines "dutch Judge" gesetzt wurden. Nichts kitzelt die ungebildete

Masse mehr, als sich geistig über Andere erhaben zu fühlen, nirgends ist dieser Triumph wohlfeiler, als auf dem Sprachgebiet, und nichts charakterisirt den schlechten Geschmack besser, als die Verhöhnung eines Dritten wegen Aeußerlichkeiten, wie mangelnde Aussprache oder ungenügende Kenntniß einer fremden Zunge. Es ist gerade kein großes Verdienst, sondern sehr wohlfeiler Witz von Washington Irving, daß auch er diesem Ungeschmack huldigt und ihn sogar mit seinem Namen populär gemacht hat. Obgleich die ländlichen englisch redenden Richter jener Periode wahrlich auch keine Mansfields, Marshalls oder Kents waren, so hat heute noch die Bevölkerung des Mohawk und Schoharie Thales einen fast unerschöpflichen Schatz von komischen Geschichten über die deutschen Richter, die im vorigen Jahrhundert Recht sprachen, und vor allem über Gerlach und Staring. Von jenem wird eine Anekdote erzählt, welche dem Verfasser übrigens zu verschiedenen Zeiten auch in Pennsylvanien, Ohio, Wisconsin, Illinois und Missouri als ebenfalls dort passirt mitgetheilt wurde. Kläger und Verklagter, heißt es, trugen einst nach einander mit großer Ausführlichkeit und sittlicher Entrüstung ihren Fall vor, so daß der Richter jedem von ihnen beifällig zulächelte. Darauf erhob er sich und erklärte feierlich: „Kläger und Verklagter haben beide recht, so entscheide ich, und der Konstabler muß die Kosten bezahlen"; oder im schlechten Deutsch-Englisch: "Der blantiff an derfender bote hash right; zo I dezides der Koonstopple moosh pay de Kosth". Uebrigens muß dieser Richter, welcher lange Jahre der einzige im Schoharie Thal war, ein Original gewesen sein. Seine Vorladungen erließ er mündlich, und der Konstabler überbrachte sie mündlich. Wollte er eine Partei vorladen, so ließ er ihr durch den Konstabler sein Taschenmesser überreichen. Jeder im Thal wußte, was das bedeutete. Sollten zwei auf einmal vorgeladen werden, so erhielt der zweite des Richters Tabaksdose zugestellt; gewöhnlich ließ er sie vorher füllen, damit, wie er sagte, der arme Mann unterwegs schnupfen könne; der also Vorgeladene verfehlte aber nie zu erscheinen. Von Richter Staring erzählt man ähnliche Geschichten, von welchen die vom Yankee Paß die berühmteste geworden ist. Ein Yankee, so lautet die Ueberlieferung, wurde von Staring gestraft, weil er sich gegen das Sonntagsgesetz vergangen hatte. Der Yankee zahlte die Strafe und forderte eine Empfangsbescheinigung, damit er sich gehörig

ausweisen könne. Der Richter, der nicht gut schreiben konnte, forderte den Gebüßten auf, das Dokument zu schreiben, und unterzeichnete es, ohne vorher seinen Inhalt geprüft zu haben. Wie erstaunte aber der brave Staring, als er nach einigen Wochen im Laden des Ortes um Zahlung von fünfundzwanzig Dollars angegangen wurde, für die er Anweisung auf den Kaufmann gegeben habe. Natürlich war es der Yankee gewesen, der statt einer Quittung diese Anweisung geschrieben hatte. Auch diese, wie viele andere Geschichten, worin natürlich stets der überlegene Verstand oder auch die Gaunerei des englisch Redenden den Sieg über den dummen "Dutchman" davonträgt, soll sich ebenso in Pennsylvanien, wie im fernen Westen zugetragen haben.

Alle Quellen, geschriebene und mündliche, stimmen darin überein, daß die Deutschen des Mohawk und Schoharie ehrliche, offene und unverdorbene Menschen waren, deren Charakter ihren Nachbarn Achtung und Anerkennung einflößte. Sie bildeten gewissermaßen eine große Familie unter den englisch und holländisch redenden Ansiedlern und hielten im Gegensatz zu diesen die Sitten und Gewohnheiten ihrer Väter mit einer fast religiösen Gewissenhaftigkeit in Ehren. Wie sehr sie auch im Laufe der Jahre ihre Lage verbesserten und aus den bescheidensten Anfängen zu Wohlhabenheit und Reichthum emporstiegen, so blieben ihre Bedürfnisse und ganze Lebensweise doch dieselben. Der amerikanische Bauer unterscheidet sich nicht in seinem äußern Auftreten vom Städter; er kleidet und benimmt sich und lebt wie dieser, führt Verbesserungen in seiner Wirthschaft ein und wendet, je besser es ihm geht, desto mehr an sich und seine Angehörigen, an seinen häuslichen Komfort; der deutsche Bauer bleibt, der er war, einfach und bescheiden, aber auch den Neuerungen, dem Fortschritt abgeneigt. So waren auch die Deutschen der Thäler zu Anfang des neunzehnten Jahrhunderts ganz dieselben, die ihre Väter und Großväter zu Anfang des achtzehnten gewesen waren, ja ihre Stabilität wurde dadurch noch größer, daß sie zahlreich genug waren, um unter einander zu verkehren und landsmannschaftlich im engern Kreise ihre geringen sozialen Bedürfnisse zu befriedigen.

Zwischen den am Mohawk und Schoharie lebenden Familien herrschte das ganze Jahrhundert hindurch ein stetiger und freund-

schaftlicher Verkehr, und bis zur Revolution erstreckte sich derselbe auch auf die Landsleute, die am Hudson auf Livingstons Land (oder wie es unter den Deutschen hieß, in Löwensteins Busch) angesiedelt waren. Die häufigen Heirathen, die unter den Bewohnern der beiderseitigen Thäler stattfanden, begründeten stets neue Beziehungen und Verwandtschaften. Die Ansiedler kannten sich fast alle und redeten einander mit dem Vornamen an. Ein oder zwei Mal im Jahre, meistens wenn die Erndte eingethan war, auch zu Weihnachten und zu Ostern besuchten sie einander und setzten den größten Stolz in Entfaltung einer fast verschwenderischen Gastfreundschaft.

Natürlich feierten die Deutschen die kirchlichen und weltlichen Festtage der Heimath ebenso gewissenhaft als zu Hause. Weihnachten brachte den Christbaum und kleine Geschenke selbst in die geringsten Hütten. Es war das Fest der ganzen Familie, während Nikolastag, oder wie man ihn hier nannte, Santa Claus nur die Kinder bedachte und je nach Umständen die am Abend vorher aufgehängten leeren Strümpfe der Kleinen mit Obst und Backwerk füllte, oder ihnen auch wohl eine Peitsche brachte. Viele von den wohlhabenderen Deutschen hielten Sklaven und benutzten den Tag, um dieselben, die in ihrem Aberglauben den heiligen Nikolaus für ein aus dem Himmel kommendes Wesen hielten, zu strafen, zu erschrecken und darauf zu belohnen. Am Neujahrstage machten sich die Nachbarn Besuche und hielten für jeden Eintretenden offene Tafel. Jungen liefen von Haus zu Haus und gratulirten. Der allgemeine Gruß war: „Ich wünsche ein glückliches neues Jahr, daß Du lange leben magst, Viel geben magst und ein Königreich im Himmel erben magst." Vor der Revolution erstreckte sich diese allgemeine Gastlichkeit auch auf die Indianer. Diese kamen mit ihren Frauen und Kindern und aßen und tranken nicht allein von einem Hause zum andern, sondern nahmen noch Lebensmittel, namentlich feines Brod mit. Kranken oder alten Indianern trugen die deutschen Frauen die Geschenke ins Haus. Abends war Tanz und Musik. Ostern wurde durch große Feuer auf den Höhen und für die Kinder durch Verstecken und Suchen von gefärbten Eiern gefeiert. Pfingsten war zugleich das Hauptfest für die Schwarzen; sie hatten dann ein

paar Tage frei und besuchten ihre Freunde und Verwandten in der Nachbarschaft.

Hochzeiten dauerten stets drei Tage, wenn sie für anständig gelten sollten, und je nach den Verhältnissen des Brautpaars ging es hoch oder bescheiden her. So erzählt der Richter Braun von der Vermählung des Georg Heinrich Stubrach mit einer Tochter von Johann Friedrich Bauch, eines der reichsten Männer des Schoharie Thals, der nicht weit vom heutigen Fulton wohnte. Vor dem Hause war eine große Laube gebaut, die Trauung fand früh am Morgen statt. In der Laube wurde gegessen und von Nachmittag an bis spät in die Nacht getanzt. Spiele, Tanzen, Essen und Trinken füllten in derselben Weise den zweiten Tag, und am Morgen des dritten Tages wurde die Braut in ihre neue Wohnung nach Kneiskerndorf geleitet, und hier fing das Vergnügen wieder von vorn an. Im Ganzen wurden auf dieser Hochzeit zwei Fässer Bier, über hundert Flaschen Rum nebst entsprechendem Wein getrunken. Gläser waren nicht vorhanden, sondern man bediente sich hölzerner Gefäße und großer hölzerner Schöpflöffel. Die Festlichkeiten standen unter der Leitung eines aufgeweckten und witzigen Burschen aus dem Thal, Kapitain Jörg, der die Würde eines Zeremonienmeisters und Spaßmachers in seiner Person vereinigte. Mit welcher Ausdauer und Leidenschaft bei solchen Gelegenheiten getanzt wurde, beweist folgende uns erhaltene Anekdote. Georg Becker ging mit neuen, sehr dicksohligen Schuhen auf die Hochzeit eines Joseph Kneiskern. Ein Schuster, der gerade im Hause arbeitete, meinte scherzend, er wolle ihm umsonst ein paar neue Sohlen machen, wenn er sie auf der Hochzeit durchtanze. Als Becker nach drei Tagen zurückkehrte, nahm er den Schuster beim Wort, denn er hatte wirklich nur noch die Ueberreste von Sohlen an den Schuhen. Während der Revolution wurden diese langen Hochzeiten seltener, da man sie nicht in Sicherheit und Behagen feiern konnte, und nach dem Kriege vergingen die ersten Jahrzehnte mit den Sorgen für die Befriedigung der nächsten und dringendsten Bedürfnisse, so daß die Festlichkeiten nie wieder in ihrem alten Umfang auflebten.

Nächst den Hochzeiten boten die Leichenbegängnisse die beste Gelegenheit zum Trinken und Schwelgen. Als die Thäler erst anfingen

besiedelt zu werden, und als die Deutschen noch Meilen weit zerstreut aus einander wohnten, war es eine durch die Natur der Verhältnisse gebotene Sitte, daß dem entfernten zum Begräbniß kommenden Freunde Speise und Getränke verabreicht wurden. Aus dieser natürlichen Veranlassung bildete sich aber mit der Zeit die Unsitte des Trinkens und der Völlerei aus. Je wohlhabender der Verstorbene war, desto mehr mußte gezecht werden, und je mehr getrunken wurde, desto mehr fühlten sich die Angehörigen geehrt. Nachdem der Todte beerdigt war, kehrten die sogenannten Leidtragenden in seine Wohnung zurück und zechten bis zum frühen Morgen, um meistens betrunken nach Hause zurückzukehren. Bei solchen Gelegenheiten kam es dann auch wohl zu Raufereien und Schlägereien, oft setzte es blutige Köpfe und zerbrochene Gliedmaßen, und nur der Dazwischenkunft der Frauen gelang es dann, die Streitenden zu trennen. Johannes Lawyer kaufte ein Faß guten Weins und hielt es lange Jahre in seinem Keller, mit der ausdrücklichen Bestimmung, daß dasselbe bei seinem Begräbniß getrunken werden solle. Natürlich mußte auch von den Trauernden geraucht werden; die Sitte gebot, aus Albany oder Schenectady neue holländische thönerne Pfeifen und Tabak kommen zu lassen. Die Unsitte solcher Leichenbegängnisse hielt sich am Längsten in den Thälern und hörte in Schoharie erst in den zwanziger Jahren unsres Jahrhunderts auf.

Im Uebrigen war die Lebensweise der Deutschen eine einfache und gesunde. Hundertjährige Greise waren unter ihnen durchaus nicht selten. In Herkimer starben innerhalb zwanzig Tagen sieben Greise, deren jeder im Durchschnitt achtzig Jahre alt war. Regelmäßige, meistens im Freien verrichtete Arbeit, gesunde Kost und jung eingegangene Ehen schufen ein kräftiges und starkes Geschlecht. In Schoharie gab es Farmer, welche 800 Pfund eine Strecke weit tragen konnten. Von einigen Angehörigen der Familien Borst und Bauch wird erzählt, daß sie ein mit Apfelwein gefülltes Faß in die Höhe heben und aus dem Spundloch trinken konnten. Jakob Keßler, einer der stärksten und verwegensten Männer des Mohawk Thals, hatte gegen Mitte des vorigen Jahrhunderts einen Kampf mit einem Bären, den er nach langem Ringen mit einem dicken Knüppel erschlug, aber vor Erschöpfung und Blutverlust nicht mehr nach Hause tragen

konnte. Eine Tochter von Samuel Vrooman trennte einst ihren Bruder von einem mit ihm streitenden Gegner dadurch, daß sie den letztern, einen starken Mann, beim Kragen nahm und aus dem Hause warf. Ehen mit zwölf und mehr Kindern waren sehr häufig. Von seiner ersten Frau, sagte Peter Ball, habe er nur neun Kinder, und auch von seiner zweiten nur zehn, aber sie seien alle am Leben. Die Frauen schonten sich so wenig, als die Männer, arbeiteten mit im Felde und standen außerdem noch ihrem Haushalt vor. Daher kam es auch, daß sie sehr rasch verblühten, so frisch und kräftig sie auch in ihrer Jugend gewesen sein mochten. Die englisch sprechenden Nachbarn pflegten von den Deutschen zu sagen, daß sie ihre Pferde lieber hätten, als ihre Frauen. Ein harter, aber leider wahrer Ausspruch, denn die Pferde waren der einzige Stolz des deutschen Bauern; statt sein Haus zu verschönern, oder sich und vor allem seiner Frau eine Bequemlichkeit zu gönnen, arbeitete er unverdrossen weiter und kaufte sich für seine Ersparnisse schöne Pferde. Als die amerikanischen Ansiedler schon lange massive Backsteinhäuser hatten, behalfen sich die Deutschen noch mit ihren Holzhäusern, deren Eigenthümlichkeit für die englisch Redenden hauptsächlich in den hohen Schindel- oder Strohdächern und in der in eine obere und untere Hälfte getheilte Hausthür bestand. Nur einzelne Reiche, wie die Herkimers und Petries im Mohawk Thal, oder die Sternbergs und Bauchs im Schoharie Thale bauten sich schon im vorigen Jahrhundert massive Wohnhäuser.

Häufig fanden Wettrennen zwischen den Bewohnern des Mohawk und Schoharie statt, meistens mit Pferden, vielfach aber liefen ein paar junge Bursche gegen einander, ja so groß war die Leidenschaft für dieses Vergnügen, daß die Cobelskiller, die sonst keine Renner aufzuweisen hatten, ein paar Ochsen gegen einander laufen ließen. Ums Jahr 1770 sandten die Bauern des einen Thals an ihre Freunde im andern eine Herausforderung zur Erprobung ihrer persönlichen Kraft und Stärke. Die Mohawker kamen zur festgesetzten Stunde nach Schoharie, und aus allen benachbarten Ansiedlungen eilten die Leute herbei, um dem Wettkampf beizuwohnen. Ein Schlitten wurde mit zwölf schweren Männern beladen und auf den ebenen Boden gestellt. Cornelius Vrooman zog ihn an der Deichsel anderthalb Fuß von der

Stelle. Cornelius Fonda aus dem Mohawk Thal versuchte es ihm gleich zu thun, wenn nicht ihn zu überbieten, vermochte aber nicht den Schlitten von der Stelle zu bewegen. An demselben Tage lief Adam Kreisler mit einem Dachstädter aus dem Mohawk Thal um die Wette und trug über diesen mit Leichtigkeit den Sieg davon. Es scheint also, daß die Schoharier ihre Landsleute am Mohawk an körperlicher Gewandtheit und Kraft bedeutend übertrafen. Persönliche Streitigkeiten wurden zwischen den Gegnern meistens durch Boxen ausgekämpft. Karten spielte man, namentlich an den langen Winterabenden, höchstens um etwas kleines Kupfergeld; es wird einmal als ein ganz außerordentliches Ereigniß erwähnt, daß auch ein Spiel um Silber stattfand.

Wie alle deutschen Bauern jener Zeit waren auch die Thalbewohner abergläubisch und hielten viel von Geheimmitteln, Besprechung des Viehs, ja glaubten theilweise sogar an Hexen. Die Ehrlichkeit des gemeinen Mannes ist stets mit Einfalt verbunden, daher seine Vorliebe zu Quacksalbern, sein Aberglaube und seine Vorurtheile; daher auch, daß Betrüger und Schwärmer bei ihm so leicht ihr Glück machen. In Schoharie schoß einst ein Mann Namens Rector ungestraft nach einer alten Frau, weil sie eine Hexe sei. Schöne Kühe und Hausthiere wurden hie und da getödtet, weil's ihnen von Jemandem angethan war. Ein alter Doktor Molter wollte sich häufig mit den Hexen herumgeschlagen haben, und nur dadurch ihrer Herr geworden sein, daß er sich mit dem Rücken an die Kirche von Schoharie gelehnt habe. Dieser selbe sogenannte Doktor behauptete auch, mittelst Blicks und Worts Ratten zum Gehorsam zwingen und von einem Hause ins andere treiben zu können; natürlich wurden die Dienste des feinen Menschenkenners häufig von Böswilligen benutzt, welche ihren Nachbarn einen Schabernack spielen wollten. Als während der Revolution im Mohawk Thal ein Mann, Namens Hare, als Spion gehängt worden war, wurde seine Leiche vor der Beerdigung in einem Keller verwahrt. Die Neugierigen, welche sie zu sehen herbeigekommen waren, bemerkten eine Schlange, die zufällig über den Körper des Gehängten kroch. Das sei der Teufel, der sich die ihm verschriebene Seele hole, hieß es im ganzen Thale, und kein Bauer wollte es sich ausreden lassen, daß der Unglückliche dem „Bösen" verfallen sei. Der Missionär John Taylor schildert in seiner 1802 durchs Mohawk Thal gemachten Reise die Deutschen als gastfrei

und von lebendigem Gerechtigkeitssinn beseelt. „Von Religion", sagt er, „wissen sie so gut als nichts, und dann sind sie sehr abergläubisch. Sie lassen sich viel von Träumen und Erscheinungen beeinflussen; selbst die Einsichtigsten von ihnen leiden unter der Furcht, welche Träume erzeugen. Ihren Todten gegenüber beobachten sie einige sonderbare Gebräuche. Wenn Jemand stirbt, so ist keiner der Ueberlebenden, weder Angehörige noch Nachbarn, es sei denn unumgänglich nöthig, dahin zu bringen, die Leiche zu berühren. Diese wird von zwölf Männern getragen und mit Gesang bis zum Grabe geleitet. Nur Eingeladene nehmen am Leichenbegängniß Theil. Am Grabe wird wenig gesprochen; die Leidtragenden kehren schnell ins Todtenhaus zurück und betrinken sich. Erst sechs Wochen nach dem Tode wird das Testament eröffnet und mit Zahlung der Schulden begonnen."

Von einem geistigen Leben der Deutschen in New York kann während der uns beschäftigenden Periode natürlich nicht die Rede sein. Die ersten Einwanderer, so kluge und erfahrene Männer sie auch unter sich zählten, hatten nur nothdürftigen Elementarunterricht genossen, Kinder und Kindeskinder mußten selbstredend den Eltern im Hause und auf dem Felde helfen, und gebildete Deutsche kamen mit Ausnahme vereinzelter Pfarrer damals nicht an. Nur ein Pfälzer hat sich in der Geschichte der Kolonie New York einen Namen erworben und durch sein unerschrockenes Eintreten für die Rechte des englischen Bürgers sogar eine mächtige Rückwirkung auf das Mutterland ausgeübt. Es war das Johann Peter Zenger, so viel bekannt, keine bedeutende geistige Kraft, aber ein Mann von unbeugsamem Charakter und Muth. Wegen dieser seiner Bedeutung dürfen er und sein Prozeß hier nicht übergangen werden.

Unter den pfälzer Einwanderern, welche im Juni 1710 mit dem Gouverneur Hunter in New York landeten, befand sich auch eine junge Wittwe, Johanna Zenger. Unsere in dieser Beziehung dürftigen Quellen sagen nicht, woher sie kam, sie erwähnen auch nicht, ob ihr Mann, wie wohl anzunehmen ist, unterwegs eins der zahlreichen Opfer des Schiffsfiebers geworden war; sie geben nur das Alter der Frau auf dreiunddreißig Jahre an und verzeichnen ihre drei Kinder, deren ältestes, der damals dreizehnjährige Johann Peter, uns in diesem Kapitel beschäftigen wird. Die arme Wittwe blieb in New York und

wird sich dort bescheiden und ehrlich bis an ihr Ende durch ihrer Hände Arbeit ernährt haben; wenigstens verschwindet sie sofort wieder in dem Dunkel, aus welchem sie bei ihrer Landung nur für einen Augenblick getreten.

Desto hervorragender dagegen ist die Stellung, welche ihr genannter Sohn in der Geschichte der Kolonie einzunehmen bestimmt war. Schwerlich wohl ahnte der baarfüßige Junge, als er aus dem Schiffsgefängniß erlöst, unbeachtet und kaum bemerkt, aber jubelnd ans Land sprang, daß kaum ein viertel Jahrhundert später sein Name der beliebteste und gefürchtetste in New York sein würde; noch weniger aber sah der hochmüthige Hunter voraus, als er den kleinen "damned Dutchman" ausschiffen ließ, daß er in ihm der Kolonie den tapfern Vorkämpfer ihrer Rechte, den unerschrockenen und siegreichen Vertreter der Preßfreiheit zuführte.

Um die Kinder der kranken und hülflosen Ankömmlinge, vor allem aber die Waisen unterzubringen, deren Eltern auf der Reise gestorben waren, hatte die Kolonialregierung am 20. Juni 1710 beschlossen, dieselben den ihre Dienste verlangenden new yorker Bürgern anzuvertrauen und sich selbst nur das Oberaufsichtsrecht vorzubehalten. Wer also ein Einwandererkind wünschte, hatte sich bei den zum Zweck der Vertheilung ernannten Beamten, Dr. Staats und Rip van Dam zu melden und zu verpflichten, einen Knaben bis zum siebenzehnten, ein Mädchen bis zum fünfzehnten Lebensjahre gegen die von ihnen zu leistenden Dienste zu kleiden, zu verpflegen und gut zu behandeln, sowie sie auf Verlangen der Regierung wieder zu überantworten. So wohlthätig und fördernd sich diese Maßregel auch für die New Yorker erwies, indem sie ihnen billige Arbeitskräfte verschaffte, so hart und unbillig war sie doch für die betreffenden Eltern, indem ihnen die Hülfe gerade ihrer arbeitsfähigen Kinder entzogen und dadurch eine der Hauptbedingungen für ihr besseres Fortkommen genommen wurde. Die Einwanderer hatten aber der Regierung gegenüber keinen Willen; sie waren, als dienstpflichtige Knechte der Krone, zeitweise Sklaven und mußten deßhalb geduldig hinnehmen, was dieser höhere Wille ihnen aufzuerlegen für gut fand. Es ist bereits in einem frühern Kapitel erwähnt worden, daß Johann Konrad Weiser seine beiden Söhne Georg Friedrich und Christoph ganz gegen seinen Willen einem ihm fremden

Arbeitgeber überlassen mußte. Die Jungen gefielen eben einem Farmer Smith von Smithtown auf Long Island, welcher sie einfach mitnahm und nur der Regierung, nicht aber dem Vater gegenüber eine Verpflichtung einging. Im ganzen wurden von der Einwanderung des Jahres 1710 in dieser Art 68 Kinder, darunter nur 41 Waisen, von Hunter vertheilt; die meisten von ihnen standen zwischen dem dreizehnten und fünfzehnten Lebensjahre, leisteten ihren Arbeitsgebern also schon wesentliche Dienste, während natürlich die kleinen Kinder den Eltern zur Last blieben.

Johann Peter Zenger nun wurde am 26. Oktober 1710 dem damaligen einzigen Drucker von New York, William Bradford in die Lehre gegeben. Dieser sein Lehrmeister war, zwanzig Jahr alt, als englischer Quäker mit William Penn nach Amerika gekommen und hier seit 1685 bleibend angesiedelt. Als Mann von festen religiösen und politischen Grundsätzen hatte er schon in Philadelphia verschiedene Anfechtungen von der Kolonialregierung zu erdulden gehabt, so daß er, als 1692 seine Druckerei auf höhern Befehl geschlossen wurde, im folgenden Frühjahr Philadelphia mit New York vertauschte, wo er, hochgeachtet und betrauert, erst im Jahre 1752, zweinundneunzig Jahre alt, starb. Bei der unbeschränkten Gewalt, welche zu jener Zeit den königlichen Gouverneuren eingeräumt war, und bei der ängstlichen Sorgfalt, mit welcher die Regierung die Presse der Kolonien, wenn nicht völlig unterdrückte, so doch überwachte, erforderte der Beruf eines Druckers einen muthigen und erprobten Mann, der den Einschüchterungsversuchen der hohen Kolonialbeamten einen bewußten Widerstand entgegensetzte. Die Drucker jener Zeit waren die ersten Vorkämpfer der Volksfreiheit und hatten vor allem in den letzten zehn Jahren der stuart'schen Herrschaft häufig zu leiden. Während in Virginien und Maryland kurzer Hand keine Druckerei geduldet wurde, stand in New York und Pennsylvanien die Presse unter der unmittelbaren Aufsicht des Gouverneurs, und selbst nach Vertreibung der Stuarts durfte Bradford nur unter dessen Zensur drucken.

Es war ein großes Glück für den jungen Zenger, daß er einem so tüchtigen Lehrherrn übergeben wurde, einem Manne, der seine politischen Rechte und Pflichten ebenso richtig erkannte und ausübte, als er

im engern häuslichen Kreise unbescholten und hochgeehrt dastand. Der Lehrling sah hier täglich und stündlich ein schönes Vorbild, dem er nur nachzueifern brauchte, um auch ein geachteter und nützlicher Bürger, ein selbstständiger und einflußreicher Mann zu werden. Sein späteres Leben zeigte, daß Bradfords gutes Beispiel nicht verloren ging, sondern von ihm noch überboten wurde. Er diente seine vier Jahre treu und redlich und wurde nach bestandener Lehrzeit erst seines Meisters Gehülfe, dann sein Partner. Zenger heirathete am 11. September 1722 Anna Katharine Manlin und wurde mit ihr in der holländisch-reformirten Kirche in Garden Street (jetzt Exchange Place 43 und 45) getraut. Aus dem Jahre 1725 ist noch eine von Bradford & Zenger gedruckte holländische Beschwerdeschrift einiger Mitglieder der holländisch-reformirten Kirche in Raritan gegen ihren Pastor Frilinghausen erhalten. "Te Nieu York Gedrukte bij Willem Bradford en J. Peter Zenger, 1725", heißt es am Ende des Titels. Wie lange der Gesellschaftsvertrag zwischen dem frühern Meister und Lehrling gedauert hat, ist aus unseren Quellen nicht ersichtlich. Im Jahre 1733 tritt aber Zenger mit seiner eignen Firma auf und gründet neben Bradfords Gazette die zweite der überhaupt in der Kolonie veröffentlichten Zeitungen: „Das New Yorker wöchentliche Journal, enthaltend die neuesten fremden und einheimischen Nachrichten", welches am 5. November 1733 zuerst erschien und sehr bald das anerkannte Organ der Volkspartei in Stadt und Land wurde.

Gerade zu jener Zeit herrschten in der Kolonie die erbittertsten Parteikämpfe. So gering und unbedeutend auch die Ursache erschien, welche sie hervorrief, so wichtig und tiefgreifend war jedoch das Prinzip, um welches es sich dabei handelte. Anlaß zu dem Streite hatte die Frage gegeben, ob der interimistische Gouverneur Rip van Dam, der als ältestes Mitglied des Kolonialrathes den neu ernannten Gouverneur Cosby vor dessen Ankunft vertrat, von der Regierung des Mutterlandes gezwungen werden könne, die Hälfte der ihm für wirklich geleistete Dienste gesetzlich zustehenden Einnahmen an Cosby herauszuzahlen. Van Dam war ein allgemein geachteter alter new yorker Bürger und hatte dreizehn Monate lang die Pflichten des Amtes wahrgenommen; Cosby war ein Günstling des Hofes, hatte sich,

statt sofort nach New York zu gehen, fast ein Jahr lang in London aufgehalten und kurz vor seiner Abreise als eine besondere Gunst den obigen Befehl erwirkt. Natürlich weigerte sich van Dam, demselben nachzukommen und hatte mit seiner Weigerung das ganze Volk auf seiner Seite. Wenn der englische Hof, so sagte man sich, durch einen später erlassenen Befehl einem hohen Kolonialbeamten sein redlich verdientes und empfangenes Gehalt nehmen oder wenigstens die Hälfte davon einem Mann überweisen kann, der nicht die geringsten Dienste dafür geleistet hat, so wollen die Rechte der amerikanischen Kolonisten als englische Bürger nicht viel bedeuten. Die Regierung des Mutterlandes begeht durch einen derartigen Eingriff in deren Rechte einen Gewaltakt, der die Kolonisten zu untergeordneten Unterthanen erniedrigt, der ihnen jede Art willkürlicher Behandlung in Aussicht stellt und deßhalb von ehrliebenden, freien Bürgern nicht geduldet werden darf. „Volksrecht gegen Hofesgunst!" das wurde bald die Parole in dem Kampfe, der von 1732 bis 1736 dauerte und nur mit Cosby's Tode endete.

Der Gouverneur griff zu jedem erlaubten oder unerlaubten Mittel, um sich den Sieg zu verschaffen, setzte den seinen Ansprüchen feindlichen Oberrichter Morris willkürlich ab, ernannte neue Richter und brachte den Prozeß van Dams vor ein Gericht, welches diesen zur Zahlung der Hälfte seiner Einnahmen während Cosby's Abwesenheit zwang. Wenn letzterer auch nicht auf Zahlung bestand, so goß dieser Urtheilsspruch doch neues Oel in die Flammen. Van Dams Anhänger, zu welchen die angesehensten Bürger der Provinz und das Volk von New York gehörten, nahmen ihre Zuflucht zur Presse und führten in einzelnen Artikeln, Anschlagezetteln, Spottliedern und Broschüren den Krieg gegen die Regierungspartei weiter. Die älteste Zeitung, die Gazette, gehörte, wie oben schon bemerkt, dem damaligen königlichen Drucker Bradford und stand als solche ganz zur Verfügung des Gouverneurs. Es scheint, daß Zenger, um der Volkspartei ein Organ zu schaffen, gerade im Herbst 1733, wo die Erbitterung der sich bekämpfenden Parteien aufs höchste gestiegen war, sein Journal gründete. Es wurde, von Männern wie Morris, dem abgesetzten Oberrichter, den Anwälten Smith und Alexander und Anderen geschrieben, bald die schärfste Waffe gegen den Gouverneur und erregte dessen besondern Haß und Zorn.

Schon im Januar 1734 richtete der neue Oberrichter de Lancey die Aufmerksamkeit der Grand (Anklage-) Jury auf die Pasquille, welche Zengers Zeitung gegen die Regierung enthalte, allein jener Körper fand noch keine Veranlassung zur Erhebung der Anklage. Ein neuer, im Oktober gemachter Versuch, dieselbe zu bewirken, blieb ebenfalls fruchtlos, so daß sich der Gouverneur gezwungen sah, auf anderm Wege Zengers Angriffe zum Schweigen zu bringen. Er legte nämlich die Sache der gesetzgebenden Behörde, dem Kolonialrath und der Assembly mit dem Antrage vor, die betreffenden Artikel zu prüfen und ihre Verfasser zu ermitteln. Das Unterhaus (Assembly) ernannte zwar einen Ausschuß, der mit dem Oberhause (Council) berieth, wies jedoch den Antrag auf Verfolgung einzelner Nummern der Zeitung und ihre Verbrennung durch den Henker am 22. Oktober 1734 zurück, wodurch der Gouverneur zum zweiten Male seine Absichten vereitelt sah. Jetzt mußte der Kolonialrath, eine dem Gouverneur blind ergebene Körperschaft, auf eigene Verantwortlichkeit hin handeln. Am 2. November erließ er einen Befehl, wonach der Henker die betreffenden Artikel verbrennen und der Bürgermeister und Magistrat der Stadt diesem Akte beiwohnen sollten. Beide verweigerten dem einseitigen Machtspruch den Gehorsam, die Aldermen protestirten sogar feierlich dagegen, als vier Tage später der Sheriff bei Gericht die Vollziehung des obigen Befehls beantragte, und verboten dem Henker, als städtischem Beamten, dessen Ausführung. Die mißliebigen Zeitungsnummern wurden nunmehr von einem Neger, dem Sklaven des Sheriffs, in Gegenwart einiger untergeordneten Beamten und Offiziere der Garnison verbrannt.

Bald darauf, am 17. November, erfolgte die Verhaftung Zengers, allein schon einige Tage später mußte er freigegeben werden, da seine beiden Anwälte James Alexander und William Smith, trotz des erbitterten Widerstandes des Kronanwalts, die Zulassung des Gefangenen zur Kautionsleistung in Gegenwart von mehreren hundert jubelnden Bürgern durchsetzten. Auch im Januar 1735 fand die Jury keine Veranlassung, gegen Zenger zur Anklage zu schreiten, welche jetzt aber vom Kronanwalt erhoben wurde. Zengers Anwälte bestritten die Kompetenz des Gerichtes aus formellen und materiellen Gründen. Als sie ihre Einwände endlich am 16. April 1735 motiriren

wollten, erklärte der Oberrichter de Lancey, daß das Gericht sie nicht anhören könne. „Sie glauben", sagte er wörtlich, „durch Ihren uns geleisteten Widerstand großen Beifall und noch größere Popularität gewonnen zu haben; aber Sie haben die Sache auf die Spitze getrieben und es dahin gebracht, daß entweder wir von der Richterbank oder Sie als Advokaten zurücktreten müssen." Natürlich wichen die Richter nicht von ihren Sitzen; dagegen wurden die Namen der beiden Vertheidiger von der Liste der zur Praxis berechtigten Anwälte gestrichen.

Das eigentliche Kriminalverfahren gegen Zenger fand am 4. August 1735 statt. Als offizieller Vertheidiger wurde von Gerichtswegen ein unbedeutender, aber dem Gouverneur ergebener Advokat, Johann Chambers, ernannt, der nur, um den äußern Schein zu wahren, einige Anträge stellte und im übrigen seinen Klienten der Willkür seiner Richter überließ. Zenger wäre ganz unfehlbar ins Gefängniß gewandert, wenn seine Freunde sich nicht der Dienste des berühmtesten und geachtetsten Juristen in den damaligen Kolonien, des ehrwürdigen Andreas Hamilton aus Philadelphia, versichert hätten.

Ein geborner Irländer, war dieser große Advokat zu Anfang des Jahrhunderts nach der Quäkerstadt gekommen und hatte sich nicht bloß durch seine juristischen Fähigkeiten, sondern auch durch seinen unbeugsamen Charakter, seine Uneigennützigkeit und seine patriotische Hingabe an die öffentlichen Interessen einen beneidenswerthen Namen erworben. Mehrere Jahre hindurch bekleidete er die Stelle eines Vorsitzenden der Vollziehungsbehörde der Provinz, das Sprecheramt im Senat und fungirte als Generalanwalt; aber mehr als das, er war der intime Freund B. Franklins, der ihm bei seinem im August 1741 erfolgten Tode einen tiefgefühlten und anerkennenden Nachruf widmete. Dieser Mann nun, welcher in allen großen Prozessen und Anklagen jener Zeit eine so hervorragende Rolle spielte, erhob sich, nachdem der unbedeutende Chambers gesprochen hatte, dem Gerichtshofe ganz unerwartet und erklärte sich zur Vertheidigung Zengers bereit.

Der Kronanwalt eröffnete die Verhandlungen mit der Anklage, daß Zenger den Gouverneur, den unmittelbaren Stellvertreter des

Königs, in verschiedenen „falschen, schändlichen und aufrührerischen Schmähschriften" angegriffen und dadurch böses Blut in der Kolonie erzeugt habe. Zenger sei ein Aufrührer und müsse als solcher bestraft werden, widrigen Falls Unordnung und selbst Blutvergießen, ja Bürgerkrieg zu befürchten sei. Besonders hob der öffentliche Ankläger zwei Zeitungsartikel hervor, deren einer am 28. Januar und deren andrer am 8. April 1734 in dem wöchentlichen Journale erschienen war. „Es wäre viel besser," heißt es in dem ersten dieser Artikel, „wenn Sie, meine Herren (Gouverneur und sein Anhang), statt sich hinter Gesetzen zu verschanzen, endlich zu dem Punkte kämen, um den es sich in den Augen des Volkes unsrer Stadt handelt. Es denkt, daß seine Freiheit und sein Eigenthum in Frage gestellt und daß dem gegenwärtigen Geschlecht und unseren Nachkommen die Sklaverei aufgehalst wird, wenn gewisse vergangene Dinge nicht verbessert werden, eine Folgerung, zu welcher manche früheren Vorgänge berechtigen."

Der zweite, den Grund der Anklage bildende Artikel soll, um die Empfindlichkeit des Gouverneurs zu zeigen, hier unverkürzt und mit der Bemerkung angeführt werden, daß die in Parenthese stehenden Sätze die Unterstellungen und Erläuterungen des öffentlichen Anklägers wörtlich wiederholen. Die angebliche Schmähschrift lautet: „Einer unserer Nachbarn (nämlich ein Bewohner von New Jersey) bemühte sich, als er die Fremden (nämlich einige Bewohner von New York) sich so laut beklagen hörte, sie zu überreden, nach New Jersey zu ziehen, erhielt aber die Antwort, das heiße aus der Pfanne ins Feuer springen, denn, sagte Einer, wir Beide stehen unter demselben Gouverneur (nämlich Sr. Exzellenz), und Ihre gesetzgebende Versammlung hat gezeigt, wessen man sich von ihr zu gewärtigen hat. Einer, der damals nach Pennsylvanien zog, wohin, wie es heißt, jetzt verschiedene hervorragende Männer auswandern, sprach in den rührendsten Ausdrücken seine Befürchtungen über die Zustände in New York aus (nämlich die schlechten Zustände der Provinz und des Volkes von New York) und schien zu denken, daß sie hauptsächlich dem Einfluß zu verdanken seien, welchen einige Männer (welche er Werkzeuge nannte) auf die Regierung ausübten (den Gouverneur der besagten Provinz nämlich). Er sagte, er verlasse sie jetzt und werde von keiner Maßregel betroffen, indessen habe er immer noch einige Besorgnisse ob der Wohlfahrt seiner

Landsleute und werde sich freuen zu hören, daß die Assembly (nämlich die General-Assembly der Provinz New York) nach Pflicht und Gewissen für sie eintreten und den Beweis liefern werde, daß ihr das Interesse des Landes mehr am Herzen liege, als die Befriedigung irgend einer Privatrücksicht eines ihrer Mitglieder, geschweige denn, daß sie sich um das Lächeln oder Zürnen des Gouverneurs kümmere (nämlich Sr. Exzellenz des Gouverneurs), welche beide, Lächeln sowohl als Zürnen, gleichmäßig mit Verachtung gestraft werden müßten, sobald das Wohl des Landes in Frage komme. Sie, sagte er, beschweren sich über die Rechtsgelehrten, aber ich glaube, es ist mit dem Rechte überhaupt vorbei. Wir (das Volk der Provinz New York nämlich) sehen die Besitztitel von Bürgern vernichtet, Richter willkürlich entfernt, neue Gerichtshöfe ohne Zustimmung der gesetzgebenden Gewalt errichtet (nämlich in der Provinz New York), wodurch, wie mir scheint, das Rechtsprechen durch Geschworne beseitigt wird, sobald es einem Gouverneur gefällt (nämlich Sr. Exzellenz dem Gouverneur). Männern von anerkanntem Vermögen wird ihre Stimme genommen, ganz im Widerspruch zur bewährten alten Praxis, dem besten Exponenten des Gesetzes. Wen giebt es denn in jener Provinz (New York nämlich), der irgend ein Ding sein nennen, oder sich des Genusses irgend welcher Freiheit länger erfreuen kann, als jene an der Spitze der Verwaltung (nämlich der Verwaltung der genannten Provinz) zu gestatten geruhen? Aus diesem Grunde habe ich sie (die Provinz New York nämlich) verlassen und glaube, daß noch Viele mir folgen werden."

Zenger erklärte sich auf die Anklage für nicht schuldig. Sein Anwalt Hamilton gab die von ihm bewirkte Veröffentlichung des fraglichen Artikels ohne Weiteres zu und beanspruchte die unbeschränkte Meinungsäußerung, sofern er sie als wahr beweisen könne, als das Recht jedes freigeborenen englischen Bürgers. Der Kronanwalt entließ hierauf die Zeugen, darunter die beiden Söhne des Angeklagten, welche die Veröffentlichung beweisen sollten, und verlangte sofort ein Urtheil für die Regierung, denn, meinte er, selbst wenn diese Artikel wahr sein sollten, so sind sie doch Schmähschriften. Hamilton entgegnete, daß der Angeklagte nur dann für schuldig erklärt werden könne, wenn die von ihm gedruckten Worte als eine Schmähschrift, d. h. als falsch, schändlich und aufrührerisch bewiesen würden.

Der Kronanwalt begründete jetzt die Anklage. Jeder Bürger sei der Regierung vor allem für den Schutz, welchen sie Leben, Religion und Eigenthum gewähre, Ehrfurcht schuldig, und solle deßhalb Alles vermeiden, was dazu diene, sie in den Augen des Volkes herabzuwürdigen. Er führte aus, daß Angriffe der Presse gegen die Krone schon oft und sehr hart bestraft seien. Eine Schmähschrift, sagte er, sei eine boshafte Verläumdung eines Andern und müsse, wenn überhaupt, so besonders der Regierung gegenüber mit den entsprechenden Strafen belegt werden. Es sei ganz gleichgültig, ob die Behauptungen des Pasquillanten wahr oder falsch seien. Namentlich dürfe man nicht von der hohen Obrigkeit schlecht sprechen, der Gouverneur sei der unmittelbare Vertreter der geheiligten Person des Königs, also selbst heilig. Man habe Zenger lange genug gewähren lassen, aber es sei endlich hohe Zeit, seiner Aufwiegelung der Massen ein Ende zu machen und ihn empfindlich zu strafen, weßhalb seine Verurtheilung beantragt werde.

Hamilton bekämpfte diese Anklage in einer ausführlichen Rede, welche epochemachend in der Geschichte der amerikanischen Jurisprudenz dasteht, weil er den damals herrschenden Autoritäten gegenüber den Grundsatz durchsetzte, daß bei der Kriminaluntersuchung gegen eine angebliche Schmähschrift das Gericht den Beweis der Wahrheit der thatsächlichen Behauptungen zuzulassen, und daß die Jury nicht allein den Thatbestand, sondern auch das Recht zu finden habe, ein Prinzip, das erst gegen Ende des Jahrhunderts durch Fox' berühmte Libel Bill von 1792 gesetzliche Anerkennung in der englischen Jurisprudenz erlangte.

Hamilton entwickelte in seiner Rede große Belesenheit, unerschütterliche Ruhe und Gewandheit und stets bereiten Witz. Das Alles würde ihm aber vielleicht wenig oder gar nichts genutzt haben, wenn er nicht durch seinen unbeugsamen Muth, durch seinen hartnäckigen Widerstand gegen alle Einschüchterungs- und Unterdrückungsversuche des Gerichtes die Geschwornen für sich gewonnen und unwiderruflich an sich gefesselt hätte. Wenige Reden, von denen die Geschichte berichtet, haben einen so tief- und weitgreifenden Erfolg gehabt. Hamilton eroberte in dem zenger'schen Prozeß den amerikanischen Kolonien die Preßfreiheit und machte erst eine politische Debatte möglich.

„Der Verlust der Freiheit — so schloß Hamilton seine Rede — ist für einen edlen Menschen schlimmer als der Tod, und doch wissen wir, daß es zu allen Zeiten Menschen gegeben hat, welche aus Ehrgeiz oder aus Habsucht nur zu willig ihre Hand zur Unterdrückung, ja zur Zerstörung ihres Landes geboten haben. Dieses erinnert mich an den Ausspruch des unsterblichen Brutus, welcher, als er Cäsars Kreaturen, große, aber keineswegs gute Menschen sah, in die Worte ausbrach: „Ihr Römer, wenn ich Euch noch so nennen darf, seht doch, was Ihr thut, erinnert Euch, daß Ihr Cäsar helft, dieselben Ketten zu schmieden, welche er Euch eines Tages wird tragen machen!" Das eben sollte jeder Mann, der die Freiheit schätzt, bedenken, er sollte mit Urtheil und nicht aus Eigennutz oder Neigung handeln, denn da, wo diese letzteren herrschen, da werden weder das Land, noch die Angehörigen berücksichtigt. Andrerseits aber zieht der Mann, welcher sein Vaterland liebt, seine Freiheit allen übrigen Gütern vor, denn er weiß, daß das Leben ohne Freiheit ein Elend ist. Doch warum soll ich in die Geschichte des heidnischen Rom zurückgreifen, um Ihnen Beispiele von Freiheitsliebe zu geben? Ist doch das letzte Blut in England für die Sache der Freiheit geflossen; die Freiheit aber, welche wir heute genießen, verdanken wir in erster Linie dem glorreichen Widerstand, welchen der berühmte Hampden und andere Landsleute gegen willkürliche Forderungen und ungesetzliche Auflagen leisteten. Statt ihre Rechte als Engländer aufzugeben und sich einer ungerechten Steuer von weniger als drei Shillingen zu unterwerfen, beschlossen sie, sich für die Freiheit ihres Landes den äußersten Maßregeln auszusetzen, und wirklich erlitten sie dieses Aeußerste in jenem schrecklichen und willkürlichen Gericht, in der Sternkammer, deren eigenmächtiges Verfahren keine Gränzen kannte, und deren unheilvoller Existenz nur das Parlament ein Ende bereiten konnte.

„Die Gewalt kann passend mit einem großen Strom verglichen werden, der, so lange er sich in seinen Gränzen hält, schön und nützlich ist, indessen so bald er über seine Ufer tritt, zu gewaltsam dahinrollt, um in seinem Laufe gehemmt werden zu können. Dann wirft er vielmehr alles vor sich nieder und bringt Zerstörung und Verwüstung, wohin er nur dringt. Wie in diesem Gleichniß ein

Sinnbild der Gewalt liegt,' so lassen Sie uns unsre Pflicht thun und gleich weisen Männern Alles aufbieten, die Freiheit zu stützen, das einzige Bollwerk gegen gesetzlose Gewalt, welche jeder Zeit ihrer wilden Gier und ihrem unbändigen Ehrgeiz das Blut der besten Männer geopfert hat.

„Ich hoffe, daß Sie mich wegen des bei dieser Gelegenheit bewiesenen Eifers entschuldigen werden. Es ist eine alte und weise Vorsichtsmaßregel, daß man, wenn das Haus des Nachbarn brennt, auf sein eignes achtet. Denn obgleich ich, Gott sei Dank, in einer Kolonie lebe, wo die Freiheit richtig verstanden und freudig genossen wird, so hat uns die Erfahrung doch gelehrt, daß ein schlechter Präzedenzfall unter einer Regierung sehr bald als Autorität von einer andern aufgestellt wird, und deßhalb denke ich, ist es sowohl meine, als jedes ehrenwerthen Mannes Pflicht, daß, während wir den Beamten den schuldigen Gehorsam zollen, wir zur selben Zeit gegen jede Gewaltanmaßung auf unsrer Hut sein sollten, wo immer sie verderblich in unsere Interessen eingreift.

„Ich freilich bin aus verschiedenen Gründen einer solchen Aufgabe schlecht gewachsen. Ich leide, wie Sie sehen, schon sehr unter der Last der Jahre und bin von großer Körperschwäche niedergedrückt. Allein so alt und schwach ich auch bin, so halte ich es nichts desto weniger für meine Pflicht, bis ans äußerste Ende des Landes zu gehen, wenn meine Dienste dazu beitragen können, das von den Anklagen der Staatsanwaltschaft geschaffene Feuer der Verfolgungen zu löschen und das Volk vor den willkürlichen Versuchen der Machthaber im Besitz seiner Rechte zu schützen. Beamte, welche das Volk bedrücken und beleidigen, bringen dasselbe zum Aufschrei und zur Klage, dann aber machen sie dieselbe Klage wieder zum Grund für neue Unterdrückungen und Verfolgungen. Ich wünsche, ich könnte sagen, es gäbe keine Beispiele dieser Art. Um aber nunmehr zu schließen, so ist die Frage, welche Ihnen, meine Herren Geschwornen, vorliegt, nicht privater Natur, oder von geringfügiger Bedeutung; es ist nicht die Angelegenheit eines unbedeutenden Druckers, noch der Stadt New York allein, in der Sie jetzt Recht sprechen sollen. Nein, in ihren Folgen berührt sie jeden freien Mann, der unter einem englischen Gouverneur auf dem amerikanischen Festlande wohnt. Es ist die beste Sache von der Welt, die

Sache der Freiheit! Und ich bezweifle nicht, daß Ihre heutige ehrliche Haltung Sie nicht allein in der Liebe und Achtung Ihrer Mitbürger noch höher stellen, sondern daß auch jeder, welcher die Freiheit der Sklaverei vorzieht, Sie ehren und segnen wird als Männer, welche den ersten Versuch der Tyrannei vereitelt und welche durch ein unparteiisches und ehrliches Verdikt uns, unseren Nachkommen und Nachbarn eine herrliche Grundlage für das geschaffen haben, wozu die Natur und die Gesetze des Landes uns berechtigen: die Freiheit nämlich, die Willkürgewalt bloszustellen und ihr Widerstand zu leisten, indem wir, in diesem Theile der Welt wenigstens, die Wahrheit sprechen und schreiben!"

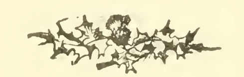
Die Geschwornen zogen sich für nur kurze Zeit zurück und traten mit einem „Nichtschuldig!" wieder in den Saal, wo sie von dem betäubenden Beifall der zahlreichen Zuhörer begrüßt wurden. Der ehrwürdige Hamilton ward in Anerkennung seiner beredten Vertheidigung und seiner den Freiheiten der Provinz geleisteten Dienste vom Stadtrath zum Ehrenbürger von New York ernannt und erhielt diese seine Ernennung in einer kostbaren goldenen Dose zugestellt.

Zenger druckte aus Dankbarkeit Hamiltons Rede und die Gerichtsverhandlungen vollständig ab und erwies dadurch seinem unerschrockenen Vertheidiger und der Kolonie noch einen größern Dienst, indem fortan der zenger'sche Fall eine der Hauptautoritäten für die Vorkämpfer der Preßfreiheit in Amerika bildete und für alle späteren derartigen Prozesse maßgebend wurde.

Seitdem trat auch durchaus nicht die Verwilderung der Sitten ein, welche die Vertheidiger der alten Zustände voraussahen. Wenn man dem aristokratischen Geschichtsschreiber von New York, William Smith, trauen dürfte, so wäre nach Zengers Freisprechung „die Frechheit der Zeitungsschmierer in New York jeden Tag ärger geworden." Wahr an dieser Angabe ist, daß sich der täglich wachsende Einfluß der Presse in der Politik der Kolonie immer mehr geltend machte, und daß sie bald eine nicht mehr zu brechende Macht wurde, welche die vierzig Jahre später ausbrechende Revolution schüren half. In England dagegen setzten es Lord Camden und Erskine, wenn auch erst ein halbes Jahrhundert später, mit auf Hamilton gestützt, durch, daß ein Mann nicht für eine unvorsichtige Aeußerung gestraft werden darf, sondern

daß seine Ansichten einer liberalen Auslegung zu unterwerfen sind, und daß die Geschwornen zugleich über den "animus injuriandi" zu urtheilen haben. Seitdem stand auch für England das später in der sog. Fox'schen Libel Bill von 1792 gesetzlich anerkannte Recht der freimüthigen Besprechung öffentlicher Angelegenheiten und der Kritisirung von Regierungsmaßregeln und Gesetzen fest.

Zenger aber, dessen Auftreten diese wichtige Frage zuerst angeregt und der Kolonialregierung einen der empfindlichsten Schläge beigebracht hatte, starb als allgemein geachteter Bürger im August 1746 in der Stadt New York.





Neuntes Kapitel.

Kirchliches Leben der Deutschen. Lutheraner, Reformirte und Herrnhuter. Deutsche Logen und Gesellschaften. Allmälige Amerikanisirung. Rückblick und Schluß.

Während Pennsylvanien der klassische Boden ist, auf welchem sich die verschiedenen protestantischen Bekenntnisse und Sekten sammeln und ihre religiösen Kämpfe führen, spielt New York in dieser Beziehung eine untergeordnete Rolle und kommt nur gelegentlich in Betracht, weil hier selbst das primitivste kirchliche Bedürfniß erst in der zweiten Linie des öffentlichen Interesses stand. Auch auf diesem Gebiete zeigt sich, durchaus nicht zum Vortheil unserer Landsleute, der schroffe Gegensatz, welchen sie zu den englisch redenden Ansiedlern bilden. Jene trugen sofort das Schulhaus und die Kirche als unentbehrlichen Bestandtheil ihres Inventars selbst in die entfernteste Niederlassung, diese arbeiteten sich im günstigsten Falle erst aus dem Rohesten heraus, ehe sie an den Unterricht ihrer Kinder und an ihre eigenen geistigen Bedürfnisse dachten, wenn sie sich überhaupt darum kümmerten. Ohne Hülfe von Europa würde darum auch wohl schwerlich eine deutsche Kirche in Amerika gegründet worden sein.

Erst von der Mitte des vorigen Jahrhunderts an erhielt sie ihre Anregung und Unterstützung aus Deutschland und Holland. Hier nahmen sich vorzugsweise drei Kreise der religiösen Bedürfnisse ihrer ausgewanderten Glaubensbrüder energisch an. Die Franke'schen Stiftungen in Halle sandten lutherische Prediger und Bibeln, die Reformirten in der Pfalz, in Amsterdam und andern holländischen Städten unterstützten ihre Religionsverwandten mit geistlichen Büchern und Geld, endlich aber wählten die Herrnhuter Nordamerika zur Ausbreitung ihrer Lehre und ließen sich in New York, Pennsylvanien und

Nord-Carolina nieder. Zu Zeiten kam auch Hülfe aus den freien Reichsstädten, vor allen Augsburg, Frankfurt a. M. und Hamburg, und in vielen Fällen übernahmen die lutherischen Hofprediger in London, wie Ziegenhagen und Böhme, die Vermittlung für die Lutheraner. Ums Jahr 1740 wurde das Interesse der deutschen religiösen Kreise für die Mission nach und in Amerika am lebendigsten. Heinrich Melchior Mühlenberg aus Einbeck, Michael Schlatter aus St. Gallen und Graf Zinzendorf treten zwischen 1742 und 1746, also ziemlich gleichzeitig, als die ersten Vorkämpfer des Lutherthums, des Calvinismus und des Herrnhuterthums in Amerika auf. Trotz des allen gemeinschaftlichen Zieles arbeiteten sie aber wie erbitterte Feinde gegen einander, und selbst in der Hitze der Religionskämpfe kann der Haß zwischen Katholiken und Protestanten nicht zersetzender und giftiger gewirkt haben, als das Wüthen der protestantischen Bekenntnisse unter und gegen einander. Sie suchten sich förmlich die Seelen abzujagen und erachteten kein Mittel für zu schlecht, um den lästigen Konkurrenten zu schädigen oder noch besser ganz aus dem Felde zu schlagen.

In den ersten Auflagen dieser Schrift war die Hauptschuld an den unerquicklichen Zänkereien der verschiedenen Bekenntnisse den Lutheranern zugeschoben. Diese Angabe war ein Irrthum. Die dort in Schutz genommenen Herrnhuter sind es vielmehr, welche, wie aus den neuesten Forschungen und namentlich aus dem Leben H. M. Mühlenbergs von W. Germann hervorgeht, gegen alle Andersdenkenden wühlten. Sie thaten, als ob sie eine erste Hypothek auf ganz Pennsylvanien und New York hätten, weil sie früher gekommen waren, als die deutschen Lutheraner, welche übrigens schon vor ihnen einen Ruf nach Amerika erhalten hatten. Konrad Weiser, der scharf blickende und klar urtheilende Mann, ist, wenn er auch später der Schwiegervater Mühlenbergs wurde, für diese Thatsache ein unpartheiischer Zeuge. Er war Monate lang mit Zinzendorf gereist und hatte Gelegenheit gehabt, ihn und seine Art der Agitation gründlich kennen zu lernen. Daher verdient die wahrhaft klassische Charakteristik, welche er von ihm giebt, wenigstens in ihren Schlußfolgerungen wiedergegeben zu werden. Die untergeordneten Herrnhuter aber wären keine Sendboten einer ecclesia militans gewesen, wenn sie ihre Seelenjagd weniger gewissenlos betrieben hätten.

„Ich halte den Grafen Zinzendorf — schreibt Konrad Weiser am 16. Februar 1747 an den Pfarrer Brunnholtz in Philadelphia — für einen Mann, der in seiner Jugend das Hauptunglück gehabt hat, daß sein starker Eigenwille nicht gebrochen worden, in seinen Studienjahren aber doch fleißig gewesen und nach der Wahrheit geforschet, auch von dem göttlichen Gnadenlichte zu seiner Zeit besuchet worden, worüber er als ein hochgeborner Graf bewundert und gelobet worden, theils aber auch verstockt mag worden sein. Es hat aber bei ihm alles einerlei Wirkung gehabt; er ist nie recht auf die Finger geklopft worden, sondern ein hochgeborner Graf im Grund geblieben, und überhaupt scheint er zu früh aus dem Ofen gekommen zu sein, einen Reformator der Kirche Christi abzugeben. Er kommandirt gern und zu par force. In seinen Unternehmungen ist er leichtsinnig, von wichtigsten Sachen und Vorfällen macht er nichts, und thut, als wenn er hundert königliche Abgesandte auf einen Tag, ja in einer Stunde abfertigen könnte. Seine Einfälle sind geschwind, auch öfters gut; welche er durch's Loos konfirmiret, die Gemeinde muß selbige verschlucken. Seinen absoluten Schlüssen gehorsam zu sein, heißt bei seinen Leuten, keinen Willen mehr haben, den Willen dem Heilande gegeben haben; daher kann der Graf sie in alle Welt jagen, Leib und Leben zu wagen, ja gar verlieren. Wenn es heißt, Du mußt fort, so hilft kein raisonniren, sonst wird man ein Feind des Heilandes, kommt endlich gar in den Bann und muß zuletzt die Thüre treffen. Seinen Zweck zu erreichen, bindet sich der Graf an gar keine Regeln, weder menschliche noch göttliche. Er hält dafür, was zum Dienst der Gemeinde geschehe, sei alles recht, wenn auch schon Unwahrheiten mit unterlaufen. Er ordnet Lehrer und Heidenboten, ja gar Apostel fast in einem Augenblick, er hat nicht den geringsten Anstand, das zu versprechen, was er nicht geben kann oder von Sinnes ist zu geben, als Gouverneurstellen, Rittersorden, Richterstellen, Pensionen u. s. w. Man sollte meinen, wenn er seine Vernunft thäte zu Rath nehmen, die würde ihm sagen, daß er durch solche Versprechungen nur Narren fangen werde. Er ist sehr hitzig, aber auch bald wieder kalt; Haß träget er nicht, er ist bald versöhnt. Wenn ihm von herzhaften und redlichen Männern unter Augen gegangen wird, so wird er auch hie und da einen Fehler erkennen, auch versprechen zu verbessern. Aber dann weiß er warum. Er, der Herr

Graf, ist sonst ein arbeitsamer Mann, schont sich nicht, ist Tag und Nacht nicht müssig, ist in seiner Arbeit unverdrossen, leidet sich unter mancherlei Ungemach."

Trotz aller seiner Schwächen war Zinzendorf doch ein bedeutender Agitator, welcher große Leistungen und Erfolge aufweisen konnte. Seine Aufmerksamkeit war zuerst durch Konrad Weiser auf New York gelenkt worden, welcher dem Bischof Spangenberg seine Eindrücke und Erfahrungen von den Indianern mitgetheilt hatte. Der letztere erstattete sofort Bericht in Herrnhut, worauf noch im Jahre 1739 der Missionär Christian Heinrich Rauch nach New York abgefertigt wurde, um zu sehen, „ob und wo er eine offene Thür zu den Indianern finden könne."

Uebrigens steht die Einwanderung der Herrnhuter Missionäre in den Staat New York ganz vereinzelt da. Wenn sie sich auch nur wenige Jahre (1740—1746) hielt, so gewinnt sie doch durch den Umstand ein besonderes Interesse, daß sie deutscher Seits einen der ersten gelungenen Versuche der Indianerbekehrung machte, und daß sie den Vorläufer der späteren bedeutenderen Herrnhuter Niederlassungen in Pennsylvanien bildete.

Die Herrnhuter oder erneuerte Bruderkirche, auch schlechtweg Brüdergemeine genannt — um hier ein paar kurze Andeutungen über ihren Ursprung und Charakter zu geben — sind eine den englischen Methodisten verwandte Religionsgesellschaft, welche, wie jene, das Augenmerk nicht auf die Lehre, sondern auf das Leben, nicht auf die Dogmatik, sondern auf das innere Seelenleben oder, wie sie sich ausdrücken, das Seelenheil richten. Von den Orthodoxen unterscheiden sie sich dadurch, daß sie keine Lehreigenthümlichkeit beanspruchen, von den Pietisten dadurch, daß sie die Wiedergeburt nicht schematisch aufstellen oder terroristisch betreiben, überhaupt die Religion in persönliche Neigung zu der sehr menschlich, fast sinnlich aufgefaßten Person Jesu — „Herzensumgang mit dem Heiland" — auflösen, von allen protestantischen Kirchengenossenschaften aber dadurch, daß sie die Gemeinschaft überall anstreben und ausbilden, die Gliederung der „Gemeine" bis ins Einzelne durchzuführen suchen und auf dieser Grundlage kirchliche Ordnung und Zucht hochhalten. Die Herrnhuter sind wie die Quäker universell, kosmopolitisch, nicht sektirerisch auf der

einen Seite, und zugleich auf der andern Seite kirchlich konstruktiv, voll Sinnes für positive kirchliche Einrichtungen. Wäre überhaupt die Vereinigung der Protestanten in einer Kirche möglich gewesen, so hätte sie unter der Aegide der Herrnhuter zu Stande kommen können. Es war aber nicht möglich. Der Protestantismus ist überhaupt nur Verneinung des in der römischen Kirche verkörperten Christenthums. Er kann nicht zu einer zweiten Kirche führen, er führt zum Denken, zum Staat, zur Wissenschaft. Aeußerlich knüpfen die Herrnhuter an die böhmisch-mährische, aus der Hussitenbewegung hervorgegangene Brüderunität an; es waren flüchtige mährische Brüder, welche den Grafen Zinzendorf, den Gründer der Gemeine, die innere Verwandtschaft seiner Bestrebungen mit ihrer Lehre erkennen ließen und welche ihm den äußern Anstoß zu seiner Stiftung gaben; geistig dagegen wurzeln sie in der deutsch-evangelischen Kirche und hier vor allem in der von Philipp Jakob Spener hervorgerufenen kirchlichen Bewegung des Pietismus.

Die protestantische Kirche war zu Ende des siebenzehnten und zu Anfang des achtzehnten Jahrhunderts verknöchert, in rohem Zunftzwang, in geistlosem dogmatischem Zank versunken, sie hatte ihren Einfluß auf das Volk verloren und äußerte ihre Macht höchstens als geistliche Polizei. Spener fand ihren Zustand in den Worten des Propheten Jesaias gezeichnet: „Das ganze Haupt ist krank." Aber das Mittel der Heilung suchte er in einer Behandlung, nicht des kranken Körpers im Großen und Ganzen, sondern der einzelnen Glieder im besondern. Er wollte erst Theil für Theil die Keime zur Wiedergenesung des Ganzen bilden und sammeln. Es mußten also, meinte er, erst die wenigen einzelnen guten und frommen Seelen zu gegenseitiger Förderung zusammentreten, gleichsam Kirchlein in der Kirche bilden und durch ihr Beispiel die anderen minder frommen oder gar gleichgültigen Seelen zur Nachfolge anregen, ehe an eine Besserung der Kirche im Ganzen gedacht werden könne. Und eine solche ecclesiola in ecclesia im Sinne Speners war ursprünglich die Brüdergemeine; indessen verkümmerte sie nicht als Sekte, wie so viele gleichzeitige und theilweise gleichartige Erscheinungen, sondern erstrebte und erreichte unter Zinzendorfs Leitung eine wahrhaft universelle Bethätigung und Bedeutung.

Wie auch sonst das Urtheil über manche Einseitigkeiten und Verkehrtheiten der Herrnhuter lauten möge, sie haben den unvergänglichen

Ruhm einer großen Tugend, und das ist ihre selbstlose Hingabe an ideale Ziele, der Opfermuth und die Ueberzeugungstreue, der Feuereifer und die Thatkraft, mit welchen sie für ihre Sache kämpften, lebten und litten. Wie jedes Individuum, welches von der allein selig machenden Vortrefflichkeit seines Glaubens überzeugt ist, eifrig Propaganda dafür macht, so arbeiteten auch die Herrnhuter für die „Ausbreitung des Evangeliums" mit einer Zähigkeit und Energie, welcher in der Geschichte der christlichen Kirche höchstens die Bekehrungsbemühungen der Apostel oder der feurige Ungestüm der Jesuiten ebenbürtig an die Seite gestellt werden können. Namentlich richtete sich von Anfang an ihr Augenmerk auf die Bekehrung der Heiden, und bereits wenige Jahre nach Begründung ihrer Gemeine sind Herrnhuter Missionäre in Grönland und St. Thomas thätig. Von dieser Insel wenden sie sich nach dem nordamerikanischen Kontinent, zuerst nach Georgia, wo sie indessen keine bleibende Stätte finden, und 1740 nach New York. Ziemlich um dieselbe Zeit und etwas später verlegen sie den Hauptstützpunkt ihrer Bestrebungen nach Pennsylvanien. Noch heute besitzen sie in Bethlehem, Nazareth und Litiz ihre großartigen Stiftungen, gegenwärtig aber existiren sie als harmlose Gemeinen, welche wenig in die Kulturbewegung der Zeit mit eingreifen und dem Fortschritt des Landes nur indirekt dadurch dienen, daß sie ihre Mitglieder und die ihren zahlreichen Erziehungsanstalten anvertrauten Kinder zu tüchtigen und nützlichen Bürgern heranbilden.

Der genannte Missionär wandte sich nach Schekomeko, etwa 20 deutsche Meilen nördlich von der Stadt New York und ein paar Stunden östlich von Rhembeck. Seine Bekehrungsversuche wurden mit Erfolg gekrönt. Schon nach wenigen Jahren hatte er 61 erwachsene Personen getauft. Im Verein mit seinem Missionsbruder Gottlieb Büttner zog er die Indianer an sich und gefiel ihnen viel besser als die Vertreter der englisch-bischöflichen Kirche. Diese wurde aufmerksam auf die unermüdlichen Männer, witterte päpstliche Sendboten in ihnen, sprengte das Gerücht aus, sie hetzten im Interesse der Franzosen die Indianer gegen die Engländer und setzte es schließlich bei Gericht durch, daß sie des Landes verwiesen und mit hohen Strafen für den Fall ihres Wiedererscheinens unter den Indianern belegt wurden. Die deutschen Herrnhuter fügten sich und zogen mit ihrem bekehrten Häuflein nach

Bethlehem in Pennsylvanien. Zinzendorf dagegen führte bei dem Ministerium in London Klage über die Unterdrückung seiner Glaubensgenossen durch die Kolonialbehörden und verlangte Abhülfe. Sein Schreiben hatte zur Folge, daß der new yorker Gouverneur Clinton am 28. Juni 1745 zur Rechtfertigung aufgefordert wurde.

Diese vom Mai 1746 datirte Rechtfertigung ist ein in seiner Art klassisches Aktenstück englisch-nativistisch büreaukratischen Hochmuths und provinzieller Kurzsichtigkeit. „Seit einiger Zeit", heißt es darin, „wird die Kolonie von verdächtigen Subjekten und strolchenden Predigern heimgesucht, welche das Volk verführen und sich für besser als Andere halten. Sie stehen sogar im Verdacht, päpstliche Emissäre zu sein und Aufstände unter Sr. Majestät getreuen Unterthanen zu beabsichtigen. Sie wollen selbst, wie Whitfield, die Indianer und Neger bekehren, als ob man Menschen trauen könnte, die sich mit Schwarzen abgeben; diese mährischen Brüder haben sich vor allem in Pennsylvanien festgesetzt, wo das Uebergewicht der Deutschen bereits so groß ist, daß sie bald die englische Bevölkerung verdrängen werden. Sie machen jetzt auch in unserm Staat Proselyten, sind dabei ehrgeizige, eitle Menschen, welche, statt bei dem erlernten Handwerk zu bleiben, den Pfarrer spielen und mit ihren unverständlichen Lehren die Massen bethören. Vor ihnen muß man sich ganz besonders hüten. In Schekomeko ließen sich einzelne Herrnhuter dauernd nieder, heiratheten Indianerinnen und erregten dadurch die Aufmerksamkeit, sowie die Eifersucht der benachbarten Weißen. Wir fürchten um so mehr, daß sie die Indianer verführen möchten, als sie ohne Erlaubniß der Behörde ins Land kamen und dem König den Treueid nicht leisten wollten. Daraus geht hervor, daß sie Böses im Schilde führen, daß sie verkappte Papisten sind, und daß ihnen Recht geschehen ist auf Grund des königlichen Befehls, wonach kein Weißer unter dem Vorwand der Bekehrung der Indianer unter diesen wohnen darf. Wenn dieser Akt ursprünglich auch nur auf den Krieg berechnet war und bloß ein Jahr in Kraft bleiben sollte, so wäre es doch besser, ihn auf unbestimmte Zeit beizubehalten." Weiter geschah in der Sache nichts und konnte auch nichts geschehen, da die Herrnhuter fortan in Pennsylvanien blieben.

Die Ursachen dieser kurzsichtigen Feindschaft liegen übrigens auf offener Hand. Die privilegirte Landeskirche sowohl als die sämmtlichen

weißen Nachbarn von Schekomeko sahen sich in ihrem Geschäft beeinträchtigt. Was sollte aus ihren Aussichten auf Reichthum, auf Erwerb großer Ländereien werden, wenn die Herrnhuter die Indianer als Menschen, als ihres Gleichen behandelten, wenn sie ihnen die Künste des Friedens beibringen durften, wenn sie die Wilden zu seßhaften Bürgern zu machen suchten? Sehr möglich, daß dieser Versuch auf die Dauer gescheitert wäre; allein seine Anstellung war höchst gefährlich für die unbedingte Herrschaft der weißen Herren und mußte deßhalb um jeden Preis vereitelt werden. In ihren Augen hatte der Indianer nur den Beruf, sich in Branntwein zu betrinken und womöglich alle Laster der Weißen anzueignen, damit er, noch willenloser und hülfloser, desto besser betrogen und unter irgend welchem nichtigen Vorwand von seinem Lande verjagt werden konnte. Also Schnaps, Lustseuche und Wortbruch: das waren die Segnungen, welche die englische, von Osten nach Westen vorrückende Zivilisation, welche das Christenthum den Eingebornen des Landes brachte. Mag es immerhin ein hartes Naturgesetz sein, daß die schwächere Race im Kampfe mit der stärkern unterliegt, daß der Barbar dem verhältnißmäßig gebildeteren Menschen das Feld räumen muß, so ist es trotzdem durchaus nicht unvermeidlich, daß sich auf Kosten des Indianers eine Kolonialaristokratie bildete. Wie ein monarchischer Despotismus viel weniger schlimm auf den Einzelnen drückt, als die oligarchische Machtfülle von ein paar Dutzend bevorzugter Familien, so ist auch die Aristokratie des Mutterlandes viel weniger engherzig, kurzsichtig und brutal, als die Aristokratie der Kolonien, weil diese sich selbst erst mit erlaubten und unerlaubten Mitteln aufbauen und nicht allein täglich vertheidigen, sondern auch angreifen muß, um ihren künstlich errungenen Besitzstand zu erhalten und zu erweitern.

Die Herrnhuter machten, ihnen selber unbewußt, Miene, dieser schroffen new yorker Kolonialaristokratie in den Weg zu treten, ihr das Indianerland zu entziehen, welches sie als ihr rechtmäßiges Eigenthum betrachtete, und darum mußten sie weichen. Hätten sie sich fern von den Ansiedlungen der Weißen niedergelassen, so würde niemand sie in ihrem Bekehrungseifer gestört haben; aber sich mitten unter die Weißen zu setzen, die gerade im Begriff standen, die Indianer-Ländereien an sich zu reißen, das war ein Verbrechen, welches mit Ausweisung gestraft werden mußte.

Zweimal stieß New York die Deutschen aus und schadete durch diese kurzsichtige Politik sich selbst am meisten: einmal unter Hunter aus Schoharie und jetzt unter Clinton aus Schekomeko. Pennsylvanien erndtete die Früchte dieses selbstmörderischen Verfahrens. Kaum dreißig Jahre später, beim Ausbruch der Revolution, war es eine der reichsten Kolonien, während New York, trotz seiner natürlichen Hülfsquellen und ebenso guten, wenn nicht bessern Lage, eine verhältnißmäßig untergeordnete Stelle unter den von England abfallenden Kolonien einnahm.

So viel von den Herrnhutern!

Uebrigens hatten trotz ihres Mangels an Liebe und Toleranz gegen Gleichstrebende, wenn auch anders Denkende, die verschiedenen Religionsbekenntnisse, sobald sie sich auf die Arbeit unter ihren Anhängern beschränkten, große Verdienste um die Hebung, die Bildung und den Zusammenhalt unserer Landsleute in Amerika, denn sie brachten das einzige ideale und geistige Element in die Anschauungen dieser theils verwahrlosten, theils verwilderten Menschen. Diese Prediger waren ihre Lehrer und Erzieher, ihre Freunde und Helfer in der Noth, sie vermittelten für die Deutschen das Gefühl des Zusammenhangs mit der Außenwelt, mit der Provinz und dem Staat, sie pflegten in ihnen das meistens winzig kleine Samenkorn der Kultur, das nur zu oft ganz zu verdorren drohte.

Dieses große Verdienst tritt um so glänzender hervor, je mehr man sich die bis zur Mitte des vorigen Jahrhunderts herrschenden rohen Zustände unter den Eingewanderten vergegenwärtigt.

Von 1682 bis 1709 wanderte nur e i n deutscher Prediger in Amerika ein; er hieß Heinrich F r e y und ließ sich in Pennsylvanien nieder. Der erste, welcher ihm folgte, war der im zweiten Kapitel genannte Josua v. K o c h e r t h a l. Die Einwanderer brachten höchstens ihre Erbauungsbücher, wie Arndt's wahres Christenthum, Postillen und Sammlungen von Kirchenliedern mit oder erhielten sie von London nachgeschickt und lasen sich Sonntags daraus vor. Sie hatten so viel mit Beschaffung der nothwendigsten Lebensbedürfnisse zu thun, daß sie nicht einmal an die Errichtung von Schulen, geschweige denn an den Bau von Kirchen denken konnten; außerdem aber ließ sie die Zerstreutheit der Ansiedlungen nicht zur Ergreifung gemeinschaftlicher

Maßregeln gelangen. Wer seine Kinder unterrichten lassen wollte, übergab sie den benachbarten, bereits bestehenden Religionsgesellschaften, mochten es nun Quäker, Presbyterianer oder Episkopale sein, deren Bekenntniß die Schüler als stillschweigende, aber natürliche Folge des Unterrichts, gleichsam als Zahlung dafür, annahmen. Erst im dritten Jahrzehnt des vorigen Jahrhunderts regte sich in den Deutschen der Wunsch nach deutschen Predigern und deutschem Unterricht. Einige neu eingewanderte Gesellschaften brachten welche mit, namentlich nach Pennsylvanien; die New Yorker wandten sich nach Holland und Hamburg und erhielten nach und nach nicht allein verschiedene Pastoren, wie Berckenmeyer, Knoll, Sommer, Falkner, Wolf und Hartwig, sondern auch Bücher und Beihülfe zu Kirchen und Schulen. In Deutschland sammelte man zwar fortan an verschiedenen Orten für die protestantischen Landsleute in Amerika, vor allem in Stuttgart, Darmstadt, Wernigerode, der Residenz der pietistischen Grafen Stollberg, und in den freien Reichsstädten; einzelne „erweckte Seelen" machten auch Schenkungen oder hinterließen Vermächtnisse zum Besten der amerikanischen Mission. Aber erst seit Mühlenberg die lutherischen Gemeinden in Pennsylvanien, New Jersey und New York ins Leben rief oder durch seine anregende Thätigkeit neu beleben half, andrerseits aber durch seine regelmäßigen sachlichen Berichte den Landsleuten daheim die hohe Bedeutung seiner Arbeiten klar machte, erst seitdem kam Methode und ein fester Halt in die kirchliche Organisation der Deutschen in Amerika.

Mühlenberg, geb. am 6. September 1711 in Einbeck und gest. am 7. Oktober 1787 in Neu-Providence, war ganz der Mann für die Durchführung einer so schwierigen Aufgabe. Mit großer Energie des Geistes verband er eine vortreffliche Gesundheit, die ihn alle körperlichen Strapazen gleichgültig ertragen ließ; nie verlor er sein Ziel aus den Augen, und stets konzentrirte er seine reichen Kräfte auf den einen Punkt der Begründung und Ausdehnung der deutsch-lutherischen Kirche in Amerika. So konnte er sich am Ende einer segensreichen und tapfern Laufbahn mit Stolz sagen, daß die lebenskräftigen deutschen Gemeinden vom Mohawk Thal bis ins Shenandoah Thal, von Herkimer und Rheinbeck in New

York bis Frederick in Maryland und Woodstock und Straßburg in Virginien hauptsächlich seiner Arbeit und Thätigkeit ihre Blüthe verdankten.

„Die unzähligen Hindernisse" — sagt er in seinem mit den Pfarrern Peter Brunnholtz und Johann Friedrich Handschuh gemeinschaftlich verfaßten Schreiben, d. d. Philadelphia 9. Juli 1754 — „die unzähligen Hindernisse, von innen und außen, Kleinmüthigkeit, Verzagtheit, Furcht wegen des Zukünftigen und allerhand Gemüthsumstände wollen uns oder einige von uns überwältigen. Unsere Bekümmernisse gehen zuweilen uns durch Mark und Bein. Einige von uns werden alt, matt und stumpf; andere je mehr und mehr kränklicher und unbrauchbarer. Die vielen ausgestandenen Strapatzen und Reisen zu Pferde unter den weit von einander gelegenen Gemeinen, bey Tage, Nacht, im Schnee und Frost des Winters, und in unerträglicher Hitze im Sommer, können einen genug ausmergeln und steif machen, wenn man auch der Stärkste wäre. Der Mangel an einem nothdürftigen Auskommen und Unterhaltung drücket auch das Gemüthe sehr nieder. Viele in unserer Gemeine speisen uns mit stolzen Worten ab, und sehen es als eine große Gnade an, wenn sie aus ihrem Ueberfluß uns ein weniges mittheilen. In zehn Familien finden sich in manchen Gemeinen kaum eine oder zwo, die das, was sie jährlich zum Unterhalt versprochen, darreichen; und fordern wollen wir nicht. Von den meisten müssen wir uns damit begnügen lassen, daß sie uns nichts geben können, weil sie selber arm ins Land kommen und nichts haben. Manche, wenn ihnen ihre Unordnungen und Sünden vorgestellet und sie davon abgemahnet werden, höhnen den Prediger in's Angesicht, oder bleiben mit ihren Familien von Kirche und Schule weg, damit sie, wie sie verächtlich sagen, dem Pfaffen nichts geben dürfen, oder damit sie ihn aus der Gemeinde heraushungern mögen, wie sie auch zu reden pflegen. Die von der Kirche Separirten bemühen sich schriftlich und mündlich, uns als Bauchpfaffen ꝛc. dem Volke lächerlich vorzustellen und halten die Kirchenleute für Thoren und Narren, welche etwas zur Besoldung der Prediger geben. Die Prediger (sagen und schreiben sie) könnten arbeiten, Holtz hacken, pflantzen, säen oder ein Handwerk treiben, wie die Zuhörer thun müssen, an den Wochentagen, und am Sonntage ihnen

umsonst predigen, weilen sie es ja umsonst empfangen hätten, und was dergleichen mehr ist. Damit reiben sie beständig die Ohren unserer Leute in Zeitungen, in Compagnien, auf Reisen, in den Wirthshäusern u. s. w.

„Es befinden sich durchgehends in einer jeglichen Gemeine ein oder ein paar Mann, die begütert sind, und zur Erbauung und Erhaltung der Kirchen, wo welche sind, und etwas zum Unterhalt des Predigers geben können. Diese vermeinen insgemein das Jus Patronatus bey der Kirche, wozu sie gehören, in vollkommener und alleiniger Macht zu haben. Sie prätendiren, daß sich der Prediger gänzlich nach ihnen richten müsse. Er soll diejenigen sehr hart bestrafen oder mit dem Bann belegen, welchen solche nicht gut sind. Mit denen aber, die in ihrer Gunst stehen, soll er gar säuberlich verfahren. Kann und will nun ein Prediger solches nicht thun, weil er den faulen Grund ihrer angemaßten Herrschaft siehet: so muß er gewärtig sein, daß durch solche Männer die gantze Gemeine, die den größten Theil noch aus Armen bestehet und solchen Reichen nicht widersprechen dürfen, aufgewiegelt und zerspaltet werde, und zuletzt wird er gar mit Gewalt und List ausgestoßen. Und da heißt es: Wir haben Macht und Recht allein, was wir setzen, das gilt gemein, wer ist, der uns will meistern hier, da wir freye Leute sind? Da suchen und laden sie sich Lehrer auf, nach den ihnen die Ohren jücken, und rechtschaffene Lehrer müssen mit unaussprechlichem Kummer sehen, daß eine gantze Gemeine durch dergleichen Aufwiegler in die Hände und Vorsorge solcher Vagabunden geliefert werde.

„Hierzu kommt noch das Unglück: Wenn die Neuländer, oder wie man sie auch zu nennen pfleget, Seelenverkäufer im Herbst viele Tausend Teutsche jährlich hereinbringen, so finden sich auch verschiedene sogenannte Prediger bey ihnen, die sie mit aufgepackt haben. Diese sind in Teutschland entweder abgesetzet worden, oder haben allerhand Bubenstreiche hin und wieder gespielet, oder sind niemals im Amt gewesen, sondern haben als gottlose Studenten gelebet. Wenn diese nun herein kommen, so werden sie durch lüderliche Lutheraner vom Schiff losgekauft, und ihre Fracht wird bezahlet. Dafür müssen sie eine Zeitlang den Leuten predigen und die Sacramente verwalten, sie mögen nun die Ordinatë empfangen haben oder nicht. Nachhero kriegen

sie ihren Abschied, und man kauft wieder neue. Diese Landstreicher ziehen dann das ganze Land hindurch, suchen Brodt, und damit sie desto leichter ihren Zweck erreichen, so gesellen sie sich zu andern frechen, verkehrten und unruhigen Köpfen, die unter den viel tausenden Colonisten mit hereinkommen, schleichen in den Gemeinen ordentlicher Lehrer herum, wiegeln die Zuhörer gegen sie auf, lastern mit einander, da sie wirklich nichts von wissen, sich selbst aber nennen sie reine Evangelische Prediger, und ihre Anhänger sollen allein die rechtgläubige Lutherische seyn."

In New York treten um die Mitte des Jahrhunderts, als sich die Gemeinden noch selbst überlassen waren, zwei solche Subjekte auf. Das eine, Johann Ludwig Hoffgut, angeblich Pfarrer aus Ingersheim im Herzogthum Würtemberg, trieb sich namentlich am Hudson, in Germantown, Rheinbeck, Fishkill und Loonenburg herum und hetzte die Deutschen unter einander, sowie gegen den Pfarrer Knoll in New York auf. Unterm 29. Oktober 1746 beschwerte sich dieser sammt seiner Gemeinde beim Gouverneur Clinton über die Stänkereien und den Unfug des Hoffgut und bat, ihm die Ausübung kirchlicher Funktionen zu verbieten. Trotzdem ließ Clinton den Abenteurer gewähren. Den wiederholten Vorstellungen der Gemeinden am Fluß, sowie den aus Deutschland beigebrachten Beweisen über den schlechten Charakter Hoffguts gelang es erst im Jahre 1749, den Gouverneur zu seiner Entfernung zu bestimmen.

Was bei diesen langjährigen Verhandlungen am meisten auffällt, ist der echt deutsche Zug der Beschwerde bei der Obrigkeit. Eine amerikanische Gemeinde hätte den frechen Eindringling nach Erschöpfung gütlicher Entfernungsversuche getheert und gefedert und ihm ein für alle Mal das Wiederkommen verleidet; die Deutschen dagegen appelliren von dem schlecht unterrichteten an den besser zu unterrichtenden Gouverneur, sammeln Beweise in Stuttgart, London und Halle und lassen sich in der Zwischenzeit den Betrüger noch drei Jahre gefallen.

Das andere dieser schlechten Subjekte, Karl Rudolph, beschränkte sich nicht auf New York und die Nachbarschaft, sondern durchzog das ganze Land bis Carolina und Georgia und drängte sich bald dieser, bald jener deutschen Gemeinde auf. Sein Operationsfeld war

so groß, daß, wenn er von dem einen Orte wegen seines anstößigen Lebenswandels und seiner Verbrechen gegen Eigenthum und Sittlichkeit weggejagt wurde, er doch in einer entferntern Gegend wieder Leichtgläubige genug fand, die sich von ihm bethören ließen. Zuletzt machte er Raritan und Hackensack in New Jersey unsicher. Als er sich auch hier nicht mehr halten konnte, ging er 1750 nach Rheinbeck und Eastcamp, wo er sich für einen Prinzen von Würtemberg ausgab und einen in des Pastors Hartwig Gemeinde ausgebrochenen Streit zu seinen Gunsten ausbeutete. Als Hartwig aber mit seinem Rücktritt drohte, gab man dem Betrüger den Laufpaß, worauf derselbe spurlos verschwand.

Einen erfreulichen Gegensatz zu diesen Abenteurern bilden die Männer welche ihren Beruf nicht bloß als ein bezahltes Dienstverhältniß auffassen, sondern, sich ihm mit ganzer Seele widmend, zugleich die geistigen Führer ihrer Gemeindeglieder sind und ihnen in allen Lagen als treue, uneigennützige Freunde zur Seite stehen. Glücklicherweise gab es deren viele in den zerstreuten deutschen Niederlassungen, und auch New York kann sich mehrerer solcher wackeren protestantischen Pfarrer rühmen. In Ermangelung schriftlicher Aufzeichnungen ist es meist unmöglich geworden, einen klaren Einblick in die Wirksamkeit dieser Männer zu gewinnen; die von einzelnen derselben erhaltenen Züge aber reichen aus, uns ein wenigstens annähernd richtiges Bild von ihrer amtlichen Thätigkeit zu geben.

Greifen wir Einen heraus, den uns bereits aus dem vierten Kapitel bekannten Pfarrer Peter Nikolaus S o m m e r (Seite 81) in Schoharie. Sein Wirkungskreis beschränkte sich nicht allein auf diese Gemeinde, sondern erstreckte sich, namentlich in den ersten fünfzehn Jahren seiner Thätigkeit, etwa fünfzig englische Meilen im Umkreise von Schoharie auf alle deutschen Niederlassungen, wo Lutheraner zusammenwohnten. So besuchte er in regelmäßigen Zwischenräumen Stone Arabia, selbst Canajoharie und Little Falls am Mohawk, Rheinbeck, East und West Camp, Claverack und Loonenburg am Hudson, Hosack Road in Rensselaer County, Albany, Helleberg und Beaverdam in Albany County. Erst als er älter wurde, stellte er seine Reisen ein. Häufig predigte oder taufte er im Wald, meistens in Scheunen und Wohnhäusern. Die Indianer, welche

unter ihm zum Christenthum übertraten, scheinen auch bei der Taufe den Wald dem Hause vorgezogen zu haben. Sommer legte 1788 sein Amt nieder. Aus dem von ihm mit gewissenhafter Genauigkeit geführten Kirchenbuche geht hervor, daß er während seines amtlichen Wirkens 414 Heirathen und 1962 Taufen vollzogen, 214 Grabreden gehalten und 443 Kinder konfirmirt hat. Im Jahre 1768 traf ihn das Unglück einer plötzlichen Erblindung. Erst nach Jahren kehrte, wie unsere Quellen sagen, ihm ebenso plötzlich das Augenlicht wieder.

Das Leben dieses anspruchslosen und tüchtigen Mannes ist ein beständiger Kampf mit den Elementen, eine freudige Hingabe an die geistigen und sittlichen Interessen seiner Gemeinde, ein bescheidenes Heldenthum, das sich nicht an die Oeffentlichkeit drängt, doch unerschrocken im engen Kreise seine volle Pflicht thut und in diesem schönen Bewußtsein seine ganze Befriedigung findet. Das, was uns einen Helden persönlich so lieb macht und uns zu ihm hinzieht, ist, man gestatte den Ausdruck, die Naivetät und die dadurch bedingte Sicherheit seines Handelns. Ihm selber unbewußt, thut er das Rechte im rechten Augenblick. Sommer war eine solche bevorzugte, in sich gefestete und sichere Natur. Er ritt durch die feindlichen Indianer, ohne auch nur an Gefahr zu denken, und war in dieser immer klar und umsichtig. Als er einst auf einer Reise an den Mohawk von seinem scheuenden Pferde abgeworfen wurde, setzte er ruhig seinen Weg zu Fuß fort, heftete aber, ehe er weiter ging, ein Blatt Papier mit der Nachricht davon an einen Baum, damit seine Gemeindeglieder sofort beruhigt würden, wenn sie das herrenlose Pferd zurückkommen sähen und ein Unglück fürchtend ihn suchen gingen. Was er vorausgesehen, traf ein. Kaum war das Pferd wieder in Schoharie eingetroffen, als sich verschiedene Bewohner aufmachten, ihren Pastor zu suchen, den sie von Indianern ermordet glaubten. Mitten im Wald fanden sie die Stelle, wo er abgeworfen war und gleich daneben die Aufklärung über sein Verbleiben.

Noch heute erzählt man sich in Schoharie ähnliche Züge und zahlreiche Anekdoten von "Domine" Sommer. Er verlebte dort eine bewegte und gefährliche Zeit; die Einfälle der Canadier und Wilden,

der siebenjährige und der Revolutionskrieg drangen mit ihrem Lärmen, Morden und Brennen sogar bis an sein stilles Thal. „Am 25. September 1746" — so lautet der kurze Eintrag im Kirchenbuch — „den Freiwilligen, die in der Expedition nach Canada gehen, eine Predigt gehalten und ihnen das heilige Abendmahl ausgetheilt." In den einfachen Worten spiegelt sich ein Stück Geschichte. Und als Quebeck genommen, als mit dem Sturz dieser stolzen Feste zugleich die französische Herrschaft auf dem Kontinent gebrochen und Englands Suprematie begründet war, da feierte Sommer mit seiner Gemeinde am 22. November 1759 ein öffentliches Dankfest, und ebenso feierlich wurde von ihnen am 1. August 1763 die Wiederkehr des Friedens begrüßt. Manches deutsche Haus war in dem wilden Gränzkriege verbrannt, manche blühende deutsche Ortschaft in Asche gelegt, mancher tüchtige deutsche Mann auf dem Schlachtfelde erschossen, aus dem Hinterhalt getroffen oder skalpirt. — Und wohl hatten die Ueberlebenden Recht, sich ob der Vernichtung des mächtigen, grausamen Feindes zu freuen und für ihre eigene Rettung zu danken.

Doch nicht lange dauerte die Ruhe. Kaum zwölf Jahre später rief England selbst die Indianer zum Kriegszuge gegen die Gränzniederlassungen am Schoharie und Mohawk auf. Am zweiten Sonntag im Juli 1781, als Sommer gerade in New-Durlach, dem jetzigen Sharon Springs, predigte, fand dort ein heftiges Gefecht zwischen den Royalisten und Republikanern statt. „Laßt Euch nicht irren", so beschwichtigte der Pfarrer die durch die in nächster Nähe einschlagenden Kugeln unruhig gewordenen Zuhörer, „die Sache, für welche Eure Freunde draußen kämpfen, ist eine gute und gerechte und man wird Euch nichts anhaben." Die Gemeinde hielt jetzt wirklich bis zum letzten Worte ihres tapfern Pastors aus. Dieser war in den letzten Jahren seines Lebens nach Sharon zu seinen Kindern gezogen und starb hier hochgeehrt am 17. Oktober 1795. Auf Veranlassung seines jüngsten Nachfolgers, des Pfarrers Edmund Belfour, wurden 1860 seine Ueberreste nach Schoharie gebracht, wo sie jetzt in der Mitte der alten Gemeinde auf deren schönem Friedhof, von einem einfachen Monument überragt, ruhen.

Unter Sommers Nachfolgern ist noch Friedrich H. Quitmann aus Iserlohn zu erwähnen, Vater des bekannten Generals und südlichen Politikers. Er diente der Gemeinde als Pfarrer von 1795 bis 1798. Unter ihm wurde 1796 die neue Kirche errichtet, welche heute noch in der Mitte von Schoharie steht. Von der alten Kirche wurden die Namen derjenigen, welche sie durch freiwillige Beiträge erbauen halfen, mit herübergenommen und in das Fundament mit eingemauert. Wir finden da vor Allen die Lawyers, Schäfer, Kneiskern, Wohlleben, Stubrach, Sternberg, Borst, Mockel, Kramer und Ingold vertreten. Der Stein von Johannes Lawyer ist der größte, weil sein Geber, damals der reichste Mann im Ort, hauptsächlich den Bau ermöglicht hatte. Quitmann war ein starker, entschlossener, streng auf seine Würde haltender Mann. Als ihm einst auf dem Wege zu der benachbarten Gemeinde nach Cobelskill ein Amerikaner nicht schnell genug Platz machte, eilte er aus seinem Schlitten auf den Mann zu, hob ihn am Kragen in die Höhe und peitschte ihn auf offener Landstraße unbarmherzig durch, damit er für die Zukunft bessere Lebensart und den Pfarrer ehren lerne. Damals deckte das geistliche Ansehen noch derartige Akte pfarrherrlicher Selbsthülfe und diese hatte weiter keine üblen Folgen. Quitmann ging von Schoharie nach Rheinbeck, wo er erst 1832 starb. Sein berühmt gewordener Sohn Johann Anton Quitmann wurde am 1. September 1798 in Rheinbeck geboren und in Schoharie bei dem Pfarrer Wackerhagen, dem Amtsnachfolger des alten Quitmann, erzogen. Später ging er nach Natchez in Mississippi, zeichnete sich besonders im mexikanischen Kriege durch seine Tapferkeit aus, wurde General und war bis an seinen Tod (17. Juli 1858) einer der extremsten südlichen Politiker (Feuerfresser), welche mit Fug und Recht als die intellektuellen Urheber der großen Sklavenhalter-Rebellion von 1861 gelten können. Ein anderer aus Rheinbeck stammender bedeutender deutscher Pfarrer war Johann Bachmann. Geboren 4. Februar 1790 war er anfangs Prediger in seinem heimathlichen Dorf und erhielt schon 1815 einen Ruf an die lutherische Kirche in Charleston, S. C., welcher er fast 50 Jahre vorstand. Er war der Neu- und Wiederbegründer der über den Süden zerstreuten deutschen lutherischen Gemeinden und wirkte nach allen Richtungen hin gemeinnützig, veredelnd und anregend. Seine höchste Bedeutung hatte er aber als Naturforscher und

Mitarbeiter Audubons. Seine mit diesem 1845 herausgegebene „Naturgeschichte der nordamerikanischen Säugethiere" (3 Bände) ist noch heute das beste Originalwerk über diesen Gegenstand. Bachmann starb von allen Seiten hochgeehrt im Jahre 1873 in Charleston.

Von den Gemeinden im östlichen Theile des Mohawk Thales, wie Canajoharie und Stone Arabia, sind keine näheren Nachrichten mehr erhalten, während sie über dessen westlichen Theil in German Flats und Herkimer weniger spärlich lauten. Bereits am 24. September 1730 hatte Nikolaus Wohlleben in den German Flats, etwa eine Meile südwestlich vom heutigen Herkimer, auf der Südseite des Mohawk, ein Stück Land für eine dort zu errichtende deutsch-reformirte Kirche und Schule geschenkt, so daß sich am 23. April 1733 die dortige Gemeinde bildete, welcher Hans Dietrich Stelle im Jahre 1755 eine neue werthvolle Schenkung in Ländereien machte. Die erste Kirche war von Holz gebaut und wurde erst 1767 durch eine steinerne ersetzt, die sich heute noch in gutem, brauchbaren Zustande befindet und auch noch benutzt wird. Die Inschriften auf den älteren Gräbern sind fast ausschließlich deutsch; die Namen Orendorf, Staring, Diefendorf und Foltz kommen häufig vor.

Die drei Pfarrer, welche diesem Kirchlein bis 1848 vorstanden — von ihren Vorgängern wird nichts gesagt — sind die beiden Brüder Rosenkranz, deren älterer, vor den Indianern fliehend, 1758 der erste Pfarrer der deutsch-reformirten Kirche in New York wurde, während der jüngere 1801 starb, und Johann Spinner, welcher erst 1848 mit Tode abging. Von dem ältern Rosenkranz heißt es, daß er ein klassisch gebildeter Mann gewesen; sein Geburts- und Todesjahr sind nicht bekannt. Der jüngere der beiden Brüder war ein Schwager des Generals Nikolaus Herckheimer, neigte sich aber während der Revolution auf die englische Seite, so daß er vom ganzen Thal mit Mißtrauen betrachtet wurde. Johann Spinner, 1768 in dem Kurfürstenthum Mainz geboren, war ursprünglich katholischer Priester und trat gegen Ende des Jahrhunderts zum Protestantismus über. Im September 1801 übernahm er die beiden Gemeinden German Flats und Herkimer und stand ihnen bis kurz vor seinem Tode vor, welcher am 27. Mai 1848 erfolgte. Spinner war ein gewissenhafter und tüchtiger Mann; noch heute wird sein Name mit Liebe und Hochachtung von den Thalbewohnern

genannt, auf deren Eltern und Großeltern er durch Lehre und Beispiel einen äußerst günstigen Einfluß ausgeübt hat. Seine Amtspflichten waren ausgedehnt und beschwerlich. Wie seine Vorgänger predigte er nicht allein regelmäßig in German Flats und Herkimer, sondern auch ab und zu in Columbia, Esquak, Manheim, Schuyler, Deerfield, Manlius, Le Roy und anderen kleinen Plätzen, wo Deutsche wohnten, später mußte er auch ein um den andern Sonntag eine englische Predigt halten, bis er zuletzt nur englisch sprach, da in seiner Gemeinde das Verständniß des Deutschen mit jedem Jahr mehr abnahm. Ein Sohn Spinner's, General Francis E. Spinner, war lange Vereinigter Staaten Schatzmeister und zeichnete sich namentlich durch seine Amtsführung während des Bürgerkrieges aus.

Auch über die Deutschen der Stadt New York läßt sich in der uns beschäftigenden Periode nur sehr wenig sagen. Es wohnten hier zwar viele deutsche Handwerker, Dienstboten und Kaufleute; indessen gingen sie der Natur dieser Beschäftigung entsprechend, fast ganz in der holländisch-englischen Bevölkerung auf und machten gar keinen Anspruch auf eine selbstständige Stellung. Nur auf kirchlichem Gebiete erhielten sie ihre Nationalität aufrecht; aber Lutheraner und Reformirte befehdeten sich so heftig oder zankten und prozessirten auch so erbittert unter einander, daß die Chronik ihrer Händel nichts weniger als erbaulich ist.

So lange New York noch unter holländischer Herrschaft stand, war die holländisch-reformirte Kirche die Landeskirche und wurde kein lutherischer Gottesdienst geduldet. Erst als die Holländer abzogen, bildete sich im Jahre 1674 in der Stadt New York eine lutherische Gemeinde, deren aus Holz erbaute Kirche auf einem von der Regierung geschenkten Grundstücke an der südwestlichen Ecke von Broadway und Rectorstreet errichtet wurde. Da ihre Akten und Bücher bei verschiedenen Feuersbrünsten verloren gingen, so haben wir nur spärliche Nachrichten über dieselbe. Ihr erster Pastor war Jakob Fabrizius, dem aber 1675 — aus welchem Grunde ist nicht gesagt — das Predigen verboten wurde; sein Nachfolger wurde Bernhard Arens, und mit ihm verschwindet alle Kunde von dieser Kirche. Im Jahre 1702 aber wurde an der alten Stelle, gegenüber dem Friedhof der jetzigen Trinity Kirche, eine neue lutherische Kirche aus Steinen

erbaut, welche bis zur Revolution stand und 1776 mit allen Urkunden und Büchern ein Raub der Flammen ward. Die Predigten wurden hier anfangs ausschließlich holländisch und später, als die Zahl der deutschen Gemeindeglieder immer größer, die der Holländer aber immer geringer wurde, abwechselnd holländisch und deutsch gehalten. Die deutschen Pfarrer, welche in dieser Kirche bis zur Mitte des vorigen Jahrhunderts wirkten, waren die früher schon erwähnten Justus Falkner, Christoph W. Berckemeyer und Christian Knoll. Ein großer Theil der lutherischen Deutschen New Yorks war aber mit dieser Theilung nicht zufrieden und wollte seine eigene Kirche haben. Die Unzufriedenen trennten sich deßhalb gegen die Mitte des Jahrhunderts, etwa 1748 oder 1749, von der alten Gemeinde am Broadway und gründeten die erste deutsch-lutherische Kirche am nördlichen Ende von Cliffstreet, die damals Skinnerstreet hieß, zogen aber einige Jahre später an die nordwestliche Ecke von William- und Frankfortstreet, wo sie 1767 eine solide steinerne Kirche — die sog. Swamp-Kirche — erbauten, welche 1850 niedergerissen wurde, nachdem sie zuletzt als Betsaal für farbige Presbyterianer, als Auktionslokal und sogar als Pferdestall gedient hatte. Im Jahre 1784 gelang es den Bemühungen des um die Deutsch-Amerikaner hochverdienten Pfarrers Johann Christoph Kunze (des Schwiegersohns des alten Mühlenberg), die Ueberreste der Mitglieder der alten Broadwaykirche mit der neuen Gemeinde zu vereinigen, die sich fortan die Korporation der vereinigten deutsch-lutherischen Kirchen in der Stadt New York nannte und Kunze zum Pfarrer wählte. Im Jahre 1805 verkaufte sie ihr Eigenthum an der Ecke von Rectorstreet und Broadway an die Bischöflichen, welche dort die Gnadenkirche (grace church) errichteten und letztere 1846 mit einem neuen und fashionabeln Lokale an der Ecke der zehnten Straße und Broadway vertauschten. Kunze starb nach dreiundzwanzigjährigem treuen Dienste; ihm folgte F. W. Geissenhainer, der ebenfalls ausschließlich deutsch predigte. Um das Jahr 1814 versuchte ein Theil der Gemeindeglieder die deutsche Sprache zu verdrängen, Geissenhainer aber gab ihnen nicht nach und zog, sein Amt niederlegend, nach Pennsylvanien. Sein Nachfolger, F. C. Schäffer, dagegen verstand sich dazu, Morgens deutsch, am Nachmittag und Abend aber englisch zu predigen. Diese Anordnung dauerte

etwa sieben Jahre. Das deutsche Element in der Gemeinde aber erstarkte allmälig wieder, und während Schäffer 1822 an die Spitze der neugegründeten St. Matthäus-Kirche in Walkerstreet trat, wo er ausschließlich englisch predigte, kehrte Geissenhainer zu seiner alten Gemeinde, der Christkirche im Swamp, zurück, in welcher er ausschließlich deutsch predigte. Die neue Gemeinde in der Walkerstreet gerieth bald so tief in Schulden, daß ihre Kirche am 10. November 1826 zwangsweise verkauft, von Benjamin Birdsall, einem Mitglied der deutschen Kirche im Swamp, gekauft und am 15. Dezember 1826 auf diese übertragen wurde. Fortan sollte, da somit die Gemeinde zwei Kirchen hatte, F. W. Geissenhainer jr. englisch in Walkerstreet predigen; aber der Versuch mißlang, und als die alte Gemeinde 1830 ihre Kirche an der Ecke von Frankfort- und Williamstreet verkauft hatte, zog sie nach Walkerstreet, wo das durch neue Einwanderer verstärkte deutsche Element bald das herrschende wurde. Der ältere Geissenhainer starb 1838; an seine Stelle ward der um die Gemeinde hochverdiente Pfarrer C. F. E. Stohlmann gewählt, der von Anfang 1839 an bis zu seinem 1868 erfolgten Tode ausschließlich deutsch gepredigt hat, sowie auch seine Nachfolger G. A. Vorberg, Justus Ruperti und J. H. Sieker. Der jüngere Geissenhainer hatte bis zum Januar 1843 noch englisch gepredigt für die wenigen englisch sprechenden Mitglieder der Matthäus-Kirche, siedelte dann aber nach der sechsten Avenue über, wo er an der Ecke der fünfzehnten Straße die „evangelisch-lutherische Kirche" baute, die heute dort noch blüht. Die Gemeinde in Walkerstreet dagegen nennt sich die deutsch-evangelisch-lutherische St. Matthäus-Kirche; im Jahre 1867 erwarb sie die Kirche Ecke Broome- und Elisabethstreet, und verkaufte dagegen die in Walkerstreet.

Die deutschen Reformirten sonderten sich erst 1758 von den holländischen Reformirten und den Lutheranern ab. Sie kauften in diesem Jahre für $1250 ein altes Theater in der Nassaustreet zwischen Johnstreet und Maidenlane (64 und 66 Nassaustreet) und richteten es zur Kirche ein. Der obengenannte Rosenkrantz war ihr erster Pfarrer. Einige Jahre später wandte sich der Vorstand nach Heidelberg um Besorgung eines neuen Pastors; das dortige Konsistorium schickte den Pfarrer J. M. Kern, welcher im September 1763 in New York ankam, am 27. Januar 1764 sein Amt feierlich antrat und 1772 dem C. F.

Föring Platz machte. Unter Kern wurde das alte Gebäude niedergerissen und 1765 eine solide Steinkirche an der alten Stelle aufgeführt. Der Nachfolger Förings war Pastor Gebhard, der aber nach der Einnahme der Stadt durch die Engländer New York verließ. Nach der Revolution wurde J. D. Groß als Pfarrer angestellt, und ihm folgte im Mai 1795 Philipp Milledoler, der etwa zehn Jahre wirkte. Die nach seinem Abgang ausgebrochenen Streitigkeiten haben für uns kein Interesse; hier nur soviel, daß die Gemeinde im Jahr 1822 ihr Eigenthum in Nassaustreet verkaufte und nach Forsythstreet zog, wo sie heute noch ansässig ist. In der Forsythstreet-Kirche findet sich ein interessantes Monument; es ist die von Oberst W. North dem General Steuben ursprünglich in Nassaustreet errichtete marmorne Denktafel, welche jetzt zur Rechten der Kanzel eingemauert ist.

Sonstige gemeinschaftliche Beziehungen gab es unter unseren Landsleuten in der Stadt New York nur wenige. Die Freimaurerei, welche sich seit dem zweiten Drittel dieses Jahrhunderts auch unter den Deutschen Amerika's zu hoher Blüthe entwickelt hat, war damals der großen Mehrheit von ihnen kaum dem Namen nach bekannt. Trotzdem daß die englischen Logen schon zwischen 1730 und 1740 Eingang in der Stadt New York gefunden hatten, blieben ihnen die deutschen Einwanderer doch fremd. Eine rein deutsche Loge bestand, mit Ausnahme der im anspach'schen Regiment Seybothen gegründeten, im achtzehnten Jahrhundert nicht in New York. Dieses Regiment lag während des Krieges in der Stadt New York und kehrte 1785 mit den übrigen englischen Truppen nach Europa zurück. Seine Loge hatte einen Freibrief aus New York, vom 1. Mai 1781, und half später die Provinzial große Loge von New York mit errichten. Nur einzelne Deutsche werden als Freimaurer genannt. So der General Nikolaus Herckheimer, welcher am 7. April 1768 in die von Sir William Johnson 1766 gegründete St. Patricks Loge aufgenommen wurde, und Johann Jakob Astor, welcher ein eifriges Mitglied der 1787 errichteten und noch bestehenden Holland Loge I. war. Erst 1819 ging aus der 1795 gegründeten englischen Trinity Loge, welche 1840 anfing deutsch zu arbeiten, die erste deutsche Loge, die German Union hervor, welche später die Mutter der Pythagoras Loge I. wurde.

Dagegen traten gegen Ende der uns beschäftigenden Periode die new yorker Deutschen zur Unterstützung der Einwanderer zusammen

und gründeten zu diesem Zweck nach dem Muster der bereits in Philadelphia bestehenden deutschen Gesellschaft von Pennsylvanien die Deutsche Gesellschaft der Stadt New York. Wenn auch räumlich von einander getrennt, so stellten sich beide Anstalten doch dieselbe Aufgabe, ihre neuankommenden Landsleute gegen Unterdrückungen, Beraubungen und Uebervortheilungen aller Art in Schutz zu nehmen und ihnen durch Rath und That zu ihrem Fortkommen behülflich zu sein. Ihre Thätigkeit war und ist, da sie heute noch blühen, für die Einwanderer von den segensreichsten Folgen. Mutter und Tochter, die deutschen Gesellschaften von Philadelphia und von New York, gehören zusammen; beide wetteiferten und wetteifern noch heute mit einander in Bethätigung menschlicher Theilnahme und landsmännischer Fürsorge, beide haben deßhalb auch vollen Anspruch auf die dankbare Anerkennung aller Deutschen.

Die deutsche Gesellschaft von Pennsylvanien zunächst wurde am 25. December 1764 gegründet und am 20. September 1781 inkorporirt. Es gehörten ihr die angesehensten Deutschen des Staates an, und namentlich haben sich die Mühlenbergs, Vater und Söhne, große Verdienste um ihr Gedeihen und ihre Entwicklung erworben. Der alte Mühlenberg sorgte durch die „Hallischen Nachrichten" dafür, daß ihr gemeinnütziger Zweck in Deutschland bekannt wurde, und daß von dort sogar Gelder für wohlthätige Zwecke nach Pennsylvanien geschickt wurden. Von seinen beiden Söhnen waren Peter im Jahre 1788 und von 1801—1807, Friedrich August dagegen von 1789—1797, also auch zur Zeit, als er Sprecher im Hause des Kongresses war, Präsidenten der Gesellschaft.

Der Hauptzweck derselben war und blieb natürlich, alle diejenigen deutschen Einwanderer zu unterstützen, die in Gefahr standen, von den Rhedern oder anderen Personen übervortheilt zu werden. Diese Uebervortheilung fand gewöhnlich in der Art statt, daß die Passagiere, die in Holland ihre Passage zu einem bestimmten Preise geborgt hatten, unterwegs gezwungen wurden, einen andern Kontrakt zu unterschreiben, in welchem natürlich ein bedeutend höherer Preis festgesetzt wurde. Selbstredend kam es in derartigen Fällen sehr viel auf einen energischen Schutz an. Die Gesellschaft gewährte ihn durch ihren Anwalt. So kam es z. B. im Jahre 1772 vor — um von hunderten nur einen Fall

anzuführen — daß Georg Martin für sich, seine Frau und fünf Kinder, darunter zwei unter zehn Jahren, die also nur als eine Person zählten, @ £9 per Kopf Passage im rotterdamer Schiff Minerva genommen hatten. Die Ueberfahrt hätte also für die ganze Familie £54 kosten müssen. Außerdem erhielt der Martin von den Rhedern 40 holländische Gulden (etwa £3⅓) vorgestreckt. Er starb unterwegs. Bei der Ankunft in Philadelphia wurden die drei ältesten Söhne, jeder auf fünf Jahre, zu £30 verkauft, macht £90; die beiden kleinen Kinder für £10 zusammen entlassen. Trotzdem, daß nun die Rheder für ihre Vorlage von sage £58 bereits £100 erhalten hatten, sollte die sechsundvierzigjährige Wittwe noch auf fünf Jahre zu £22 verkauft werden. Auf Verwendung der deutschen Gesellschaft wurde die Frau freigegeben; sie selbst hatte gar nichts dagegen, daß ihre Kinder in obiger Weise die Passage abdienten.

Ein andrer nicht minder wichtiger Zweck der Gesellschaft bestand darin, daß sie denjenigen Deutschen, welche für ihre Fracht sich zeitweise verkaufen mußten, bei den gerichtlichen Formalitäten half und deren Pflichten — denn von Rechten war bei den armen Teufeln nicht die Rede — wenigstens rechtskräftig festsetzen ließ. Bis zur Stiftung der Gesellschaft waren gerade auf diesem Gebiete die gröbsten Betrügereien verübt worden. Der arme Deutsche, der kein Wort Englisch verstand, wurde vor den Mayor von Philadelphia geschleppt, um dort verpflichtet zu werden. Unter allen Mayors von Philadelphia konnten aber im vorigen Jahrhundert nach den Berichten der deutschen Gesellschaft nur zwei deutsch sprechen, und diese trieben die Importation von Deutschen als Geschäft, waren also selbstredend für möglichste Ausbeutung derselben. Die Verhandlungen vor dem Mayor nun bestanden meistens nur in einigen Pantomimen. Die Namen der Einwanderer wurden absichtlich falsch geschrieben. "It was a common saying" — heißt es in einer desfallsigen Beschwerde der deutschen Gesellschaft — "that anything would do for the name of a Dutchman." Es entstanden auf diese Weise Verwechslungen und Streitigkeiten, die natürlich immer gegen den Deutschen entschieden wurden.

Als Pennsylvanien sich mit den übrigen Kolonien von England trennte, erhielt jeder Friedensrichter die Gewalt, einen deutschen servant (Serbe auf Deutsch-Pennsylvanisch) zu binden. Dadurch wurde

aber jede Kontrolle unmöglich. Die deutsche Gesellschaft setzte es nach langen, vergeblichen Bemühungen endlich durch, daß laut Gesetz vom 8. April 1785, „alle Deutschen, die für ihre Fracht zu dienen hatten, bei einem von dem hohen gesetzvollziehenden Rath dazu bestimmten Registrator, der die deutsche Sprache wohl verstand, verbunden werden mußten. Woselbst ihr gemachter Vergleich, die Zeit, wie lange sie zu dienen haben, und der Ort, wo sie hinkommen, nebst ihres Meisters Namen, registrirt wird; und allwo Freunde sich einander ausfinden können, wenn sie sich bei dem Registrator deßwegen melden. Und da Eltern oftmals, um ihre eigenen Frachten zu vermindern, sich vergleichen, daß ihren Kindern mehr Fracht auferlegt werde, als sie sonst zu zahlen haben, so wird ihnen angepriesen, ihren gemachten Vergleich schriftlich an den Registrator durch ihre Kinder einzusenden, damit Alles gehörig und richtig vollzogen werde."

Endlich aber nahm sich die Gesellschaft derjenigen deutschen servants an, die von ihren Herrn mißhandelt wurden. In den Protokollen findet sich z. B. ein Fall erwähnt, der sich gegen Ende der hier geschilderten Periode, im Jahre 1797, zutrug, wonach ein deutscher Junge von seinem amerikanischen Herrn bei kaltem Wetter Wochen lang mit einer Kette an den Boden gefesselt, ganz unmenschlich geschlagen und trotz seiner Wunden zur Verrichtung seiner täglichen Arbeit angehalten wurde. Während einem Lehrling bei grausamer Behandlung seitens des Meisters gestattet war, diesen zu verlassen, solange die gerichtliche Untersuchung seiner Beschwerde anhängig war, mußte ein servant bei ihm aushalten. Die Gesellschaft bemühte sich, den letztern mit dem Lehrling rechtlich auf gleiche Stufe zu stellen. Ihr Anwalt schlug vor, dieserhalb ein Gesetz bei der Legislatur zu beantragen.

Dieser verdienstvollen Thätigkeit nach Außen entsprach eine ebenso anerkennenswerthe Vertretung der deutschen Interessen in Philadelphia. Wenn schon seit Anfang ihres Bestehens die Gesellschaft Kindern armer Eltern unentgeltlichen Elementarunterricht gewährt und auf ihre Kosten deutsche Elementarbücher gedruckt hatte, so dehnte sie durch Beschluß vom 25. September 1785 diese Bestimmung dahin aus, daß fortan auf ihre Kosten a c h t Schüler studiren und sich zu einem wissenschaftlichen Berufe vorbereiten sollten. In dieser Weise wurden für die deutschen Gemeinden im Lande die Pfarrer herangebildet,

welche überhaupt im ganzen vorigen Jahrhundert am meisten auf Erhaltung und Hebung des deutschen Elementes hinarbeiteten. Gegen Ende des Jahres 1788 schlug das Gesellschaftsmitglied Pfarrer P. Helmholz vor, eine Preisschrift zur Beantwortung der Frage auszuschreiben: „Wie kann die Aufrechterhaltung und mehrere Ausbreitung der deutschen Sprache in Pennsylvanien am Besten bewirkt werden?" Dieser Antrag wurde aber, weil er nicht die allgemeine Zustimmung der Gesellschaft fand, zurückgezogen. Dagegen ward der Jahrestag ihrer Inkorporirung, der 20. September, stets durch eine Festlichkeit gefeiert, bei der einer der hervorragendsten Deutschen der Stadt, z. B. der General oder Präsident Mühlenberg, die Festrede hielt.

Ins Ende des vorigen Jahrhunderts fallen auch die ersten Anfänge der Bibliothek, welche mit der philadelphier deutschen Gesellschaft verbunden ist; vom Jahre 1817, also von der derselben Zeit an, wo ungefähr die Seelenverkäuferei aufhörte, wurden ihr bedeutendere Fonds und mehr Aufmerksamkeit geschenkt. Die Sammlung, die anfangs ausschließlich für deutsche Bücher bestimmt war, wurde mit jedem Jahre mehr englisch. So enthielt sie z. B. im Jahre 1855 nur 3848 deutsche Bücher gegen 4848 englische. Von 1860 an nahm dagegen das englische Uebergewicht ab. Dieses Jahr bezeichnet überhaupt den höchsten Stand der deutsch-amerikanischen Blüthe. Das war auch die Zeit, wo die Gesellschaft in Sprache und Gesinnung wieder deutsch wurde. Damals stellte sich das Verhältniß wie 5542 zu 5767, 1865 stand es ziemlich gleich, 6025 zu 6022. 1875 aber gab es 8929 deutsche Bücher zu 6935 englischen.*)

In diesem Jahrhundert sind die spezifisch deutschen Bestrebungen der philadelphier Gesellschaft mehr in sich zusammengefallen, zumal die großen Kontinentalkriege von 1792—1815 die äußeren und inneren Wechselbeziehungen mit Deutschland sehr geschwächt hatten.

Die deutsche Gesellschaft in Philadelphia, wenn sie natürlich auch im Laufe der Zeit viel von ihrer Bedeutung verloren hat, blüht heute noch und zählt gegen 300 Mitglieder. Ihr im Jahre 1786 angenommenes Siegel besteht aus drei Feldern, in deren einem eine Bibel, in deren

*) Oswald Seidensticker, Geschichte der Deutschen Gesellschaft von Pennsylvanien Phila. 1876, S. 205.

zweitem ein Pflug und in deren drittem ein Schwert mit dem amerikanischen Adler darüber und dem Motto: "Religione, industria et fortitudine Germana proles florebit". (Durch Religion, Fleiß und Tapferkeit werden die Deutschen blühen.)

Die deutsche Gesellschaft von New York wurde am 23. August 1784 gegründet. New York stand im vorigen Jahrhunderte in einem dem heutigen entgegengesetzten Verhältnisse zu Philadelphia. Letzteres nahm damals in der Geschichte der Einwanderung dieselbe Stellung ein, welche New York jetzt behauptet. Sein Hafen und Handel waren zu jener Zeit noch sehr unbedeutend, Boston und Philadelphia waren ihm in jeder Beziehung überlegen. Es schuf erst die Vorbedingungen zu seiner gegenwärtigen Größe, als es sich durch Anlage seiner Kanäle die erste und beste Verbindung mit dem Westen schuf.

Gegründet wurde die deutsche Gesellschaft unmittelbar nach dem Kriege, und zwar hauptsächlich von alten deutschen Revolutions-Offizieren. In solchen Perioden gemeinsamer Noth und oft unabwendbarer Gefahr fühlt der Mensch das Bedürfniß der Vereinigung und des Zusammenhaltens stärker, als in gewöhnlichen Zeiten; er ist aufopferungsfähiger und wohlthätiger, weil er seine Abhängigkeit und Ohnmacht mehr empfindet und, wenn auch heute noch so unabhängig und frei, vielleicht schon morgen die Hülfe seines Nachbarn in Anspruch nehmen muß. Darum verdanken auch die meisten wohlthätigen und gemeinnützigen Gesellschaften ihre erste Anregung und Gründung großen sozialen und politischen Krisen oder Erschütterungen. In der zweiten Versammlung der Stifter der deutschen Gesellschaft, am 4. Oktober 1784, ward der Oberst Heinrich Emanuel Lutterloh, gebürtig aus Braunschweig, zum Präsidenten und Oberst Friedrich von Weißenfels aus Danzig zum Vize-Präsidenten erwählt. Bei der ersten Jahresfeier am 12. September 1785 wurde General von Steuben Präsident und blieb es neun Jahre lang bis zu seinem am 28. November 1794 erfolgten Tode.

Der Zweck der new yorker deutschen Gesellschaft bestand damals wie noch heute, darin, „deutsche Einwanderer zu unterstützen und ihren Nachkommen Hülfe zu leisten." Da indessen während der Zeit, welche

unsere Aufmerksamkeit beschäftigt, sehr wenig Einwanderer nach New York kamen, so blieb ihre Thätigkeit mehr auf Akte der Wohlthätigkeit innerhalb des Kreises der angesessenen deutschen Bevölkerung beschränkt. Die Mitglieder kannten einander Alle genau und pflegten unter sich freundschaftliche und landsmannschaftliche Beziehungen. Bei den Versammlungen wurde mit großer Gewissenhaftigkeit an einem feierlichen Zeremoniell festgehalten und bei Aufnahme von Kandidaten in die Gesellschaft eine ganz besondere Förmlichkeit beobachtet. Diese Formen erinnern an die Aeußerlichkeiten, welche den im vorigen Jahrhundert in großer Blüthe gestandenen geheimen Gesellschaften anklebten.

Wir begegnen zu dieser Zeit auch den ersten Verbrüderungs-Versuchen mit den Schwestergesellschaften. In der Versammlung vom 3. April 1786 wurde wenigstens vorgeschlagen, mit der philadelphier Gesellschaft in nähere Verbindung zu treten; es scheint indessen, daß diese, als die größere, ältere und reichere, auf den ihr vorgelegten Plan nicht einging. Dagegen schickte die new yorker Gesellschaft im April 1790 ihren Präsidenten und Vize-Präsidenten auf eine Konferenz, wozu sie von den übrigen Nationalgesellschaften eingeladen worden, um gemeinschaftliche Schritte zu Gunsten der ins Land kommenden Einwanderer zu berathen.

Bis 1848 wurde das Stiftungsfest feierlich begangen und ein großes Essen gehalten, bei dem es natürlich nicht an Reden und patriotischen Toasten fehlte. Im Jahre 1788 ward beschlossen, daß die Gesellschaft ihr Jahresfest am 11. August feiere, als dem Datum der deutschen Unabhängigkeit, weil an diesem Tage Hermann den Varus im teutoburger Walde geschlagen haben sollte. Unser mythischer Volksheld Hermann ward dem noch lebenden Washington gegenüber und der noch mythischere 11. August dem in Aller Gedächtniß lebenden 4. Juli an die Seite gestellt.

Als man im Frühjahr 1794 allgemein an einen Krieg mit England glaubte, und die Bürger von New York sich alle wie ein Mann erboten, an der Erbauung von Befestigungen in der Nähe der Stadt zu helfen, beschloß auch die deutsche Gesellschaft am 21. Mai 1794, daß alle ihre Mitglieder und überhaupt die deutschen Einwohner von New York, wenn es gewünscht würde, einen Tag lang an den Forts

mitarbeiten sollten, die man eben auf Governors Island in Angriff genommen hatte. Die Deutschen versammelten sich deßhalb am frühen Morgen des 5. Juni im reformirten Schulhause in der Nassaustreet, marschirten, ihren Präsidenten an der Spitze, mit fliegenden Fahnen und Musik den Broadway („den breiten Weg") hinab nach Whitehall und setzten nach Governors Island über, wo sie, nachdem ihnen der Mayor der Stadt ihre Plätze angewiesen hatte, bis Sonnenuntergang arbeiteten. Darauf fand ein gemeinschaftliches Mahl statt. Unter dem für dessen Veranstaltung ernannten Ausschuß befand sich auch der nachher durch seinen Reichthum so bekannt gewordene J. J. Astor, seit 1787 Mitglied der Gesellschaft.

Am 15. Oktober 1792 kam der erste Fall einer größeren Einwanderung vor. Es war nämlich das Unerhörte, noch nie Dagewesene geschehen, daß zwei deutsche Auswandererschiffe auf einmal im Hafen von New York einliefen. Die darauf befindlichen Passagiere waren unter sehr ungünstigen Bedingungen von der Genessee Land-Kompagnie engagirt worden und sollten direkt in den Westen des Staates versandt werden. Die deutsche Gesellschaft nahm sich ihrer aber sehr energisch an und bewirkte durch ihre thätige Vorsorge eine bedeutende Verbesserung ihrer Lage. Steuben bearbeitete namentlich den Agenten jener Kompagnie, einen Herrn Wm. Berczy, der denn in der Folge auch, weil er sich in allen wesentlichen Punkten willfährig gezeigt hatte, zum Ehrenmitglied der Gesellschaft ernannt wurde.

Die Mitglieder des Verwaltungsrathes kamen gewöhnlich monatlich einmal beim Präsidenten zusammen und erledigten bei einer Tasse Kaffee und einer Pfeife Tabak ihre Geschäfte. Im Jahre 1791—1794 bewohnte Steuben ein Haus an der Ecke von Broadway und Fultonstreet, No. 214, da wo jetzt die Parkbank steht. Dies Haus war lange Zeit das äußerste in der Stadt. Die Mitglieder des Verwaltungs-Raths beschwerten sich deßhalb wiederholt gerade so über den weiten Weg zur Wohnung des Präsidenten, als wenn sie jetzt, statt nach Castlegarden, sich in den Zentral-Park zu begeben hätten.

Während der ersten zwanzig Jahre ihres Bestehens pflegte die deutsche Gesellschaft von New York solche Deutsche und Amerikaner, die sich um unsere Landsleute ein besonderes Verdienst erworben hatten, zu Ehrenmitgliedern zu ernennen. So finden wir unter deren Zahl die

Generale Horatio Gates, Philip Schuyler, Alex. Hamilton, den Mayor der Stadt Wm. Duane, den Obersten und spätern Vize-Präsidenten Aaron Burr und den Mayor Eduard Livingston. Von Deutschen wurden u. A. die beiden Mühlenbergs, der Reichsgraf von Rotenhahn, der bekannte Schriftsteller Legations-Rath Bertuch, und Oberst von der Malsburg zu Ehrenmitgliedern erwählt.

In dem Menschenalter, welches mit dem Ende des amerikanischen Revolutionskrieges beginnt und mit dem Pariser Frieden endet (1783 bis 1815) siedeln sich nur wenige Deutsche in den Thälern des Schoharie und Mohawk an, und auch für die Stadt New York wurde der Zufluß mit jedem Jahre geringer; die bereits ansässigen Deutschen aber gingen mehr oder weniger in der zahlreichern und gebildetern amerikanischen Bevölkerung auf.

Kaum zehn Jahre nach Stiftung der new yorker deutschen Gesellschaft mußten ihre Protokolle englisch geführt werden (vom 25. Juli 1794 an), weil die Mitglieder des Verwaltungsraths nicht mehr flüssig deutsch schreiben konnten. In Philadelphia fing man erst 1818 mit der fremden Sprache an. In New York war man jedoch 1844 wieder im Stande, deutsch zu schreiben. Eine deutsche Druckerei gab es während des ganzen achtzehnten Jahrhunderts nur in Philadelphia, es mußten daher auch alle deutschen new yorker Drucksachen zur Besorgung dahin geschickt werden. Das sind Thatsachen, welche von dem Einen beklagt, von dem Anderen gepriesen werden mögen, sich aber nicht ändern lassen, da sie die natürliche Folge eines Verhältnisses bilden, welches irrthümlich oft auf Rechnung des angeblich stärker und höher entwickelten amerikanischen Volkscharakters gesetzt wird. Das hier zur Geltung kommende Gesetz kann kurz so ausgedrückt werden: Wo ein barbarisches Volk sich in einem gleichfalls von Barbaren bewohnten Lande niederlassen will, da entscheidet, wie in den Zeiten der Völkerwanderung, die Gewalt der Waffen den Besitz und die Herrschaft. Wo ein zivilisirtes Volk oder Bestandtheile eines solchen sich in einem entweder gar nicht oder nur von Barbaren bewohnten Lande niederlassen, da drücken sie diesem Lande den Stempel ihrer höhern heimischen Kultur und Zivilisation auf, wie die alten Griechen in Sizilien und Italien, die Deutschen in den Ostseeprovinzen oder die Engländer in Amerika. Wo aber

Bestandtheile eines zivilisirten Volkes, sich selbst ausscheidend oder von diesem ausgestoßen, neue Wohnsitze unter einem zivilisirten Volke suchen, da werden und müssen sie sich als die an Zahl und Kraft Geringeren der bereits bestehenden Nationalität oder dem staatlichen Organismus unterordnen, wie die französischen Hugenotten in Deutschland oder die Deutschen in den Vereinigten Staaten, und namentlich die Deutschen, welche, wie die Auswanderer des achtzehnten Jahrhunderts, den unteren Schichten der Gesellschaft angehörend nicht an die Durchschnittsbildung der Amerikaner heranreichten. Nicht allein die qualitativ, sondern auch die quantitativ größere Bildung nimmt die geringere in sich auf.

Unsere im vorigen Jahrhundert eingewanderten Landsleute kamen selbstverständlich nicht nach Amerika, um irgend welche Ideale zu verwirklichen, sondern um sich Ruhe und materielles Gedeihen zu sichern. Für sie hatte ihre Nationalität bereits in der Heimath ihren Werth und so ziemlich alle Bedeutung verloren. Sie nahmen deßhalb auch den älteren Einwanderern gegenüber keine selbstständige Stellung ein, sondern schoben sich, wie im ersten Kapitel angedeutet, in die bereits bestehenden Verhältnisse ein. Diese machten aus ihnen, was ihrer Anlage nach aus ihnen gemacht werden konnte; die Deutschen aber machten nicht etwas wesentlich Verschiedenes aus den amerikanischen Verhältnissen. Ihre Mitwirkung an den amerikanischen Kulturaufgaben war anfangs eine nur unbewußte und wurde erst allmälig, als es ihnen materiell besser ging, eine bewußte. Sie führen nicht das Kommando, aber sie kämpfen tapfer und treu mit und stehen fest bis zum glücklichen Ende. Zwei Generationen müssen jedoch erst vom Schauplatz abtreten, ehe sich die Deutschen eins fühlen mit ihren Nachbarn und gemeinschaftlich mit ihnen arbeiten. Von diesem Zeitpunkte an sind sie aber Amerikaner.

Alte Chroniken erzählen von versunkenen Landschaften und Städten, welche die hereinbrechende See in ihren Fluthen begraben habe, und die fromme Sage fügt hinzu, daß man sie an einem klaren Abend, wenn das Wasser ruhig und die Luft rein, auf dem Meeresgrund erblicken, ja daß man ihre Glocken läuten hören könne. Eine solche, für Deutschland wenigstens, versunkene

Landschaft sind die Niederlassungen im Staate New York, deren Geschichte den Inhalt dieses Buches bildet. Wer jetzt auf Eisenbahnen an ihnen vorüber fliegt, der kann sie kaum von jedem andern amerikanischen Dorfe unterscheiden; wer sich aber die Mühe giebt, sie mit dem Wanderstab in der Hand zu durchziehen und in einem alten Hause oder auf einem idyllischen Friedhofe gelegentlich Halt zu machen, der findet überall auf dem Grunde noch die Spuren deutschen Lebens, der entdeckt unter der Uniformität des amerikanischen Kleides, an den Häusern und an ihrer Einrichtung noch deutsche Eigenart und Sitte, der hört, wenn auch keine deutschen Glocken, doch hie und da noch die Anklänge deutschen Gemüthslebens. So traf der Verfasser einst in einem der Seitenthäler des Mohawk einen jungen Amerikaner an, der, obgleich er im fünften Gliede von einem Deutschen abstammte, die Melodie des alten Volksliedes sang: „Es waren zwei Königskinder". Doch wozu der Beispiele? Genug, die deutsche Seele ist längst todt, und nur der deutsche Typus ist zuweilen noch erkenntlich.

Seit jenen Zeiten hat die deutsche Einwanderung größere, massenhaftere Verhältnisse angenommen. Sie ist nicht mehr ausschließlich das Produkt und der Fluch heimathlichen Elends, und wenn auch zum größten Theil durch politische und soziale Mißstände bedingt, so umfaßt sie doch nicht mehr bloß die gedrückten und verarmten Theile einer politisch und geistig verkümmerten Nation, sondern alle Klassen eines wieder mächtig emporstrebenden großen Kulturvolkes. Natürlich ist dem entsprechend auch der Charakter der neuen Einwanderung ein anderer, ihr Inhalt ein reicherer und entwickelterer. Sie hat sich nicht bloß geduckt, wie ihre Vorgänger im vorigen Jahrhundert, sie hat theilweise den Kampf mit ihren Gegnern daheim aufgenommen und, wenn auch unterliegend, das Bewußtsein der eigenen Kraft, das Gefühl der persönlichen Verantwortlichkeit, den Glauben an sich selbst und an die Größe ihrer Nation mit übers Meer genommen. Sie bringt außer starken Muskeln und Sehnen alle Künste des Friedens und einer alten Zivilisation nach Amerika und arbeitet, den verschiedensten Berufszweigen angehörend, breiter und tiefer an der Entwicklung des amerikanischen Volksgeistes mit.

Gleichwohl ist ihr Einfluß viel geringer, als er es ihrer Zahl nach sein könnte, weil sie einer sich fester ausprägenden Nationalität gegenübertritt, welche die Kulturelemente der ganzen alten Welt empfangend und verarbeitend, sich zugleich mächtig aus sich selbst heraus entwickelt und welche darum ihrem Wesen nach unendlich weniger als der erst werdende Staat geneigt ist, sich von fremden Elementen beeinflussen zu lassen. Höchstens im fernen Westen, wo die neuen Gemeinwesen nach dem Vorbilde des Ostens erst entstehen, ist dieser Einfluß zu erkennen; bis an den Mississippi verschwindet er täglich mehr. Das Leben des Volkes hat sich vertieft, seine Ziele sind größer, seine animale und geistige Verdauungsfähigkeit, seine Assimilationskraft ist stärker geworden. Im vorigen Jahrhundert gelangte die Union zur Gründung des freien Staates; das gegenwärtige verlangt, daß er mit dem ihm entsprechenden freien Geiste erfüllt werde. Jedes europäische Volk, welches seine Söhne hinüber sendet, bringt ihm in seinen physischen und moralischen Eigenschaften ein besonders werthvolles Kapital, welches es zum Gesammtvermögen der jungen amerikanischen Nation beisteuert, eine ihm eigenthümliche, am Baume seiner Geschichte gezeitigte Frucht. Die beiden verwandten germanischen Stämme, der angelsächsische und deutsche, treffen sich nach fünfzehnhundertjähriger Trennung wieder auf dem amerikanischen Kontinent zur gemeinsamen Arbeit, zur Erweiterung des Reiches der Freiheit. Der Deutsche giebt sein reiches Geistes- und Gemüthsleben zu den Kulturelementen, welche sich auf dem Boden der neuen Welt frei vermählen und stets höhere Bildungen erzeugen.

Noch gilt es auf dem großen Gebiete der Vereinigten Staaten den gemeinschaftlichen Kampf des Geistes gegen die Naturwüchsigkeit, den Kampf der Zivilisation gegen die Rohheit. Es ist Platz für Alle, für jedes ehrliche Streben, für jeden denkenden Kopf, für jeden arbeitenden Arm; denn die Allen gemeinsame Arbeit wird nicht dadurch erreicht, daß der Eine den Andern zur Seite schiebt oder gar verdrängt, sondern daß ein Jeder mit Aufbietung aller seiner Kräfte, in Reih' und Glied kämpfend, das hohe Ziel erstrebt. Also nicht in der Absonderung von den amerikanischen Bildungselementen liegt das Heil der deutschen Einwanderung, nicht in phantastischen Träumen von einem in Amerika zu gründenden deutschen Staate, einer deutschen

Utopia, kann sie gedeihen, nicht abseits vom Wege, sondern mitten im Leben und Streben ihrer amerikanischen Mitbürger ist ihr eine erfolgreiche und Segen bringende Thätigkeit vorgezeichnet. Eine deutsche Nation in der amerikanischen kann sie nicht sein, aber den reichen Inhalt ihres Gemüthslebens, die Schätze ihrer Gedankenwelt, kann sie im Kampfe für die politischen und allgemein menschlichen Interessen in die Wagschaale werfen, und ihr Einfluß wird um so tiefer gehen, ein um so größeres Feld der Bethätigung sich schaffen, je weniger tendentiös sie auftritt, je mehr sie aber zugleich an dem festhält, was Deutschland der Welt Großes und Schönes gegeben hat. Es hat also jeder Deutsche in seinem Kreise dafür zu sorgen, daß über den Mitteln nicht der Zweck, über der Wirklichkeit nicht das Ideal, über der Arbeit nicht der Genuß und über dem Nützlichen nicht das Schöne verloren gehe, er hat darauf zu achten, daß im wirren Durcheinander so vieler großartiger Bewegungen sich der Mensch nicht selbst abhanden komme. Wenn sie ihre Stellung zum amerikanischen Leben in dieser Weise versteht, so wird andrerseits auch die deutsche Einwanderung die Vorzüge des Amerikaners auf sich wirken und sich von ihnen fördern lassen. Sie wird seiner rücksichtslosen Energie und Thatkraft nacheifern, sie wird sich seinen gesunden Realismus, seine straffe Mannhaftigkeit, seine von der deutschen Rechthaberei und Krittelei so glänzend abstechende Unterordnung und politische Zucht zu eigen zu machen suchen.

Sobald sich der deutsche und amerikanische Geist in diesem Sinne vermählen, hat das Aufgehen des Deutschthums im Amerikanerthum nichts Schmerzliches mehr, es wird sogar eine geistige Wiederauferstehung. Denn darüber dürfen wir uns keiner Täuschung hingeben: wer auswandert, der giebt sein Vaterland auf und geht ihm verloren. Man kann so wenig zwei Vaterländer als zwei Väter haben. Also entweder Deutscher oder Amerikaner, der Deutschamerikaner ist nur ein Uebergang, der mit jeder neuen Generation immer mehr verschwindet.





Deutsche Autoren in Amerika.

Carl Schurz. Friedrich Kapp. Oswald Seidensticker. Anton Eickhoff. Gustav Körner. H. A. Rattermann. Johann Rittig. Reinhold Solger. Rudolph Lexow. Friedrich Lexow. Karl Dilthey. Theodor Kirchhoff. Hermann A. Schumacher. Konrad Krez. Karl Knortz. Franz Sigel. Carl Goepp. Udo Brachvogel. A. J. Schem, u. Andere.

In der neuen Heimath.

Geschichtliche Mittheilungen über die deutschen Einwanderer in allen Theilen der Union.

Herausgegeben von Anton Eickhoff.

Ein großer Band von beinahe 580 Seiten in schöner, kräftiger Schwabacher Long Primer Schrift gedruckt. Broschirt $2.50, elegant gebunden in Leinen $3.00, in Halbmorocco mit rothem Schnitt $4.50

Dieses Buch ist zunächst eine Erinnerungsschrift zur bevorstehenden Feier des hundertjährigen Bestehens der Deutschen Gesellschaft der Stadt New York, kann aber auch als Denkschrift für das deutsche Element des Landes betrachtet werden, indem es eine Sammlung von Bildern und Thatsachen aus der Geschichte der deutschen Einwanderung mit einer Geschichte der Deutschen Gesellschaft verbindet, welche sich durch ihr segensreiches Wirken den Dank der Mit- und Nachwelt erworben hat. Da der Umfang eines Gedenkbuches selbstverständlich ein beschränkter sein muß, so sah sich der Verfasser genöthigt, auf eine aus-

führliche und für alle Theile des Landes gleichmäßige Behandlung, wie sie ihm wünschenswerth erschien, zu verzichten, hofft dagegen, daß dieses Buch zur weiteren Bearbeitung des reichen Materials historischer Erinnerungen anregen möge. Der Wunsch, in vorliegendem Werkchen das Bestmögliche zu liefern, so weit als Zeit und Raum es gestatteten, bewog ihn, um Bearbeitung gewisser Abschnitte Freunde zu ersuchen, welche solche am Besten ausführen konnten, und so haben die Herren Dr. Oswald Seidensticker, H. A. Rattermann, P. V. Deuster und Adolph Ott größere Beiträge für dieses Buch geliefert.

Die Gründung der New Yorker Deutschen Gesellschaft hat sich im Laufe eines Jahrhunderts als ein culturhistorisches Ereigniß erwiesen; an ihrer Wiege standen verdienstvolle Revolutions-Officiere, die auch bei der Bluttaufe der jungen Republik Pathen gewesen, gelehrte Verkünder des Glaubens auf ihrer bildenden Sendung, Kaufleute, die den Verkehr zwischen der alten und der neuen Welt vermittelten, Künstler und Handwerker in ihrer schöpferischen und belebenden Kraft. Bewegt von Zweifeln umringten sie die kleine Schöpfung, welche an dem großen Thore der neuen Welt für Millionen ihrer Stammverwandten aus dem fernen Vaterlande Wache stehen sollte, erfüllt von Ahnungen für die Zukunft des Landes, welches damals erst von der Morgenröthe der stolzen Freiheitssonne erhellt wurde, die nun seit länger als einem Jahrhunderte an unserm westlichen Himmel strahlt. Ihre Namenszüge auf den vergilbten Blättern der Archive enthalten an die ihnen nachfolgenden Deutschen die Mahnung, das Wohl ihrer Zeitgenossen nicht zu vergessen, die Sprache ihrer Heimath, ihrer Kindheit und Jugend, die Würdigung deutschen Fleißes und Gemüthes, die Erinnerung an die culturhistorische Mission der Deutschen in der neuen Welt ihren Nachkommen zum dauernden Verständnisse zu bringen, damit ihre Enkel nicht in Unkenntniß in Bezug auf das Geburtsland der Einwanderer, ihre Entbehrungen und Bestrebungen bleiben, vielmehr derselben mit Achtung und Liebe gedenken. Darum ist einer ausführlichen geschichtlichen Darstellung des Wirkens der Deutschen Gesellschaft der Anfang dieses Buches gewidmet. Dieselbe enthält Mittheilungen, welche der Mehrzahl der Leser wenn nicht ganz neu, so doch mindestens in dieser Zusammenstellung willkommen sein werden.

Amerikanisches.

Deutsche Bücher und Broschüren über amerikanische Geschichte, Verfassung, Verhältnisse, etc.

Amerika's Nordwest-Küste. Neueste Ergebnisse ethnologischer Reisen. Aus den Sammlungen der königlichen Museen zu Berlin. Folio. 13 Seiten Text mit 5 Chromolithographien und 8 Lichtdrucken. (1883.) $18.35

Atlantische Studien. Von Deutschen in Amerika. 8 Bände. (1853—'54.) @ $1.35

Graf A. Baudissin. Peter Tütt. Zustände in Amerika. (1861.) $1.60

Johannes Baumgarten. Amerika. Eine ethnographische Rundreise durch den Continent und die Antillen. Charakterbilder, Sittenschilderungen, Scenen aus dem Volksleben. (1882.) $1.85

F. Bodenstedt. Vom Atlantischen zum Stillen Ocean. (1882.) $3.15; gebunden $3.70

Moritz Busch. Wanderungen zwischen Hudson und Mississippi. 1851 u. 1852. 2 Bände. (1854.) $2.70

Rudolf Doehn. Beiträge zur Geschichte der Nordamerikanischen Union. 1. Band: Die Administration der Präsidenten U. S. Grant und R. B. Hayes. (1881.) $2.20

Gust. L. Dreßing. Das gemeine Recht (Common Law) der Vereinigten Staaten von Amerika, nebst den Statuten der einzelnen Staaten und dem Bankerott-Gesetze. (1866.) $1.50; gebunden $2.25

H. Ehrenberg. Fahrten und Schicksale eines Deutschen in Texas. (1845.) $0.60

—— —— Der Freiheitskampf in Texas. (1844.) $0.30

—— —— Texas und seine Revolution. (1843.) $1.35

B. Estvan. Kriegsbilder aus Amerika. 2 Theile. (1864.) $2.75

Julius Fröbel. Aus Amerika. Erfahrungen, Reisen und Studien. 2 Bände. (1857—'58.) $4.50

Hartwig Gercke. Das öffentliche Schulwesen der Stadt New York. (1882.) $0.30

Carl Goepp. Leitfaden der parlamentarischen Geschäftsordnung für Deutsch-Amerikaner. (1868.) In Westentaschen-Format. Cartonnirt. $0.30

Ed. Grien. Bunte Skizzen aus den Vereinigten Staaten von Amerika zur besseren Kenntniß und Beurtheilung amerikanischer Verhältnisse und Eigenthümlichkeiten. (1882.) $1.10; gebunden $1.50

Magnus Gross. Die amerikanische Krisis. Vorträge zum Verständniß der nationalen Lage. (1873.) $0.25

Friedrich v. Hellwald. Amerika. Eine Schilderung der Vereinigten Staaten in Wort und Bild. Mit circa 700 Ansichten. Erscheint in circa 50 Lieferungen in Folio. (1883—.) @ $0.40

C. Herzog. Aus Amerika. Reisebriefe. 2 Bände. (1884.) $4.40

I. Bd.: Vereinigte Staaten von Nord-Amerika. — II. Bd.: Cuba, Mexiko, Süd-Amerika.

Ernst v. Hesse-Wartegg. Nord-Amerika, seine Städte und Naturwunder, sein Land und seine Leute. Mit 300 Illustrationen. 4 Bände. (1883.) $9.20

—— Mississippi-Fahrten. Reisebilder aus dem amerikanischen Süden. (1879-1881.) Mit Illustrationen. (1881.) $2.95

H. v. Holst. Verfassung und Demokratie der Vereinigten Staaten von Amerika. I. Theil: Staatssouveränetät und Sklaverei. (1878.) $3.70

—— Verfassungsgeschichte der Vereinigten Staaten von Amerika seit der Administration Jackson's. I. Band: Von der Administration Jackson's bis zur Annexion von Texas. (1878.) $4.40

—— —— II. Band: Von der Annexion von Texas bis zum Compromiß von 1850. (1881.) $4.40

C. O. Hopp. Geschichte der Vereinigten Staaten. 3 Bände. (1884.) Gebunden $1.20

A. Jacobi. Die Johns Hopkins Universität. (1882.) $0.20

N. H. Julius. Nordamerika's sittliche Zustände. Nach eigenen Anschauungen in den Jahren 1834, 1835 und 1836. 2 Bände. Mit Karte von Nordamerika, 2 Musikbeilagen u. 13 lithogr. Tafeln. (1839.) $5.40

Friedrich Kapp. Die Sklavenfrage in den Vereinigten Staaten. Geschichtlich entwickelt. Mit Karte. (1854.) $0.45

—— Leben des amerikanischen Generals Friedrich Wilhelm von Steuben. Mit Steuben's Portrait. (1858.) Gebunden $2.00

☞ Eine äußerst interessante Biographie.

—— Geschichte der Sklaverei in den Vereinigten Staaten von Amerika. (1861.) $1.50

—— Leben des amerikanischen Generals Johann Kalb. Mit Kalb's Portrait in Stahlstich. (1862.) $0.55

—— Geschichte der Deutschen im Staate New York bis zum Anfange des neunzehnten Jahrhunderts. Mit einer Karte. (1868.) Gebunden $1.75

Friedrich Kapp. Friedrich der Große und die Vereinigten Staaten von Amerika. Mit einem Anhang: Die Vereinigten Staaten und das Seekriegsrecht. (1871.) $1.50

—— Der Soldatenhandel deutscher Fürsten nach Amerika. Ein Beitrag zur Culturgeschichte des achtzehnten Jahrhunderts. (1874.) $1.60

—— Aus und über Amerika. Thatsachen und Erlebnisse. 2 Bände. (1876.) $3.50

—— Justus Erich Bollmann. Ein Lebensbild aus zwei Welttheilen. Mit dem Bildniß Bollmann's in Stahlstich. (1880.) $3.30

Karl Knortz. Märchen und Sagen der nordamerikanischen Indianer. $1.85

—— Amerikanische Skizzen. (1876.) $1.50

—— Aus dem Wigwam. Uralte und neue Märchen und Sagen der nordamerikanischen Indianer, wiedererzählt. (1880.) $1.30; cartonnirt $1.65

—— Kapital und Arbeit in Amerika. Vortrag. (1880.) $0.40

—— Aus der transatlantischen Gesellschaft. Nordamerikanische Kulturbilder. (1882.) $2.20

—— Staat und Kirche in Amerika. Vortrag. (1880.) $0.30

—— Shakespeare in Amerika. Eine literar-historische Studie. (1882.) $0.45

—— Mythologie und Civilisation der nordamerikanischen Indianer. (1882.) $0.55

Gustav Körner. Das deutsche Element in den Vereinigten Staaten von Nordamerika, 1818–1848. (1880.) Gebunden $2.50

☞ Enthält interessante und mehr oder weniger ausführliche Angaben über mehrere Hundert Deutsch-Amerikaner, welche in den Jahren 1818–1848 eingewandert sind.

Franz Kottenkamp. Geschichte der Colonisation Amerika's. Nach den Quellen bearbeitet. 2 Bände. I. Bd.: Spanische Colonisation und Herrschaft, von der Entdeckung bis 1809. (1850.) $2.25

—— —— II. Bd.: Colonisation der Portugiesen, Franzosen, Engländer und Holländer bis zur neuesten Zeit. (1850.) $1.80

Rud. Kunz. Bilder aus Amerika, nach eigener achtjähriger Anschauung gezeichnet. (1882.) $0.95

P. Laicus. Amerikanisches Wanderbuch. Land- und Lebensbilder aus Nord- und Mittel-Amerika. Nach L. Biart frei bearbeitet. (1882.) $2.20.

Franz Löher. Geschichte und Zustände der Deutschen in Amerika. (1855.) $1.35

F. Mangold. Geschichte des Bürgerkrieges in den Vereinigten Staaten von Amerika, 1861—1865. Der Feldzug in Nord-Virginien im August 1862. (1881.) $2.95

N. Mohr. Ein Streifzug durch den Nordwesten Amerika s. Festfahrt zur Northern Pacific-Bahn im Herbste 1883. (1884.) $1.85

Wm. Mohr. Mit einem Retourbillet nach dem Stillen Ozean. (1884.) $1.50

John W. von Müller. Reisen in den Vereinigten Staaten, Canada und Merico. Mit Stahlstichen, Lithographien und Holzschnitten, sowie einer Karte des Kaiserreichs Merico und einem Profil des Isthmus von Tehuantepec. 3 Bände. (1864–'65.) $11.00

A. Nagel. Geschichtliche Entwickelung der nordamerikanischen Union. Vorlesungen gehalten vor einer Gesellschaft gebildeter Frauen und Männer. (1854.) $0.55

E. Nauwerck. Statistisches Wörterbuch über die Vereinigten Staaten. (1853.) $1.50

H. Neelmeyer-Vukassowitsch. Die Vereinigten Staaten von Amerika. (1884.) Erscheint in Lieferungen @ 40 Cts.

Karl Friedrich Neumann. Geschichte der Vereinigten Staaen von Amerika. 3 Bände. (1863—1868.) $9.90

F. Oetker. Reise eines deutschen Landwirths durch die Vereinigten Staaten von Nordamerika. (1881.) $0.75

Adolf Ott. Führer nach Amerika. Ein Reisebegleiter und geographisches Handbuch, enthaltend Schilderungen über die Ver. Staaten von Amerika, Canada, Argentinien, Chili, Uruguay, Paraguay und Südbrasilie nunter steter Berücksichtigung der wirthschaftlichen Verhältnisse und Colonisation. Illustrirt. Mit Karten. (1882.) $2.95; gebunden $3.35

C. A. Pajeken. Reiseerinnerungen und Abenteuer aus der neuen Welt. (1861.) $1.50

Franz Daniel Pastorius. Beschreibung von Pennsylvanien. Nachbildung der in Frankfurt a. M. im Jahre 1700 erschienenen Original-Ausgabe. Herausgegeben vom Crefelder Verein für wissenschaftliche Vorträge. Mit einer Einleitung von Friedr. Kapp. Gebunden. (1884.) $0.75

Der deutsche Pionier. Herausgegeben von H. A. Rattermann. Erscheint seit 1869. In monatlichen Heften, per Jahrgang $2.00.

Friedrich Ratzel. Die Vereinigten Staaten von Nord-Amerika. I. Band: Physikalische Geographie und Naturcharakter der Vereinigten Staaten von Nord-Amerika. Mit 12 Holzschnitten und 5 Karten in Farbendruck. (1878.) $5.15.—II. Band: Culturgeographie der Vereinigten Staaten von Nord-Amerika unter besonderer Berücksichtigung der wirthschaftlichen Verhältnisse. Mit 2 Holzschnitten u. 9 Karten in Farbendruck. (1880.) $6.60

—— Städte- und Culturbilder aus Nordamerika. (1876.) 2 Bände $3.30; in 1 Band gebunden $3.70

F. G. L. v. Raumer. Die Vereinigten Staaten von Nordamerika. 2 Theile. Mit Karte der Vereinigten Staaten von Nordamerika. (1845.) $4.50

Karl Rühl. Californien. Ueber dessen Bevölkerung und gesellschaftliche Zustände, politische, religiöse und Schul-Verhältnisse, Handel, Industrie, Minen, Ackerbau u. s. w. Mit Berücksichtigung der Minen-Regionen der benachbarten Staaten und Territorien. Mit einer Karte von Californien, Nevada etc. und einem Plane von San Francisco, nebst Karte der Umgebung. (1867.) $1.00

J. D. Rupp. Chronologisch geordnete Sammlung von mehr als 30,000 Namen von Einwanderern in Pennsylvania aus Deutschland, der Schweiz, Holland, Frankreich und anderen Staaten, von 1727 bis 1776, mit Angabe der Namen der Schiffe, des Einschiffungsortes und des Datums der Ankunft in Philadelphia, nebst geschichtlichen und anderen Bemerkungen, sowie Nachweisung von mehr als 1000 deutschen und französischen Namen in New York vor dem Jahre 1712. (1878.) $2.50

Robert v. Schlagintweit. Die Mormonen oder die Heiligen vom jüngsten Tage von ihrer Entstehung bis auf die Gegenwart. (1878.) $1.85

—— Die Prärien des amerikanischen Westens. Mit Illustrationen. (1876.) $1.35; gebunden $1.70

—— Californien. Land und Leute. Mit Illustrationen. (1876.) $1.35; gebunden $2.20

—— Die Amerikanischen Eisenbahneinrichtungen. Auf Grund eigener Anschauungen und persönlicher Wahrnehmungen und Erfahrungen. Mit Illustrationen. (1882.) $0.75

—— Die Santa Fé und Süd-Pacificbahn in Nordamerika. Mit Illustrationen. (1883.) $2.95

Rudolf Schleiden. Reise-Erinnerungen aus den Vereinigten Staaten von Amerika. (1873.) $0.30

Eugen Schlief. Die Verfassung der Nordamerikan. Union. (1880.) $3.30

E. R. Schmidt. Geschichte des amerikanischen Bürgerkrieges. Mit Stahlstichen und Karten. (1871.) Gebunden $5.00

H. E. Schneider. Atlantis Germanica. Beiträge zur Geschichte der Deutschen in Amerika von ihrer ersten Einwanderung bis zu ihrer gegenwärtigen Ausbreitung. (1883.) $0.40

J. Schönhof. Ueber die volkswirthschaftlichen Fragen in den Vereinigten Staaten. (1882.) $0.35

Hermann A. Schumacher. Petrus Martyr, der Geschichtsschreiber des Weltmeeres. Eine Studie. Mit einer Karte aus dem Jahre 1510. (1879.) $1.25; in biegsame Leinwand gebunden $1.75

Oswald Seidensticker. Geschichte der Deutschen Gesellschaft von Pennsylvanien. Von der Zeit der Gründung 1764 bis zum Jahre 1876. Festgabe zum Jubeljahre der Republik. Verfaßt auf Veranlassung der Deutschen Gesellschaft. (1876.) Gebunden $2.00

—— Die erste Deutsche Einwanderung in Amerika und die Gründung von Germantown, im Jahre 1683. Festschrift zum deutsch-amerikanischen Pionier-Jubiläum am 6. October 1883. (1883.) Gebunden $0.50

H. Semler (San Francisco). Das Reisen nach und in Nordamerika, den Tropenländern und der Wildniß, sowie die Tour um die Welt. Mit einem Anhang: Wo bleiben die Vermißten? (1884.) $1.85

C. Stangl. Spaziergang nach Nordamerika. Reiseerlebnisse, zur Belehrung und Unterhaltung geschildert. (1880.) $0.95

Max Steffen. Die Landwirthschaft bei den altamerikanischen Kulturvölkern. (1883.) $1.20

Talvj. Geschichte der Colonisation von Neu-England. Von den ersten Niederlassungen daselbst im Jahre 1607 bis zur Einführung der Provinzialverfassung von Massachusetts im Jahre 1692. Nach den Quellen bearbeitet. Nebst einer Karte von Neu-England im Jahre 1674. (1847.) $3.15

Arnim Tenner. Amerika. Der heutige Standpunkt der Kultur in den Vereinigten Staaten. Monographien aus der Feder hervorragender deutsch-amerikanischer Schriftsteller. Dazu als Anhang: Tenner's Deutsch-Amerikanisches Vademecum. Kurzgefaßte Erläuterungen amerikanischer Eigenthümlichkeiten in Sprache u. Leben. (1884.) $2.95

Max v. Thielmann. Vier Wege durch Amerika. Mit Illustrationen in Holzschnitt, Lichtdruck und Kupferstich u. 3 chromo-lithographischen Karten. Gebunden in Leinwand. (1879.) $11.00

Louis u. Georges Verbrugghe. Reisen und Jagden in Nord-Amerika. Autorisirte Uebersetzung von H. Schubert. (1881.) $1.85; geb. $2.20

E. Wislicenus. Columbus oder die Entdeckung von Amerika. Eine Schrift für das deutsche Volk. (1852.) $0.45

—— Washington oder die Entstehung der nordamerikanischen Freistaaten. Eine Schrift für das deutsche Volk. (1852.) $0.45

G. A. Wislicenus. Aus Amerika. 1. Heft. Meine Reise nach Amerika, ihr Anlaß und ihr Verlauf. 1—11. Brief. (1854.) $0.30

—— —— 2. Heft. 12—19. Brief. (1854.) $0.25

Herm. Zschokke. Nach Nordamerika und Canada. Schilderungen von Land und Leuten. (1881.) $2.60; gebunden $2.95

Zu beziehen von

E. Steiger & Co. in New York.



